



**digital paper project**

*Neil Gaiman*

# NIEMALS- LAND

*Roman*

*Aus Dem Englischen von Tina Hohl*

*Hoffmann und Campe*

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel NEVERWHERE bei BBC Books, London

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

*Gaiman, Neil*

Niemalsland: Roman / Neil Gaiman. Aus dem Engl. von Tina Hohl.

-2. Aufl.-Hamburg: Hoffmann und Campe, 1997

Einheitssacht.: Neverwhere <dt>

ISBN 3-455-02307-X

Copyright © 1996 by Neil Gaiman

Deutsche Ausgabe

Copyright © 1997 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Schutzumschlaggestaltung: Buchholz, Hinsch, Hensinger

Satz: Utesch Satztechnik GmbH, Hamburg

Druck und Bindung: Graphischer Großbetrieb Pößneck

Printed in Germany

Ich bin niemals im St. John's Wood gewesen. Ich traue mich nicht hin. Ich hätte Angst vor der unendlichen Nacht der Tannen, Angst davor, auf einen blutroten Blütenkelch zu treten, oder vor dem Schlagen der Adlerflügel.«

G. K. Chesterton,  
Der Held von Notting Hill

## *Prolog*

Der Abend, bevor Richard nach London fuhr, war nicht besonders gelungen.

Anfangs hatte er sich noch gut amüsiert: Es hatte ihm Spaß gemacht, die Abschiedskarten zu lesen und sich von mehreren nicht gerade unattraktiven jungen Damen seiner Bekanntschaft umarmen zu lassen; er hatte sich über die Warnungen vor den Nachteilen und Gefahren Londons gefreut und über einen weißen Regenschirm mit dem Plan des Londoner U-Bahn-Netzes darauf, für den seine Freunde zusammengelegt hatten; die ersten paar Gläser Bier waren ihm noch bestens bekommen, doch dann stellte er fest, daß er sich mit jedem folgenden Glas Bier bedeutend weniger gut amüsierte; bis er nun zitternd auf dem Bürgersteig vor dem Pub saß, die Vor- und Nachteile des Sich-Übergebens und Sich-nicht-Übergebens gegeneinander abwog und sich gar nicht mehr amüsierte.

Im Pub feierten Richards Freunde weiter seine bevorstehende Abreise, mit einer Begeisterung, die Richards Meinung nach schon an Bösartigkeit grenzte.

Angestrengt hielt er sich an dem zusammengerollten Regenschirm fest und fragte sich, ob es wirklich so eine gute Idee sei, nach London zu gehen.

»Paß lieber auf«, sagte eine brüchige alte Stimme. »Die scheuchen dich hier weg, bevor du weißt, wie dir geschieht. Tüt mich auch nicht wundern, wenn sie dich gleich einbuchten.« Zwei stechende Augen starrten ihn aus einem vogelartigen, schmutzigen Gesicht an. »Alles in Ordnung?«

»Ja, danke«, sagte Richard.

Das schmutzige Gesicht wurde weicher.

»Hier, armer Jung'«, sagte sie und drückte Richard ein Fünzig-Pence-Stück in die Hand. »Wie lange bist du denn schon auf der Straße?«

»Ich bin nicht obdachlos«, erklärte Richard verlegen und versuchte, der alten Frau ihre Münze zurückzugeben. »Bitte - nehmen Sie Ihr Geld. Es geht mir gut. Ich bin nur rausgegangen, um ein bißchen frische Luft zu schnappen. Ich fahre morgen nach London«, erläuterte er.

Sie blickte mißtrauisch zu ihm herab, nahm dann ihre fünfzig Pence zurück und ließ sie in den Schichten von Mänteln und Tüchern verschwinden, in die sie gehüllt war.

»In London war ich schon mal«, vertraute sie ihm an. »Ich war da verheiratet. Aber er hat nichts getaugt. Meine Mutter hat immer gesagt, ich soll nicht nach auswärts heiraten, doch ich war jung und schön, auch wenn man mir das heute nicht mehr ansieht, und ich hab' meinem Herzen gehorcht.«

»Ja, gewiß«, sagte Richard. Die Überzeugung, daß er sich gleich übergeben müßte, begann langsam zu schwinden.

»Und dann hatte ich den Salat. Ich hatte kein Dach überm Kopf, ich weiß, wie das ist«, sagte die alte Frau. »Deshalb hab' ich gedacht, du wärst auch obdachlos. Weshalb gehst du nach London?«

»Ich hab' da einen Job«, erzählte er ihr stolz.

»Was für einen?« fragte sie.

»Ähm, im Wertpapiergeschäft«, sagte Richard.

»Ich war Tänzerin«, sagte die alte Frau, und sie torkelte unbeholfen auf dem Gehweg herum und sumgte tonlos vor sich hin. Dann schaukelte sie hin und her wie ein Kreisel, kurz bevor er zum Stillstand kommt, und hörte schließlich, Richard zugewandt, wieder auf.

»Streck die Hand aus«, sagte sie ihm, »dann sag' ich dir die

Zukunft voraus.«

Er gehorchte.

Sie legte ihre alte Hand in seine und blinzelte ein paarmal wie eine alte Eule, die eine Maus verschluckt hat und nun Verdauungsbeschwerden bekommt.

»Du hast einen weiten Weg vor dir ...«, sagte sie.

»London«, sagte Richard.

»Nicht nur London ... « Sie zögerte. »Nicht das London, das ich kenne.«

Es begann zu regnen.

»Tut mir leid«, sagte die alte Frau. »Mit Türen fängt es an.«  
»Türen?«

Sie nickte. Der Regen wurde stärker. »Ich an deiner Stelle würde auf Türen achten.«

Richard stand ein wenig schwankend auf. »Ist gut«, sagte er, etwas unsicher, wie man mit einer solchen Information umzugehen habe. »Mach' ich. Danke.«

Die Tür des Pubs ging auf, und Licht und Lärm schwappten auf die Straße.

»Richard? Alles in Ordnung?«

»Ja, mir geht's gut. Bin gleich wieder da.«

Die alte Dame wackelte schon wieder die Straße hinunter. Sie wurde naß.

Richard hatte das Gefühl, er müsse etwas für sie tun: Geld konnte er ihr jedoch keins geben. Er eilte ihr nach. »Hier!« sagte er. Er fingerte an dem Schirm herum, um den Knopf zum Öffnen zu finden. Dann ein Klick, und der Regenschirm erblühte zu einem riesigen U-Bahn-Plan.

Die alte Frau nahm ihn entgegen. Sie nickte.

»Du hast ein gutes Herz. Manchmal reicht das, um einen zu beschützen, wo man auch hingeht.« Dann schüttelte sie den

Kopf. »Aber meistens nicht.«

Ein Windstoß drohte ihr den Schirm zu entreißen, doch sie hielt ihn fest. Sie schlang ihre Arme darum. Dann ging sie in den Regen und die Nacht hinaus, eine weiße Gestalt, bedeckt mit den Namen von U-Bahnhöfen: Earl's Court, Marble Arch, Blackfriars, White City, Victoria, Angel, Oxford Circus ...

Richard ertappte sich dabei, wie er in seinem Suff darüber nachdachte, ob es am Oxford Circus wohl wirklich einen Zirkus gab: einen echten Zirkus mit Clowns und schönen Frauen und gefährlichen Tieren.

Die Tür des Pubs öffnete sich: ein Lärmschwall, als sei drinnen gerade die Lautstärke aufgedreht worden. »Richard, du Wichser, das ist deine Scheißparty, und du verpaßt alles.«

Er ging zurück in den Pub. Der Drang, sich zu übergeben, hatte sich in Anbetracht der seltsamen Begegnung verflüchtigt.

»Du siehst aus wie eine ersoffene Ratte«, sagte jemand. »Du hast doch noch nie eine ersoffenen Ratte gesehen«, erwiderte Richard.

Jemand anders reichte ihm einen großen Whisky. »Hier, runter damit. In London kriegst du nämlich keinen echten Scotch.«

»Doch, bestimmt«, seufzte Richard. Wasser tropfte ihm aus den Haaren in den Drink. »In London gibt es alles.« Und er stürzte den Scotch hinunter, und dann noch einen, und dann verschwamm der Abend und zersplitterte in Bruchstücke; und hinterher erinnerte er sich nur noch an das Gefühl, daß er etwas, das Sinn machte, für etwas Riesengroßes und Altes verließ, das keinen Sinn machte, und daran, daß er endlos lange in einen Rinnstein voller Regenwasser kotzte, irgendwo kurz vor Morgengrauen, und daran, wie eine weiße Gestalt, eine Art kleiner, runder Käfer, sich im Regen von ihm entfernte.



Am nächsten Morgen stieg Richard in den Zug nach London, Euston. Seine Mutter gab ihm einen kleinen Kuchen mit, den sie für die Reise gebacken hatte, und eine Thermosflasche voll Tee; und Richard Mayhew fuhr nach London und fühlte sich grauenhaft.

## *Noch ein Prolog*

### *Vierhundert Jahre früher*

Es war Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, und es regnete in der Toskana: ein kalter, gemeiner Regen, der die Welt grau färbte.

Ein Schmutzfleck schwarzen Qualms stieg von dem kleinen Kloster auf dem Berg in den frühmorgendlichen Himmel auf.

Zwei Männer saßen auf dem Berg und sahen zu, wie das Gebäude zu brennen anfang.

»Das, Mister Vandemar«, sagte der kleinere von beiden und deutete mit einer schmierigen Hand auf den Qualm, »wird eine ausgemacht feine Konflagration, wenn es erst mal richtig zu konflagrieren anfängt. Obwohl ich mich als wahrheitsliebendes Individuum genötigt sehe, Zweifel daran zu äußern, daß noch irgendeiner der Bewohner in der Lage sein wird, dies voll und ganz zu würdigen.« »Weil sie dann tot sind, meinen Sie, Mister Croup?« fragte sein Begleiter. Er aß etwas, das aussah, als wäre es mal ein junger Hund gewesen. Mit seinem Messer schnitt er große Fleischfetzen von den Knochen und steckte sie sich in den Mund.

»Weil, wie Sie so klug erkannt haben, erlauchter Freund, sie dann tot sind.«

Und so kann man die beiden Sprecher unterscheiden: Erstens ist Mr. Vandemar, wenn beide stehen, zweieinhalb Köpfe größer als Mr. Croup.

Zweitens sind Mr. Croups Augen von einem verblichenen Chinablau, während Mr. Vandemars Augen braun sind. Drittens trägt Mr. Vandemar an seiner rechten Hand Ringe, die er aus den

Schädeln von vier großen Raben gefertigt hat, Mr. Croup hingegen trägt keinen sichtbaren Schmuck.

Viertens mag Mr. Croup Wörter, während Mr. Vandemar immer hungrig ist.

Das Kloster ging mit einem lauten Fauchen in Flammen auf: Es konflagrierte.

»Lauch mag ich nicht«, sagte Mr. Vandemar. »Schmeckt fade.«

Jemand schrie, dann rumpelte es laut, als das Dach einstürzte, und donnernd schlugen die Flammen in die Höhe. »Da war jemand nicht tot«, sagte Mr. Croup. »Ist es aber jetzt«, sagte Mr. Vandemar, und er aß noch ein Stück rohen Hund. Er hatte sein Mittagessen auf dem Weg vom Kloster tot in einem Graben gefunden. Das sechzehnte Jahrhundert gefiel ihm. »Was jetzt?« fragte er.

Grinsend entblöbte Mr. Croup Zähne, die wie ein Unfall auf einem Friedhof aussahen. »Heute in etwa vierhundert Jahren«, sagte er. »In Unter-London.«

Mr. Vandemar verdaute dies zusammen mit ein wenig Hund. Schließlich fragte er: »Leute umbringen?« »Oh ja«, sagte Mr. Croup. »Darauf können Sie Gift nehmen.«

## *Kapitel Eins*

Sie war jetzt vier Tage lang gerannt, planlos durch Gänge und Tunnel geflohen. Sie war hungrig und erschöpft, und die Türen ließen sich immer schwerer öffnen.

Sie fand ein Versteck, eine winzige steinerne Höhle unter der Welt, in der sie in Sicherheit war, zumindest betete sie und endlich schlief sie.



Mr. Croup hatte ROSS auf dem letzten Wandermarkt engagiert, der in der Westminster Abbey abgehalten wurde. »Betrachten Sie ihn«, sagte er zu Mr. Vandemar, »als Kanarienvogel.«

»Singt er?« fragte Mr. Vandemar.

»Da habe ich meine Zweifel, da habe ich allergrößte Zweifel. Nein, mein feiner Freund, das war metaphorisch gemeint: Ich dachte eher an die Vögel, die man mit ins Bergwerk nimmt, um das Gas zu bemerken.« Vandemar nickte.

Abgesehen davon hatte Mr. ROSS keine Ähnlichkeit mit einem Kanarienvogel: Er war riesengroß - fast so groß wie Mr. Vandemar - und schmutzig, und er sagte sehr wenig, hatte ihnen jedoch ausdrücklich erklärt, daß er gern töte und diese seine Sache gut mache; und darüber amüsierten sich Mr. Croup und Mr. Vandemar, wie etwa Dschingis-Khan sich über das Geprahle eines jungen Mongolen amüsiert haben mag, der gerade sein erstes Dorf geplündert oder seine erste Jurte in Brand gesteckt hatte. Er war ein Kanarienvogel, ohne es zu wissen. Mr. ROSS

ging also voran, in seinem dreckigen T-Shirt und seinen verkrusteten Jeans, und Croup und Vandemar folgten ihm in ihren eleganten schwarzen Anzügen.

Es raschelte in der Dunkelheit des Tunnels; Mr. Vandemars Messer war in seiner Hand, und dann war es nicht mehr in seiner Hand, sondern zitterte leise in fast zehn Meter Entfernung.

Er ging hinüber und hob es auf. Die Klinge hatte eine Ratte durchbohrt. Ihr Maul öffnete und schloß sich hilflos, während sie ihr Leben aushauchte. Er zerquetschte ihren Schädel zwischen Daumen und Finger.

»Na, wenigstens eine Ratte, die nicht mehr Mäuschen spielen wird«, sagte Mr. Croup. Er lachte leise über seinen eigenen Witz.

Mr. Vandemar sagte nichts. »Ratte. Mäuschen. Kapiert?«

Mr. Vandemar zog die Ratte von der Klinge und begann nach-denklich daran zu kauen.

Mr. Croup schlug sie ihm aus den Händen. »Lassen Sie das«, sagte er. Mr. Vandemar steckte etwas verdrossen sein Messer weg.

»Kopf hoch!« zischte Mr. Croup ermutigend. »Das wird nicht die letzte Ratte gewesen sein. Und jetzt weiter! Wir haben zu tun. Leuten zu schaden.«



Drei Jahre in London hatten zwar Richard nicht verändert, aber den Eindruck, den er von der Stadt hatte. Gleich nach seiner Ankunft war London ihm riesig erschienen, seltsam, zutiefst unbegreiflich. Allein der U-Bahn-Plan verlieh der Stadt einen Anschein von Ordnung.

Nach und nach war ihm klargeworden, daß der U-Bahn-Plan

eine praktische Fiktion war, die einem zwar das Leben erleichterte, jedoch keinerlei Ähnlichkeit mit der Realität aufwies: Wie die Mitgliedschaft in einer politischen Partei, hatte er einmal stolz gedacht und sich dann, nachdem er auf einer Party einem Häuflein perplexer fremder Leute die Ähnlichkeit zwischen dem U-Bahn-Plan und der Politik zu erklären versucht hatte, entschlossen, politische Kommentare in Zukunft anderen zu überlassen. Mit der Zeit stellte er fest, daß London ihm selbstverständlich geworden war; nach einer Weile begann er stolz darauf zu sein, daß er keine der Londoner Sehenswürdigkeiten besichtigt hatte (außer dem Tower of London, als seine Tante Maud für ein Wochenende in der Stadt war und Richard widerwillig den Fremdenführer für sie spielen mußte). Mit Jessica änderte sich all das. Zu seinem Erstaunen begleitete Richard sie an ansonsten vernünftigen Wochenenden an Orte wie die National Gallery und die Tate, wo er lernte, daß einem die Füße wehtun, wenn man zu lange in Galerien herumläuft, daß die großen Kunstschatze der Welt nach einer Weile alle miteinander verschwimmen und daß es beinahe die Grenzen des menschlichen Vorstellungsvermögens überschreitet, wieviel in einer Museumscafeteria ein Stück Kuchen und eine Tasse Tee kosten.

»Hier, dein Tee und dein Eclair«, sagte er. »Es wäre billiger gewesen, einen von diesen Tintoretos zu kaufen.« »Übertreib nicht«, erwiderte Jessica munter. »Außerdem gibt es in der Tate keine Tintoretos.« »Ich hätte doch so ein Stück Kirschkuchen nehmen sollen«, meinte Richard. »Dann könnten sie sich jetzt noch einen van Gogh leisten.«

»Nein«, sagte Jessica völlig richtig, »könnten sie nicht.« Richard hatte Jessica in Frankreich kennengelernt, auf einem Wochenend-trip nach Paris vor zwei Jahren; ausgerechnet im Louvre, wo er auf der Suche nach seinen Kollegen, die die Reise

organisiert hatten, rückwärts in Jessica hineingelaufen war, die gerade einen extrem großen, historisch bedeutenden Diamanten betrachtete. Er versuchte, sich auf Französisch bei ihr zu entschuldigen, gab auf und begann, sich auf Englisch zu entschuldigen, und dann versuchte er, sich auf Französisch dafür zu entschuldigen, daß er sich auf Englisch entschuldigen mußte, bis er merkte, daß Jessica so englisch war, wie man nur irgend sein konnte, und dann ließ sie sich von ihm als Entschuldigung ein teures französisches Sandwich kaufen und einen moussierenden Apfelsaft zu einem horrenden Preis, und, tja, so fing eigentlich alles an.

Danach war es ihm nicht mehr gelungen, Jessica davon zu überzeugen, daß er nicht der Typ war, der in Kunstgalerien ging.

Richard war von Jessica, die schön war und oft recht witzig und es mit Sicherheit zu etwas bringen würde, zutiefst beeindruckt. Und Jessica sah in Richard ein enormes Potential, das ihn, wenn es von der richtigen Frau entsprechend genutzt wurde, zum perfekten Ehe-Accessoire machen würde. Wenn er nur ein bißchen zielstrebig wäre, pflegte sie vor sich hin zu murmeln, und so schenkte sie ihm Bücher mit Titeln wie *Dress for Success* und *Hundertfünfundzwanzig Tips erfolgreicher Männer* und andere über die Kunst, ein Geschäft wie einen militärischen Feldzug zu leiten, und Richard bedankte sich immer und nahm sich immer vor, sie zu lesen. Sie kaufte ihm die Kleidung, die er ihrer Meinung nach tragen sollte - und er trug sie, unter der Woche; und eines Tages, als sie den Zeitpunkt für gekommen hielt, sagte sie ihm, sie würden jetzt einen Verlobungsring kaufen gehen.

»Warum bist du mit ihr zusammen?« fragte Garry aus der Buchhaltung achtzehn Monate später. »Sie ist doch schrecklich.«

Richard schüttelte den Kopf. »Wenn man sie erst mal richtig

kennenlernt, ist sie wirklich nett.«

Garry stellte den Troll, den er von Richards Schreibtisch genommen hatte, wieder hin. »Wundert mich bloß, daß sie dich hiermit noch spielen läßt.«

»Das Thema ist nie zur Sprache gekommen«, sagte Richard. Das Thema war sehr wohl zur Sprache gekommen. Jessica hatte sich jedoch eingeredet, Richards Trollsammlung sei ein Zeichen lebenswürdiger Exzentrik, vergleichbar mit Mr. Stocktons Engelsammlung. Jessica war gerade dabei, eine Wanderausstellung von Mr. Stocktons Engelsammlung zu organisieren, und sie war zu dem Schluß gekommen, daß große Männer immer irgend etwas sammeln. Eigentlich sammelte Richard gar keine Trolle. In Wirklichkeit hatte er bloß in einem schwachen und ziemlich erfolglosen Versuch, seiner Arbeitswelt ein wenig Persönlichkeit einzuhauchen, an strategisch wichtigen Punkten seines Schreibtischs Plastiktrolle verteilt. Außerdem stand da ein Foto von Jessica. Heute klebte ein gelber Post-it-Zettel daran.

Es war Freitag nachmittag.

Richard hatte festgestellt, daß Ereignisse Feiglinge waren: Sie traten nicht einzeln auf, sondern in Rudeln, und stürzten alle auf einmal über ihn herein. Zum Beispiel an diesem Freitag.

Es war, wie ihm Jessica im letzten Monat mindestens ein Dutzend Mal erklärt hatte, der wichtigste Tag seines Lebens. Natürlich nicht der wichtigste Tag *ihres* Lebens. Das würde irgendein Tag in der Zukunft sein, wenn sie, woran Richard nicht zweifelte, Premierministerin, Königin oder Gott würde. Doch es war ohne Frage der wichtigste Tag *seines* Lebens. Und so war es Pech, daß Richard ihn, trotz des Post-it-Zettels zu Hause an seiner Kühlschrankschranktür und trotz des anderen Post-it-Zettels an dem Foto von Jessica auf seinem Schreibtisch, total vergessen hatte.



Außerdem hatte er den Kopf mit dem längst überfälligen Wandsworth-Bericht voll. Richard prüfte eine weitere Zahlenreihe; dann bemerkte er, daß Seite siebzehn verschwunden war, und ließ sie noch mal ausdrucken; kontrollierte noch eine Seite, und er wußte, wenn man ihn nur in Ruhe arbeiten ließe ... wenn, Wunder über Wunder, das Telefon nicht klingelte ...

Es klingelte. Er schaltete auf Lautsprecher. »Hallo? Richard? Der Chef möchte wissen, wann er den Bericht bekommt.« Richard schaute auf seine Armbanduhr. »In fünf Minuten, Sylvia. Ich bin fast fertig. Es fehlt nur noch die Gewinn-und-Verlust-Prognose.« »Danke, Dick. Ich hol's mir gleich ab.« Sylvia war, wie sie gern erklärte, »die persönliche Assistentin des Geschäftsführers«, und sie verbreitete eine Atmosphäre knackig frischer Effizienz.

Er drückte noch einmal auf den Knopf, und das Telefon klingelte sofort wieder.

»Richard«, sagte der Lautsprecher mit Jessicas Stimme, »hier ist Jessica. Du hast es doch nicht vergessen, oder?« »Vergessen?« Er versuchte sich zu erinnern, was er vergessen haben könnte. Hilfesuchend schaute er Jessicas Foto an und fand die benötigte Hilfe in Form eines gelben Post-it-Zettels, der an ihrer Stirn klebte. »Richard? Nimm den Hörer ab.« Er nahm den Hörer ab und las dabei den Post-it-Zettel. »Tut mir leid, Jess. Nein, ich hab's nicht vergessen. Heute abend um sieben, im Ma Maison Italiano. Treffen wir uns da?«

»Jessica, Richard. Nicht Jess.« Sie zögerte einen Moment. »Nach allem, was letztesmal passiert ist? Lieber nicht. Du würdest dich sogar in deinem eigenen Garten verlaufen, Richard.«

Richard wollte sie gerade darauf hinweisen, daß schließlich *jeder* die National Gallery mal mit der National Portrait Gallery

hätte verwechseln können und daß es schließlich nicht *sie* gewesen war, die den ganzen Tag im Regen gestanden hatte (was seiner Meinung nach ein ebenso großes Vergnügen war, wie in einer der beiden Galerien herumzulaufen, bis ihm die Füße wehtaten), doch er besann sich eines Besseren.

»Ich hol' dich bei dir zu Hause ab«, sagte Jessica. »Wir können zusammen zu Fuß hingehen.« »Okay, Jess. Jessica - 'tschuldigung.«

»Du *hast* doch unsere Reservierung bestätigt, oder, Richard?«

»Ja«, log Richard überzeugend. Das andere Telefon auf seinem Schreibtisch hatte begonnen, schrill zu klingeln. »Jessica, hör mal, ich ...«

»Gut«, sagte Jessica, und sie unterbrach die Verbindung. Die größte Summe, die Richard je für etwas ausgegeben hatte, hatte er vor achtzehn Monaten für Jessicas Verlobungsring bezahlt.

Er nahm das andere Telefon ab. »Hi, Dick«, sagte Garry. »Ich bin's, Garry.« Garry saß ein paar Tische von Richard entfernt. Er winkte Richard von seinem leuchtend trollfreien Schreibtisch aus zu. »Bleibt es dabei, daß wir noch einen zusammen trinken? Du hast gesagt, wir könnten die Merstham-Sache noch mal durchgehen.«

»Geh aus der verdammten Leitung, Garry. Natürlich bleibt es dabei.«

Richard legte auf. Am unteren Ende des Post-it-Zettels stand eine Telefonnummer; Richard hatte sich die Notiz vor ein paar Wochen selbst geschrieben. Und er *hatte* einen Tisch reserviert; da war er fast sicher. Aber er hatte die Reservierung nicht bestätigt. Er hatte es immer vorgehabt, aber es gab so viel zu tun, und Richard wußte, daß der Termin noch lange hin war. Doch

Ereignisse treten in Rudeln auf... Sylvia stand jetzt neben ihm.  
»Dick? Der Wandsworth-Bericht?«

»Fast fertig, Sylvia. Eine Sekunde noch, ja?« Er tippte die Nummer zu Ende ein und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als jemand abnahm. »Ma Maison. Sie wünschen bitte?«

»Einen Dreiertisch für heute abend«, sagte Richard. »Ich glaube, ich habe schon einen reservieren lassen. Wenn ja, möchte ich hiermit die Reservierung bestätigen. Wenn nein, würde ich gerne einen reservieren. Bitte.« Nein, sie hatten keinen Vermerk über einen Tisch für heute abend auf den Namen Mayhew. Oder Stockton. Oder Bartram - Jessicas Nachname. Und was eine Reservierung anging...

Es waren nicht die Worte, die Richard unfreundlich fand, es war der Ton, in dem die Information vermittelt wurde. Ein Tisch für *heute* abend hätte auf jeden Fall schon vor Jahren gebucht werden müssen, vielleicht von Richards Eltern. *Heute* abend könne er unmöglich einen Tisch bekommen: Wenn der Papst, der Premierminister und der französische Präsident heute abend ohne eine bestätigte Reservierung ankämen, würden sogar sie vor die Tür gesetzt. »Aber es ist für den Chef meiner Verlobten. Ich weiß, ich hätte früher anrufen müssen. Wir sind doch nur zu dritt, könnten Sie nicht *bitte* ...« Man hatte aufgelegt.

»Richard?« sagte Sylvia. »Der Chef wartet.« »Glauben Sie«, fragte Richard, »daß sie mir einen Tisch geben, wenn ich noch mal anrufe und ihnen Geld dafür biete?«



In ihrem Traum waren sie alle zusammen im Haus. Ihre Eltern, ihr Bruder, ihre Schwester. Sie standen im Ballsaal. Sie waren alle so blaß, so ernst. Portia, ihre Mutter, berührte ihre

Wange und sagte ihr, sie sei in Gefahr. In ihrem Traum lachte Door und erwiderte, das wisse sie. Ihre Mutter schüttelte den Kopf: Nein, nein - *jetzt* sei sie in Gefahr. *Jetzt*. Door öffnete die Augen. Die Tür ging auf, ganz leise; sie hielt den Atem an.

Leise Schritte auf den Steinen. *Vielleicht bemerkt er mich nicht*, dachte sie. *Vielleicht geht er wieder*. Und dann dachte sie verzweifelt: *Ich habe Hunger*.

Die Schritte hielten inne. Sie war gut versteckt, das wußte sie, unter einem Haufen Zeitungen und Lumpen. Und es war möglich, daß der Eindringling ihr nichts Böses wollte. *Kann er mein Herz nicht klopfen hören?* Und dann kamen die Schritte näher, und sie wußte, was sie zu tun hatte, und das machte ihr angst.

Eine Hand zog weg, worunter sie sich verbarg, und sie blickte in ein ausdrucksloses Gesicht, das sich zu einem böartigen Lächeln verzog. Sie rollte sich zur Seite und krümmte sich, und die Messerklinge, die auf ihre Brust gezielt hatte, traf sie in den Oberarm.

Bis zu diesem Moment hätte sie nie geglaubt, daß sie es tun könnte. Hätte nie geglaubt, daß sie mutig genug sein würde oder ängstlich genug oder verzweifelt genug, sich das zu trauen. Aber sie streckte eine Hand nach seiner Brust aus, und sie *öffnete* ...

Es war naß und warm und glitschig, und sie schob sich unter dem Mann hervor, erhob sich schwankend und stolperte aus dem Raum.

In dem engen, niedrigen Tunnel draußen sackte sie gegen die Wand und versuchte keuchend und schluchzend wieder zu Atem zu kommen.

Sie war am Ende ihrer Kräfte. Sie konnte nicht mehr. In ihrer Schulter begann es zu pochen. *Das Messer*, dachte sie. Doch sie war in Sicherheit.

»Ach, du meine Güte«, sagte zu ihrer Rechten eine Stimme aus der Dunkelheit. »Sie hat Mr. ROSS überlebt. Das ist ja allerhand, Mister Vandemar.« Die Stimme klang so, wie brauner Schleim sich anfühlt.

»Das ist auch allerhand, Mister Croup«, sagte eine ausdruckslose Stimme zu ihrer Linken.

Ein Licht wurde angezündet und flackerte. »Uns jedoch«, sagte Mr. Croup, und seine Augen leuchteten in der Dunkelheit unter der Erde, »wird sie nicht überleben.« Door stieß ihm kräftig das Knie in die Leistengegend: Sie spürte, wie sich unter dem Stoff etwas krümmte, und sie rannte los, die rechte Hand auf der linken Schulter. Und sie rannte.



»Dick?«

Richard wischte die Unterbrechung mit einer Handbewegung weg. Er hatte das Leben jetzt fast unter Kontrolle. Nur noch einen Moment ...

Garry wiederholte seinen Namen noch mal. »Dick? Es ist halb sieben.« »Es ist *was*?«

Papiere und Stifte und Kalkulationstabellen und Trolle landeten in Richards Aktentasche. Er ließ die Tasche zuschnappen und rannte los.

Seinen Mantel zog er im Gehen an. Garry folgte ihm. »Gehen wir denn nun einen trinken?« »Einen trinken?«

»Wir wollten eigentlich heute abend über die Merstham-Sache reden. Weißt du noch?«

Das war heute? Richard hielt einen Moment inne. Wenn Desorganisation, beschloß er, jemals zu einer olympischen Disziplin würde, könnte er darin für England antreten. »Garry«,

sagte er. »Tut mir leid. Meine Schuld. Ich muß mich heute mit Jessica treffen. Wir gehen mit ihrem Chef essen.«

»Mister Stockton? Von Stockton 's? *Der* Stockton?«

Richard nickte.

Sie eilten die Treppe hinunter.

»Da wirst du dich bestimmt gut amüsieren«, sagte Garry. »Und wie geht's dem Schrecken vom Amazonas?« »Jessica kommt aus Ilford, Garry. Und sie ist immer noch das Licht und die Liebe meines Lebens, danke der Nachfrage.« Damit waren sie in der Lobby angekommen, und Richard schoß auf die Automatiktür zu, die auf sensationelle Weise geschlossen blieb.

»Es ist nach sechs, Mister Mayhew«, sagte Mr. Figgis, der Pförtner des Gebäudes. »Sie müssen sich aus der Anwesenheitsliste austragen, wenn Sie gehen wollen.« »Das hat mir noch gefehlt«, sagte Richards zu niemandem im Besonderen, »das hat mir wirklich noch gefehlt.« Mr. Figgis roch schwach nach Hustensaft und besaß weitverbreiteten Gerüchten zufolge eine umfassende Sammlung von Softcore-Pornographie. Er bewachte die Türen mit einer Sorgfalt, die an Irrsinn grenzte, denn er hatte es nie richtig wiedergutmachen können, daß sich eines Abends die Computerausrüstung eines gesamten Stockwerks verabschiedet hatte, zusammen mit zwei Topfpalmen und dem Axminster-Teppich des Geschäftsführers. »Aus unserem Drink wird also nichts?« »Tut mir leid, Garry. Paßt es dir am Montag?« »Klar. Montag ist mir recht. Bis Montag.« Mr. Figgis inspizierte ihre Unterschriften und vergewisserte sich, daß sie keine Computer, Topfpalmen oder Teppiche mit sich führten, dann drückte er einen Knopf unter seinem Schreibtisch, und die Tür glitt auf. »Türen«, sagte Richard.



Die Unterführung verzweigte und teilte sich; ohne zu überlegen, in welche Richtung, lief sie immer weiter, in Tunnel abtauchend und stolpernd und Haken schlagend. Hinter ihr schlenderten Mr. Croup und Mr. Vandemar, so ruhig und heiter, als sähen sie sich die Ausstellung im Crystal Palace an.

Wenn sie zu einer Kreuzung kamen, kniete Mr. Croup sich hin, suchte den nächsten Blutfleck, und dem folgten sie dann. Wie Hyänen hetzten sie ihre Beute, damit sie müde wurde. Sie konnten warten. Sie hatten alle Zeit der Welt.



Zur Abwechslung war das Glück mal auf Richards Seite. Er fand ein Taxi mit einem besonders engagierten Fahrer, der Richard auf einer unglaublichen Route nach Hause brachte, durch Straßen, die Richard nie zuvor bemerkt hatte. Er sprang aus dem Wagen, ließ ein Trinkgeld und seine Aktentasche zurück, schaffte es, das Taxi noch einmal anzuhalten, bevor es die Hauptstraße erreicht hatte, bekam seine Aktentasche wieder und lief dann die Treppe hinauf in seine Wohnung. Kaum daß er den Korridor betreten hatte, fing er an, sich auszuziehen: Seine Aktentasche wirbelte durch den Raum und machte eine Bruchlandung auf dem Sofa; er nahm seine Schlüssel und plazierte sie sorgfältig auf dem Flurtischchen, damit er sie später nicht vergaß. Dann stürmte er ins Schlafzimmer. Die Türklingel summete.

Richard stürzte, zu drei Vierteln in seinem besten Anzug, zur Gegensprechanlage.

»Richard? Hier ist Jessica. Ich hoffe, du bist soweit.« »Oh. Ja. Bin gleich unten.«

Er zog einen Mantel an, schlug die Tür hinter sich zu und rannte los.

Jessica wartete am Fuß der Treppe auf ihn. Dort wartete sie immer auf ihn. Jessica mochte Richards Wohnung nicht: Sie fühlte sich darin auf unangenehme Weise weiblich. Es bestand dort immer die Möglichkeit, daß man irgendwo auf eine Unterhose stieß, ganz zu schweigen von den wandernden Klumpen eingetrockneter Zahnpasta im Waschbecken: Nein, das war kein Ort für Jessica.

Jessica war sehr schön; so schön, daß Richard sich gelegentlich dabei ertappte, wie er sie anstarrte und sich fragte: *Wie ist sie nur an mich geraten?*

Und wenn sie miteinander schliefen - was sie in Jessicas Wohnung in Barbican taten, in Jessicas Messingbett mit den steifen weißen Leinenlaken (denn Jessicas Eltern hatten ihr gesagt, Federbetten seien dekadent) -, umarmte sie ihn hinterher in der Dunkelheit sehr fest, und ihre langen braunen Locken fielen auf seine Brust, und sie flüsterte ihm ins Ohr, wie sehr sie ihn liebe, und er sagte ihr, daß er sie auch liebe und immer bei ihr bleiben wolle, und beide glaubten, das sei die Wahrheit.



»Pötz Blitz, Mister Vandemar. Sie wird langsamer.« »Wird langsamer, Mister Croup.« »Sie muß viel Blut verlieren, Mister V.« »Schönes Blut, Mister C. Schönes nasses Blut.«

»Aber nicht mehr lange.«

Ein Klicken: das Geräusch eines sich öffnenden Schnappmessers, leer und einsam und dunkel.



»Richard? Was tust du da?« fragte Jessica. »Nichts,



Jessica.«

»Du hast doch nicht schon wieder deinen Schlüssel vergessen, oder?« »Nein, Jessica.«

Richard hörte auf, sich abzuklopfen, und steckte die Hände tief in seine Manteltaschen.

»Also, wenn du heute abend Mister Stockton kennlernst«, sagte Jessica, »mußt du dir darüber im klaren sein, daß er nicht nur ein sehr bedeutender Mann ist. Er ist auch eine Art eigenes Wirtschaftsunternehmen.« »Ich kann's kaum erwarten«, seufzte Richard. »Wie bitte?«

»Ich kann's kaum erwarten«, sagte Richard enthusiastisch. »Kannst du denn nicht schneller gehen?« fragte Jessica, die begann, eine Aura zu verströmen, die man bei einer einfacheren Frau beinahe als Nervosität hätte bezeichnen können. »Wir dürfen Mister Stockton nicht warten lassen.« »Nein, Jess.«

»Nenn mich nicht so, Richard. Ich hasse Kosenamen. Sie sind so erniedrigend.«

»Haben Sie etwas Kleingeld übrig?« Der Mann saß auf einer Türschwelle, mit einem handgeschriebenen Schild auf der Brust, das der Welt mitteilte, er sei obdachlos und hungrig. Dafür bedurfte es keines Schildes, das sah man auch so, und schon hatte Richard die Hand in der Tasche und tastete nach einer Münze.

»Richard. Dafür haben wir keine Zeit«, sagte Jessica, die für Wohlfahrtsorganisationen spendete und ihr Geld ethisch korrekt anlegte. »Also, ich will, daß du als mein Verlobter einen guten Eindruck machst. Es ist ungeheuer wichtig, daß ein zukünftiger Ehemann einen guten Eindruck macht.« Und dann verzog sie das Gesicht, und sie umarmte ihn einen Moment lang und sagte: »Ach, Richard. Ich liebe dich wirklich. Das weißt du doch, oder?« Und Richard nickte. Ja, das wußte er. Jessica sah auf die Uhr und beschleunigte ihren Schritt. Richard schnippte dem

Mann auf der Türschwelle diskret eine Pfundmünze zu - die dieser mit einer schmutzigen Hand auffing.

»Du hattest doch keine Schwierigkeiten bei der Reservierung, oder?« fragte Jessica.

Und Richard, der nur schlecht lügen konnte, wenn ihm eine direkte Frage gestellt wurde, sagte: »Ah.«



Sie hatte den falschen Weg genommen. Der Gang endete an einer glatten Wand. Normalerweise hätte sie das kaum aufgehoben, doch sie war so müde, so hungrig, hatte solche Schmerzen ...

Sie schluckte Luft, bekam einen Schluckauf und schluchzte. Ihr Arm war kalt, und ihre linke Hand war taub. »Ach, bei meiner kleinen schwarzen Seele, Mister Vandemar, sehen Sie auch, was ich sehe?« Die Stimme klang leise und nah, sie mußten dichter an ihr dran gewesen sein, als sie gedacht hatte. »Ich sehe was, was du nicht siehst, und das ist -«

»In einer Minute tot, Mister Croup«, sagte eine Stimme über ihr.

»Unser Auftraggeber wird entzückt sein.« Und sie raffte alles zusammen, was sie trotz des Schmerzes, des Leids und der Angst noch tief in ihrer Seele finden konnte. Sie war am Ende, ausgebrannt und furchtbar erschöpft. Sie konnte nirgendwo hin, hatte keine Kraft mehr, keine Zeit.

»Und wenn das die letzte Tür ist, die ich öffne«, betete sie stumm zum Temple und zum Arch. »Irgendwohin ... ganz egal wo ... wo es *sicher* ist ... «, und dann dachte sie: »Zu *irgend jemandem*.«

Und sie versuchte, eine Tür zu öffnen.

Während die Dunkelheit sie aufnahm, hörte sie Mr. Croups Stimme wie von ganz weit her.  
Er sagte: »Mist.«



»Du willst also wirklich sagen, daß du ihnen für unseren Tisch heute abend fünfzig Pfund extra versprechen mußtest? Du bist ein Idiot, Richard.« Jessica fand das gar nicht witzig.

»Sie konnten meine Reservierung nicht finden. Und sie sagten, es sei alles ausgebucht.«

»Wahrscheinlich setzen sie uns neben die Küche«, seufzte Jessica. »Oder die Tür. Hast du ihnen gesagt, daß es für Mister Stockton ist?« »Ja.«

Sie seufzte wieder.

Eine Tür öffnete sich in der Wand, ein kleines Stück vor ihnen, und jemand trat heraus, stand einen langen, schrecklichen Moment schwankend da und brach dann auf dem Beton zusammen. Richard erschauerte.

»Also, wenn du mit Mister Stockton sprichst, paß auf, daß du ihn nicht unterbrichst. Und ihm nicht widersprichst - er mag es nicht, wenn man ihm widerspricht. Wenn er einen Witz macht, lach. Wenn du dir nicht sicher bist, ob er einen Witz gemacht hat oder nicht, sieh mich an. Ich ... hmm, klopfe dann mit dem Zeigefinger auf den Tisch.« Sie hatten die Person auf dem Gehweg erreicht. Jessica stieg darüber hinweg. Richard zögerte. »Jessica?« »Du hast recht. Dann denkt er vielleicht, ich würde mich langweilen. Wenn er einen Witz macht, reibe ich mir das Ohrläppchen.«

»Was?«

»Schau mal.« Er zeigte auf den Gehsteig. Die Person lag mit

dem Gesicht nach unten. Sie war in weite Sachen gehüllt. Jessica nahm seinen Arm und zog ihn zu sich. »Wenn du denen auch nur die geringste Beachtung schenkst, Richard, kannst du dich vor ihnen nicht mehr retten. In Wirklichkeit haben die doch alle ein Zuhause. Wenn sie erst mal ihren Rausch ausgeschlafen hat, geht es ihr bestimmt wieder gut.«

*Sie?* Richard blickte nach unten. Es war tatsächlich ein Mädchen.

Jessica fuhr fort: »Also, ich habe Mister Stockton gesagt, daß wir...« Richard kniete am Boden.» Richard ? Was tust du da?« »Sie ist nicht betrunken«, sagte Richard. »Sie ist verletzt.« Er musterte seine Fingerspitzen. »Sie blutet.« Jessica schaute nervös und verunsichert zu ihm herab. »Wir kommen zu spät«, stellte sie fest. »Sie ist *verletzt*.«

Jessica sah noch einmal das Mädchen auf dem Gehsteig an. Prioritäten: Richard hatte keine Prioritäten. Das Gesicht des Mädchens war schmutzverkrustet, und ihre Kleidung war blutdurchtränkt. »Richard. Wir kommen zu spät.«

»Sie ist verletzt«, sagte er einfach. Sein Gesicht hatte einen Ausdruck, den Jessica noch nie gesehen hatte. »Richard«, warnte sie, und dann wurde sie ein bißchen weich und bot einen Kompromiß an. »Dann ruf einen Krankenwagen. Aber schnell.«

Die Augen des Mädchens öffneten sich, weiß und weit aufgerissen in einem Gesicht, das kaum mehr als ein einziger Schmutz- und Blutfleck war. »Nicht ins Krankenhaus, bitte. Dort finden sie mich. Bring mich irgendwo in Sicherheit. Bitte.« Ihre Stimme war schwach.

»Du blutest«, sagte Richard. Er sah nach, wo sie hergekommen war; doch die Mauer war glatt und steinern und unbeschädigt.

»Hilfst du mir?« flüsterte sie, und ihre Augen schlossen

sich.

»Wenn du den Notarzt anrufst«, sagte Jessica, »sag nicht deinen Namen. Nachher mußt du noch eine Aussage machen oder so, und ich lasse mir diesen Abend nicht verderben ... Richard? Was tust du da?«

Richard hatte das Mädchen aufgehoben und hielt es in seinen Armen. Es war überraschend leicht. »Ich bringe sie in meine Wohnung, Jess. Ich kann sie nicht einfach hierlassen. Sag Mister Stockton, es täte mir wirklich leid, aber es sei ein Notfall gewesen. Das versteht er bestimmt.« »Richard Oliver Mayhew«, sagte Jessica kalt. »Du legst dieses junge Ding hin und kommst sofort wieder her. Oder unsere Verlobung ist ab sofort gelöst. Ich warne dich.« Richard spürte die klebrige Wärme des Blutes, das sein Hemd durchnäßte. Manchmal kann man einfach nichts machen. Er ging davon.

Jessica stand da auf dem Gehweg, sah zu, wie er ihr ihren großen Abend verdarb, und Tränen brannten in ihren Augen. Nach einer Weile war er außer Sichtweite, und da, erst da, sagte sie laut und deutlich: »Scheiße!« und schleuderte ihre Handtasche mit aller Kraft auf den Boden, mit soviel Kraft, daß ihr Handy und ihr Lippenstift und ihr Terminkalender und eine Handvoll Tampons auf das Pflaster flogen. Und dann hob sie, da es sonst nichts zu tun gab, alles wieder auf, steckte es in ihre Handtasche und ging zum Restaurant, um auf Mr. Stockton zu warten.

Während sie an ihrem Weißwein nippte, versuchte sie sich plausible Gründe dafür einfallen zu lassen, warum ihr Verlobter nicht bei ihr war, und stellte fest, daß sie verzweifelt überlegte, ob sie nicht einfach behaupten könnte, Richard sei tot. »Es geschah ganz plötzlich«, raunte Jessica versonnen.

Während des gesamten Weges faßte Richard keinen einzi-

gen klaren Gedanken. Seine Willenskraft hatte keinen Einfluß auf das, was er tat. Irgendwo im logisch denkenden Teil seines Kopfes sagte ihm jemand - ein normaler, vernünftiger Richard Mayhew -, wie absurd er sich verhielt, daß er einfach die Polizei hätte rufen sollen, oder einen Krankenwagen; daß es gefährlich ist, eine verletzte Person hochzuheben; daß er Jessica wirklich ernsthaft verärgert hatte; daß er heute auf dem Sofa würde schlafen müssen; daß er seinen einzigen guten Anzug verdarb; daß das Mädchen fürchterlich roch ... doch ohne es zu wollen, setzte Richard einen Fuß vor den anderen, und er ging einfach immer weiter, mit eingeschlafenen Armen und Rückenschmerzen, und ignorierte die Blicke der Passanten. Und dann war er an seiner Haustür, und er schleppte sich die Treppe hinauf, und dann stand er vor seiner Wohnungstür, und ihm fiel ein, daß er den Schlüssel drinnen auf dem Flurtischchen vergessen hatte ... Das Mädchen streckte eine schmutzige Hand nach der Tür aus, und sie ging auf.

*Hätte nie gedacht, daß ich mal froh sein würde, daß die Tür nicht richtig zu war,* dachte Richard, und er trug das Mädchen hinein, schloß die Tür hinter sich mit dem Fuß und legte es auf sein Bett. Sein Hemd war blutig rot. Sie schien halb bewußtlos. Ihre Lider flatterten. Er schälte sie aus ihrer Lederjacke. Ihr linker Oberarm und die Schulter wiesen eine lange Schnittwunde auf. Richard schnappte nach Luft.

»Hör mal, ich rufe jetzt einen Arzt«, sagte er leise. »Hörst du mich?«

Ihre Augen öffneten sich weit und angstvoll. »Bitte nicht. Das wird schon wieder. Es ist nicht so schlimm, wie es aussieht. Ich brauche nur Schlaf. Keinen Arzt.« »Aber dein Arm - deine Schulter -«

»Morgen geht's mir wieder gut. Ja?« Es war kaum mehr als

ein Flüstern.

»Ähm, na dann, okay«, und da seine Vernunft langsam wieder die Oberhand bekam, fragte er: »Sag mal, kann ich dich was fragen -?« Aber sie war eingeschlafen.

Er schlich sich auf Zehenspitzen hinaus und schloß die Tür hinter sich. Dann setzte er sich aufs Sofa, vor den Fernseher, und fragte sich, was er getan hatte.

## ***Kapitel Zwei***

*Er befand sich irgendwo tief unter der Erde: in einem Tunnel vielleicht, oder einem Abwasserkanal. Hin und wieder flackerte ein Licht auf, das die Dunkelheit eher unterstrich, als sie zu vertreiben.*

*Er war nicht allein. Andere Menschen gingen neben ihm her.*

*Jetzt lief er im Innern des Abwasserkanals längs, Schlamm und Schmutz spritzten. Wassertröpfchen fielen langsam und kristallklar in der Dunkelheit nieder.*

*Er bog um eine Ecke, und da wartete es auf ihn.*

*Es war riesengroß. Es füllte das Siel völlig aus: Den massigen Kopf hielt es gesenkt, Körper und Atem dampften in der kühlen Luft. Eine Art Keiler, dachte er zuerst, doch dann erkannte er, daß das Unsinn war: Kein Keiler war so riesengroß. Es hatte die Größe eines Bullen, eines Tigers, eines Autos.*

*Es starrte ihn an, und es hielt hundert Jahre lang inne, während er seinen Speer hob.*

*Und dann griff es an.*

*Er warf den Speer, doch es war bereits zu spät, und er spürte, wie das Ungeheuer ihm mit rasiermesserscharfen Hauern die Seite aufschlitzte, spürte, wie sein Leben entwich und im Schlamm versank: Und er stellte fest, daß er mit dem Gesicht voran ins Wasser gefallen war, das sich von dicken Strudeln erstickenden Blutes rot färbte....*

*Und er versuchte zu schreien, er versuchte aufzuwachen, doch er atmete nur Schlamm und Blut und Wasser, er verspürte nur Schmerzen ...*

*»Schlecht geträumt?« fragte das Mädchen.*



Richard setzte sich nach Luft schnappend auf der Couch auf. Die Vorhänge waren noch zugezogen, aber er wußte, daß es Morgen war. Er tastete auf der Couch nach der Fernbedienung, die sich irgendwie in sein Kreuz verkeilt hatte, und stellte den Fernseher aus.

»Ja«, sagte er. »Irgendwie schon.«

Er wischte sich die Schlafkrusten aus den Augen und schaute an sich herab. Wenigstens hatte er seine Schuhe und seine Jacke ausgezogen, bevor er eingeschlafen war. Sein Hemd war voll von getrocknetem Blut und Schmutz.

Das obdachlose Mädchen sagte nichts. Es sah furchtbar aus: blaß, unter dem Dreck und dem braun getrockneten Blut, und klein. Es trug alle möglichen Kleidungsstücke übereinander: Sachen, die nicht zusammenpaßten, schmutzigen Samt, schlammverkrustete Spitze, Löcher, durch die man andere Schichten und Stile sehen konnte.

Sie sieht aus, dachte Richard, als wäre sie mitten in der Nacht in die modegeschichtliche Abteilung des Victoria and Albert Museums eingebrochen und hätte alles, was sie hatte mitgehen lassen, anbehalten.

Richard haßte Leute, die das Offensichtliche aussprechen: Leute, die einem Dinge sagen, die einem unmöglich entgangen sein können: »Es regnet«, oder »Ihre Einkaufstüte ist gerade gerissen, und Ihr Essen ist in die Pfütze da gefallen«, oder gar: »Au. Das tut bestimmt weh.«

»Du bist also auf«, sagte Richard und haßte sich selbst.

»Wessen Baronie ist das hier?« fragte das Mädchen. »Welchem Lehnsherrn bist du Untertan?«

»Ähm. Wie bitte?«

Sie sah sich mißtrauisch um. »Wo bin ich?«

»Wohnung Nr. Vier, Newton Mansions, Little Comden

Street ...«

Er schwieg. Sie hatte die Vorhänge geöffnet. Sie starrte aus Richards Fenster, obwohl die Aussicht nichts Besonderes war. Starrte mit großen Augen die Autos und Busse an, die paar Läden unter ihnen - ein Zeitungskiosk, ein Bäcker, eine Drogerie und ein Schnapsladen. »Ich bin in Ober-London«, sagte sie.

»Ja, du bist in London«, sagte Richard. *Ober-was?* fragte er sich. »Ich glaube, du hattest letzte Nacht einen Schock oder so was. Die Wunde in deinem Arm sah ziemlich schlimm aus.« Er wartete darauf, daß sie etwas sagte, etwas erklärte. Sie warf ihm einen Blick zu und schaute dann wieder auf die Busse und Läden hinunter. Richard fuhr fort: »Ich, äh, hab' dich auf der Straße gefunden. Es war alles voller Blut.«

»Keine Sorge«, sagte sie ernsthaft. »Das Blut stammte größtenteils von jemand anderem.«

Sie ließ den Vorhang wieder fallen.

Dann untersuchte sie die Wunde an ihrem Arm.

»Die müssen wir verarzten«, sagte sie. »Würdest du mir helfen?«

Richard verlor langsam ein wenig den Boden unter den Füßen. »Ich kenn' mich mit Erster Hilfe nicht besonders aus«, sagte er.

»Na ja«, sagte sie, »wenn du das nicht verträgst, brauchst du nur die Bandagen festzuhalten und die Enden zu verknoten, an die ich nicht herankomme. Du hast doch Verbandszeug, oder?«

Richard nickte. »Na klar«, sagte er. »Im Erste-Hilfe-Kasten. Unterm Waschbecken.«

Und dann ging er in sein Schlafzimmer und zog sich um und fragte sich, ob der Dreck aus seinem Hemd (seinem besten Hemd, gekauft von, oh Gott, Jessica, die würde *Zustände* kriegen) je wieder rausgehen würde.



Das blutige Wasser sagte ihm etwas, vielleicht irgendein Traum, den er mal gehabt hatte, aber er konnte sich beim besten Willen nicht daran erinnern.

Er zog den Stöpsel heraus, ließ das Wasser aus dem Becken ab, füllte es wieder mit sauberem Wasser und fügte einen wolkigen Spritzer Desinfektionsmittel hinzu: Der scharfe, antiseptische Geruch wirkte so ausgesprochen vernünftig und medizinisch - ein Mittel gegen die Seltsamkeit seiner Situation und seines Gastes. Sie beugte sich herüber, und er benetzte ihren Arm und ihre Schulter mit warmem Wasser. Richard war nie so empfindlich, wie er glaubte. Oder vielmehr war er erstaunlich empfindlich, was Blut in Film und Fernsehen anbetraf: Bei einem guten Zombie-Film, sogar schon bei einem drastischen Krankenhausdrama hockte er hyperventilierend in einer Ecke, die Hände vor den Augen, und stammelte: »Sagt mir Bescheid, wenn es vorbei ist.« Aber bei echtem Blut, echtem Schmerz, da packte er einfach beherzt mit an.

Sie säuberten die Wunde - die viel weniger tief war, als Richard sie vom vorangegangenen Abend in Erinnerung hatte - und verbanden sie, und das Mädchen tat sein Bestes, um sich dabei nichts anmerken zu lassen. Und Richard ertappte sich dabei, daß er überlegte, wie alt sie sein mochte und wie sie unter dem Schmutz aussah und warum sie auf der Straße lebte und -

»Wie heißt du?« fragte sie.

»Richard. Richard Mayhew. Dick.«

Sie nickte, als würde sie ihn auswendig lernen.

»Richardrichardmayhewdick«, wiederholte sie.

Es klingelte an der Tür.

Richard ließ seinen Blick über den Schmutz und die Unordnung im Badezimmer und das Mädchen schweifen und fragte sich, was das alles auf einen klar denkenden Außenstehenden für einen Eindruck machen müßte. Wie zum Beispiel auf ... »Oh, Gott«, sagte er und machte sich auf das Schlimmste gefaßt. »Ich wette, das ist Jess. Sie wird mich umbringen.« *Schadensbegrenzung. Schadensbegrenzung.*

»Hör zu«, sagte er zu dem Mädchen. »Du wartest hier.«

Er schloß die Badezimmertür hinter sich und ging den Flur entlang.

Als er die Wohnungstür öffnete, stieß er aus tiefster Seele einen langen Seufzer der Erleichterung aus. Es war nicht Jessica. Es waren - was? Mormonen? Die Zeugen Jehovas? Die Polizei? Er konnte es nicht sagen. Jedenfalls waren es zwei.

Sie trugen schwarze Anzüge, die etwas speckig waren, etwas fadenscheinig, und sogar Richard, der sich zu den modisch Ungebildeten zählte, fiel auf, daß die Anzüge irgendwie merkwürdig geschnitten waren. Solche Anzüge hätte vielleicht vor zweihundert Jahren jemand geschneidert, dem man einen modernen Anzug beschrieben, der jedoch nie einen gesehen hatte. Die Konturen stimmten nicht, ebensowenig wie die Verzierungen.

*Ein Fuchs und ein Wolf*, schoß es Richard durch den Kopf. Dann fragte er sich, wieso er das gedacht hatte. Der vordere Mann, der Fuchs, war kleiner als Richard. Er hatte glattes, fettiges Haar und einen bleichen Teint; und als Richard die Tür öffnete, lächelte er breit und nur einen winzigen Moment zu spät. »Einen guten Morgen entbiete ich Ihnen, werter Herr«, sagte er, »an diesem wunderschönen Tag.«

»Ah. Hallo«, sagte Richard.

»Wir führen eine persönliche Befragung gewissermaßen

delikater Natur durch, von Tür zu Tür. Dürfen wir eintreten?«

»Also, im Moment paßt es mir nicht besonders«, sagte Richard. Dann fragte er: »Sind Sie von der Polizei?«

Der zweite Besucher, ein großer Mann, der Wolf, der ein Stückchen hinter seinem Freund stand und einen Stapel Fotokopien an seine Brust hielt, hatte bisher nichts gesagt, sondern nur gewartet, riesengroß und teilnahmslos. Jetzt lachte er einmal, leise und trocken. Dieses Lachen hatte etwas Ungesundes.

»Solches Glück«, sagte der kleinere Mann, »ward uns bedauerlicherweise nicht beschieden. Eine Laufbahn als Gesetzeshüter, so verlockend sie auch unzweifelhaft ist, stand nicht in den Karten, die Madame Fortuna meinem Bruder und mir zugeteilt hat. Nein, wir sind nur einfache Privatbürger. Erlauben Sie mir, uns vorzustellen. Ich bin Mister Croup, und dieser Herr ist mein Bruder, Mister Vandemar.« Sie sahen nicht wie Brüder aus. Sie sahen wie gar nichts aus, was Richard schon mal gesehen hatte.

»Ihr Bruder?« fragte Richard. »Müßten Sie dann nicht den gleichen Namen haben?«

»Ich bin beeindruckt. Was für ein kluger Kopf, Mister Vandemar. Ein wahrer Pfiffikus. Es gibt Menschen, die sind so scharfsinnig«, und er rückte näher an Richard heran und stellte sich direkt vor ihm auf die Zehenspitzen, »daß sie Gefahr laufen, sich zu *schneiden*.« Richard trat einen Schritt zurück.

»Können wir hereinkommen?« fragte Mr. Croup.

»Was wollen Sie?«

Mr. Croup seufzte auf eine Weise, die er offenbar für äußerst wehmütig hielt. »Wir suchen unsere Schwester«, erklärte er. »Ein ungezogenes Kind, widerspenstig und dickköpfig, das unserer armen, lieben, verwitweten Mutter fast das Herz gebrochen hat.«

»Weggelaufen«, erläuterte Mr. Vandemar milde. Er drückte Richard ein fotokopiertes Blatt Papier in die Hand. »Sie ist ein bißchen ... komisch«, fügte er hinzu, und er ließ einen Finger neben seiner Schläfe kreisen, um anzudeuten, daß das Mädchen ein Fall für die Klapsmühle sei. Richard schaute sich den Zettel an. Da stand:

**HABEN SIE DIESES MÄDCHEN GESEHEN?**

Darunter war auf einem fotokopiegrauen Foto ein Mädchen abgebildet, das in Richards Augen wie eine ordentlichere, sauberere, langhaarige Ausgabe der jungen Dame aussah, die er in seinem Badezimmer beherbergte.

Darunter stand:

*Hört auf den Namen Doreen. Beißt und tritt. Ist weggelaufen. Informieren Sie uns, wenn Sie sie gesehen haben. Wir wollen sie wiederhaben. Belohnung.*

Und darunter eine Telefonnummer.

Richard schaute wieder das Foto an. Das war eindeutig das Mädchen in seinem Badezimmer.

»Nein«, sagte er. »Ich fürchte, ich habe sie nicht gesehen. Tut mir leid.«

Mr. Vandemar hörte jedoch gar nicht zu. Er hatte den Kopf gehoben und schnüffelte, als röche er etwas Seltsames oder Unangenehmes. Richard wollte ihm das Blatt Papier zurückgeben, doch der Mann schob sich einfach an ihm vorbei und betrat die Wohnung, ein Wolf auf der Pirsch.

Richard lief ihm nach.

»Was fällt Ihnen ein? Lassen Sie das! Raus hier! Hören Sie, Sie können da nicht reingehen - « Denn Mr. Vandemar bewegte sich direkt auf das Badezimmer zu.

Richard hoffte, das Mädchen - Doreen? - war so geistesgegenwärtig gewesen, die Badezimmertür abzuschließen. Doch

nein; die Tür ging auf, als Mr. Vandemar dagegenstieß. Er trat ein, und Richard, der sich wie ein harmloser kleiner Hund fühlte, der dem Briefträger kläffend an den Fersen hing, folgte ihm.

Es war kein großes Badezimmer. Es befanden sich eine Badewanne, eine Toilette, ein Waschbecken, ein paar Flaschen Shampoo, ein Stück Seife und ein Handtuch darin. Als Richard es vor ein paar Minuten verlassen hatte, hatten sich außerdem ein ziemlich schmutziges, blutiges Mädchen, ein sehr blutiges Waschbecken und ein offener Erste-Hilfe-Kasten darin befunden. Jetzt war es strahlend sauber.

Es gab nichts, wo das Mädchen sich hätte verstecken können.

Mr. Vandemar verließ das Badezimmer und stieß die Schlafzimmertür auf, ging hinein, schaute sich um.

»Ich weiß nicht, was Sie vorhaben«, sagte Richard. »Aber wenn Sie beide meine Wohnung nicht auf der Stelle verlassen, rufe ich die Polizei.«

Da wandte sich Mr. Vandemar, der gerade dabei gewesen war, Richards Wohnzimmer zu inspizieren, Richard zu, und dieser stellte plötzlich fest, daß er schreckliche Angst hatte, wie ein kleiner Hund, der gerade merkte, daß das, was er für einen Briefträger gehalten hatte, in Wirklichkeit ein riesiger hundefressender Außerirdischer aus der Art Film war, für die Jessica keine Zeit hatte.

Richard ertappte sich dabei, wie er überlegte, ob man zu jemandem wie Mr. Vandemar sagte: »Tun Sie mir nicht weh!«, und wenn ja, ob das überhaupt etwas nützen würde.

Und dann sagte Mr. Croup, verschlagen wie ein Fuchs: »Aber, aber, was ist denn nur in Sie gefahren, Mister Vandemar? Ich möchte wetten, der Kummer um unser geliebtes Geschwisterlein hat ihn um den Verstand gebracht. Bitten Sie

den Herrn um Verzeihung, Mr. Vandemar.«

Mr. Vandemar nickte und überlegte einen Moment. »Dachte, ich müßte mal zur Toilette«, sagte er. »Mußte doch nicht. Tschuldigung.«

Mr. Croup begann den Flur entlangzugehen.

»Na also. Nun, ich hoffe, Sie vergeben meinem ungezogenen Bruder seine fehlenden Manieren. Ich bin sicher, vor lauter Sorge um unsere liebe, arme, verwitwete Mutter und um unsere Schwester, die just in diesem Moment durch die Straßen Londons streift, ohne jemanden, der sie liebt und sich um sie kümmert, ist er nicht mehr recht bei Sinnen. Aber dennoch ist er ein guter Mensch, und es ist schön, ihn an meiner Seite zu wissen. Ist es nicht so, strammer Geselle?«

Sie gingen jetzt aus der Tür ins Treppenhaus. Mr. Vandemar sagte nichts. Er sah nicht so aus, als sei er vor Kummer nicht mehr recht bei Sinnen.

Croup wandte sich zu Richard um und probierte noch ein füchsisch verschlagenes Lächeln. »Sie sagen uns Bescheid, wenn Sie sie sehen«, sagte er.

»Auf Wiedersehen«, sagte Richard. Dann machte er die Tür zu und schloß sie ab. Und zum ersten Mal, seit er hier wohnte, legte er die Sicherheitskette vor.



»Bin nicht fett«, sagte Mr. Vandemar.

Mr. Croup, der sofort das Telefonkabel gekappt hatte, als Richard gesagt hatte, er wolle die Polizei rufen, und sich jetzt fragte, ob es die richtige Schnur gewesen war – schließlich war die Technik des zwanzigsten Jahrhunderts nicht gerade seine Stärke -, nahm ihm ein Flugblatt aus der Hand.



»Das habe ich nie behauptet«, sagte er. »Spucken!«

Mr. Vandemar hustete einen Mundvoll Schleim hoch und spuckte ihn säuberlich auf die Rückseite des Handzettels. Mr. Croup klatschte das Plakat mit Wucht an die Wand neben Richards Tür. Es blieb sofort kleben, und zwar bombenfest.

**HABEN SIE DIESES MÄDCHEN GESEHEN?** fragte es.  
»Strammer Geselle« haben Sie gesagt. Heißt fett.«

»Stramm heißt auch mutig, kühn, beherzt, furchtlos, wacker, tapfer, forsch, mannhaft, bravourös und unverzagt«, sagte Mr. Croup. »Glauben Sie ihm?«

Sie gingen die Treppe hinab.

»Papperlapapp«, sagte Mr. Vandemar. »Ich hab' sie gerochen.«



Richard wartete hinter seiner Wohnungstür, bis er ein paar Stockwerke tiefer die Haustür zuschlagen hörte. Als er gerade den Flur entlang zurück zum Badezimmer ging, ließ ihn ein lautes Telefonklingeln zusammenzucken.

Er sprintete den Flur zurück und nahm den Hörer ab.

»Hallo?« sagte Richard. »Hallo?«

Kein Geräusch drang aus dem Hörer. Statt dessen klickte es, und Jessicas Stimme kam aus dem Anrufbeantworter auf dem Tisch neben dem Telefon. Sie sagte: »Richard? Hier ist Jessica. Es tut mir leid, daß du nicht da bist, denn dies wäre unser letztes Gespräch gewesen, und ich wollte es dir so gern persönlich sagen.«

Das Telefon, stellte er fest, war völlig tot. Am Hörer hingen noch etwa dreißig Zentimeter Kabel, das am Ende sauber durchtrennt war. Er brüllte trotzdem hinein, Dinge wie »Jessica!«

und »Ich bin da!« und »Bitte leg nicht auf!«

»Du hast mich gestern abend zutiefst blamiert, Richard«, fuhr die Stimme fort. »Ich betrachte unsere Verlobung als gelöst. Ich habe weder vor, dir den Ring zurückzugeben, noch dich jemals wiederzusehen. Ich hoffe, du und deine lahme Ente verfaulen in der Hölle. Leb wohl.«

»Jessica!« schrie Richard, in der Hoffnung, das Telekommunikationsnetzwerk vielleicht mit Hilfe reiner Lautstärke zu durchdringen.

Das Band hörte auf, sich zu drehen, es klickte noch mal, und die kleine rote Lampe begann zu blinken.

»Schlechte Nachrichten?« fragte das Mädchen.

Sie stand gleich hinter ihm, in der winzigen Küche, den Arm sauber bandagiert. Sie war gerade dabei, Teebeutel herauszuholen und sie in Becher zu legen. Das Wasser kochte.

»Ja«, sagte Richard. »Sehr schlechte.« Er ging zu ihr hinüber und gab ihr das **HABEN SIE DIESES MÄDCHEN GESEHEN ?**-Plakat. »Das bist doch du, oder?«

Sie zog eine Augenbraue hoch. »Das auf dem Foto bin ich.«

»Dann bist du ... Doreen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich bin Door, Richardrichardmayhewdick. Milch und Zucker?«

Richard verlor jetzt fürchterlich den Boden unter den Füßen. Und er sagte: »Richard. Nur Richard. Keinen Zucker.« Dann fragte er: »Sag mal, wenn die Frage nicht zu persönlich ist, was ist eigentlich mit dir passiert?«

Door goß das kochende Wasser in die Becher. »Besser, du weißt es nicht«, sagte sie einfach.

»Ach so, tut mir leid, wenn ich -«

»Nein. Richard. Ehrlich, es *ist* besser, du weißt es nicht. Es würde dir nichts nützen. Du hast jetzt schon mehr getan, als gut

war.«

Sie holte die Teebeutel heraus und reichte ihm einen Becher Tee. Er nahm ihn entgegen und merkte, daß er immer noch mit dem Telefonhörer in der Hand herum lief.

»Na ja. Also. Ich konnte dich da schließlich nicht einfach liegenlassen.«

»Doch«, sagte sie. »Aber du hast es nicht getan.«

Sie preßte sich an die Wand und lugte aus dem Fenster. Richard ging zu ihr und schaute ebenfalls hinaus. Auf der anderen Straßenseite kamen Mr. Croup und Mr. Vandemar aus dem Zeitungsladen, und im Schaufenster klebte gut sichtbar **HABEN SIE DIESES MÄDCHEN GESEHEN?**

»Sind das wirklich deine Brüder?« fragte er.

»Bitte«, sagte Door ungerührt. »So weit kommt's noch.«

Er nippte an seinem Tee und tat so, als sei alles normal.

»Wo warst du denn nun?« fragte er. »Gerade eben?«

»Ich war hier«, sagte sie. »Hör mal, da diese beiden sich hier immer noch herumtreiben, müssen wir jemanden benachrichtigen ... « Sie zögerte. »Jemanden, der helfen kann. Ich traue mich nicht, die Wohnung zu verlassen.«

»Tja, kannst du denn nirgendwo hin? Niemanden anrufen?«

Sie nahm ihm den toten Telefonhörer, von dem das abgeschnittene Kabel herabhing, aus der Hand und schüttelte den Kopf. »Meine Freunde haben kein Telefon«, sagte sie. Sie legte den Hörer wieder auf den Apparat, wo er nutzlos und einsam liegen blieb.

Plötzlich lächelte sie verschmitzt. »Brotkrumen!« sagte sie. »Wie bitte?« fragte Richard.



Sie öffnete das kleine Fenster an der Rückwand des Schlafzimmers, das auf ein kleines Areal aus Dachziegeln und Dachrinnen hinausging, und streute die Brotkrumen aus. Um das kleine Fenster zu erreichen, mußte man sich auf Richards Bett stellen.

»Aber ich versteh' nicht«, sagte Richard.

»Natürlich nicht«, pflichtete sie ihm bei. »Und jetzt sei still!«

Da: Geflatter und der violett-grau-grüne Schimmer einer Taube. Sie pickte die Brotkrumen auf, und Door streckte die Hand aus und hob sie hoch. Die Taube sah sie gespannt an, doch sie beschwerte sich nicht.

Sie setzten sich aufs Bett. Door brachte Richard dazu, die Taube festzuhalten, während sie mit einem leuchtend blauen Gummiband, das Richard sonst dazu benutzte, seine Stromrechnungen zusammenzuhalten, eine Nachricht an ihrem Bein befestigte.

Richard war nicht gerade ein begeisterter Taubenfesthalter.

»Ich weiß nicht, wozu das gut sein soll«, erklärte er. »Ich meine, das ist keine Brieftaube. Das ist bloß eine normale Londoner Taube. Eine, die Lord Nelson vollkackt.«

»Stimmt«, sagte Door. Ihre Wange war zerkratzt, und ihr Haar war wirr, wirr, aber nicht verfilzt. Sie nahm ihm die Taube ab, hielt sie hoch und sah ihr ins Gesicht. Der Vogel legte den Kopf zur Seite und starrte zurück.

»Also gut«, sagte sie, und dann machte sie ein Geräusch, das wie das blubbernde Gurren von Tauben klang, »also gut, *Crrplrr*, du suchst den Marquis de Carabas. Verstanden?«

Die Taube gurrte blubbernd zurück.

»Braves Mädchen. Hör zu, es ist wichtig, vielleicht solltest du -«

Die Taube unterbrach sie mit einem ziemlich ungeduldig klingenden Blubbern. »Tut mir leid«, sagte Door. »Natürlich, du weißt schon, was du tust.«

Sie brachte den Vogel zum Fenster und ließ ihn fliegen. Richard hatte das Treiben mit ein wenig Erstaunen beobachtet. »Weißt du, daß es fast so klang, als würde sie dich verstehen?« fragte er, als der Vogel am Himmel schrumpfte und hinter ein paar Dachfirsten verschwand.

»Na, so was«, sagte Door. »Jetzt warten wir.«

Sie ging zu dem Bücherregal in der Ecke des Schlafzimmers hinüber, fand ein Exemplar von *Mansfield Park*, von dessen Existenz Richard bisher nichts gewußt hatte, und ging ins Wohnzimmer.

Richard folgte ihr. Sie machte es sich auf seinem Sofa bequem und schlug das Buch auf.

»Ist das die Abkürzung von Doreen?« fragte er.

»Was?«

»Dein Name.«

»Nein.«

»Wie wird das geschrieben?«

»D-o-o-r. Wie Tür.«

»Aha.« Er mußte etwas sagen, deshalb sagte er: »Was ist denn das für ein Name?«

Und sie sah ihn mit ihren merkwürdig gefärbten Augen an, und sie sagte: »Mein Name.« Dann wandte sie sich wieder Jane Austen zu.

Richard ergriff die Fernbedienung und stellte den Fernseher an. Dann schaltete er um. Schaltete noch mal um. Seufzte. Schaltete noch mal um.

»Und, worauf warten wir?«

Door blätterte um. Sie blickte nicht auf. »Auf eine

Antwort.«

»Was für eine Antwort?«

Sie zuckte mit den Schultern.

»Ach so.«

Ihm fiel auf, daß ihre Haut sehr weiß war, jetzt, wo sie größtenteils von Schmutz und Blut befreit war. Er fragte sich, ob sie so blaß war, weil sie krank war oder weil sie soviel Blut verloren hatte. Oder ob sie einfach nicht viel an die frische Luft kam. Vielleicht hatte sie im Gefängnis gesessen. Obwohl sie dafür etwas zu jung aussah. Vielleicht hatte der große Mann doch die Wahrheit gesagt, als er meinte, sie sei verrückt ...

»Hör mal, als diese Männer hier waren ...«

»Männer?« Ein Blitz aus den merkwürdig gefärbten Augen.

»Croup und ähm, Vanderbilt.«

»Vandemar.« Sie überlegte einen Moment und nickte dann.

»Ja, ich schätze, man könnte sie Männer nennen. Sie haben beide zwei Beine, zwei Arme und einen Kopf.«

Richard fuhr fort. »Als die vorhin hier waren. Wo warst du da?«

Sie leckte einen Finger an und blätterte um. »Ich war hier.«

»Aber -«

Ihm fehlten die Worte. In der Wohnung gab es nichts, wo sie sich hätte verstecken können. Aber verlassen hatte sie sie auch nicht. Aber -

Ein Kratzen war zu hören, und ein dunkler Umriß huschte aus dem Haufen Videokassetten unter dem Fernseher hervor.

»Ach du Scheiße!« sagte Richard, und er warf mit aller Kraft die Fernbedienung danach. Krachend landete sie in den Videokassetten. Von der dunklen Gestalt keine Spur.

»Richard!« sagte Door.

»Schon gut«, erklärte er. »Ich glaube, es war nur eine Ratte oder so was.«

Sie funkelte ihn zornig an. »Natürlich war es eine Ratte! Jetzt hast du ihr Angst gemacht. Das arme Ding.« Sie blickte sich im Zimmer um, und dann machte sie zwischen den Vorderzähnen ein leises Pfeifgeräusch. »Hallo?« rief sie. Sie kniete auf dem Boden, *Mansfield Park* war vergessen. »Hallo?«

Sie warf Richard einen wütenden Blick zu. »Wenn du ihr wehgetan hast ...«, drohte sie, und dann sagte sie sanft ins Zimmer: »Tut mir leid, er ist ein Idiot, hallo?«

»Ich bin kein Idiot«, sagte Richard.

»Psst!« sagte sie. »Hallo?«

Zwei kleine schwarze Augen lugten unter dem Sofa hervor. Der Rest des Kopfes folgte, und sie musterte mißtrauisch ihre Umgebung. Sie war viel zu groß für eine Maus, daran bestand kein Zweifel.

»Hi!« sagte Door warm. »Alles in Ordnung?«

Sie streckte ihre Hand aus. Das Tier kletterte hinein, lief dann ihren Arm hoch und kuschelte sich in die Armbeuge. Door streichelte mit dem Finger seine Flanke. Es war dunkelbraun und hatte einen langen rosa Schwanz. Etwas, das aussah wie ein gefaltetes Stück Papier, war an seiner Seite befestigt.

»Das ist eine Ratte«, sagte Richard. Er fand, es gab Momente, in denen es verzeihlich war, das Offensichtliche zu sagen.

»Ja. Willst du dich nicht entschuldigen?«

»Was?«

»Entschuldige dich.«

Vielleicht hatte er sie nicht richtig verstanden. Vielleicht war er derjenige, der verrückt wurde. »Bei einer Ratte?«

Door sagte ziemlich bedeutungsschwanger nichts.

»Es tut mir leid«, sagte Richard würdevoll zu der Ratte, »wenn ich dich erschreckt habe.«

Die Ratte schaute zu Door auf.

»Nein, er meint es ernst«, sagte sie. »Das sagt er nicht nur so daher. Und, was hast du für mich?«

Sie fingerte an der Ratte herum und zog ein vielfach gefaltetes Stück braunes Papier hervor, das, wie Richard schien, mit einem leuchtend blauen Gummiband befestigt war.

Sie öffnete es: ein brauner Papierfetzen mit einer spinnenhaften schwarzen Handschrift darauf.

Sie las es und nickte. »Danke«, sagte sie zu der Ratte. »Für alles, was du getan hast.«

Die Ratte sprang auf die Couch hinunter, funkelte Richard kurz an, und dann war sie im Schatten verschwunden.

Das Mädchen namens Door reichte Richard den Zettel.

»Hier«, sagte sie. »Lies das.«



Es war später Nachmittag in Central London, und da der Herbst nahte, war es schon fast dunkel. Richard hatte die U-Bahn zur Tottenham Court Road genommen und ging jetzt die Oxford Street in westlicher Richtung hinunter, das Stück Papier in der Hand.

*»Das ist eine Nachricht«, sagte sie, als sie sie ihm gab. »Vom Marquis de Carabas.«*

*Richard war sicher, daß er den Namen schon mal gehört hatte. »Wie hübsch«, sagte er. »Hatte wohl keine Postkarten mehr?«*



*»So geht's schneller.«*

Er ging vorbei an den Lichtern des Virgin Megastore, an dem Geschäft, das Londoner Polizeihelme und kleine rote Londoner Busse als Souvenirs verkaufte, und an dem Laden, in dem man die Pizza stückweise bekam, und dann bog er rechts ab ...

*»Du mußt genau das tun, was hier steht. Paß auf, daß dir keiner folgt.«* Dann seufzte sie und sagte: *»Ich sollte dich da wirklich nicht so tief mit hineinziehen.«*

*»Wenn ich diese Anweisungen befolge ... kannst du dann schneller wieder von hier verschwinden?«*

*»Ja.«*

In die Hanway Street, eine enge, dunkle Straße voller trübseeliger Plattenläden und geschlossener Restaurants. Nur aus den verschwiegenen Saufclubs in den oberen Stockwerken der Gebäude drang Licht. Er ging weiter.

*»> ... nach rechts in die Hanway Street, links in den Hanway Place, und dann wieder rechts in die Orme Passage. An der ersten Straßenlaterne stehenbleiben ...< Bist du sicher, daß das stimmt?«*

*»Ja.«*

Er konnte sich an keine Orme Passage erinnern, obwohl er schon mal am Hanway Place gewesen war. Es gab da ein indisches Kellerrestaurant, in das Garry-von-der-Arbeit gern ging. Soweit Richard sich erinnern konnte, war der Hanway Place eine Sackgasse.

The Mandeer: Das war das Restaurant. Er ging an der Eingangstür und den einladend zu ihr hinunterführenden Stufen vorbei, und dann bog er links ab ...

Er hatte sich getäuscht. Es *gab* eine Orme Passage. Da war das Straßenschild.

ORME PASSAGE W1

Kein Wunder, daß er sie bislang nicht bemerkt hatte: Es war kaum mehr als ein kleine Gasse zwischen den Häusern, beleuchtet von einer spuckenden Gaslaterne.

*Davon gibt's auch nicht mehr viele*, dachte Richard, und er hielt seine Anweisungen ins Gaslicht, um sie zu entziffern.

*»>Dann dreh dich dreimal widersinns<?«*

*»Widersinns heißt gegen den Uhrzeigersinn, Richard.«*

Er drehte sich dreimal und kam sich blöd dabei vor.

*»Hör mal, muß ich das wirklich alles machen, nur um deinen Freund zu treffen? Ich meine, dieser ganze Unsinn ...«*

*»Das ist kein Unsinn. Im Ernst. Tu mir doch einfach den Gefallen, ja?«*

*Und sie hatte ihn angelächelt.*

Er hörte auf, sich zu drehen. Dann ging er die Gasse bis ans Ende hinunter. Nichts. Eine metallene Mülltonne, und daneben etwas, das aussah wie ein Haufen Lumpen.

»Hallo?« rief Richard. »Ist da jemand? Ich bin ein Freund von Door. Hallo?«

Nichts. Es war niemand da.

Richard war ziemlich erleichtert. Jetzt würde er nach Hause gehen und dem Mädchen erklären, daß nichts passiert war. Dann würde er die zuständigen Behörden anrufen, und sie würden sich um alles kümmern.

Er zerknüllte den Zettel zu einer festen Kugel und zielte damit auf die Mülltonne.

Was Richard für einen Lumpenhaufen gehalten hatte, entfaltete sich, breitete sich aus und erhob sich in einer einzigen fließenden Bewegung, und eine Hand fing das zerknüllte Papier mitten im Flug auf.

»Meins, glaube ich«, sagte der Marquis de Carabas.

Er trug einen riesigen Trenchcoat, lange schwarze Stiefel und ziemlich zerlumpte Kleider. Seine Augen brannten weiß in einem dunklen Gesicht. Und für einen Augenblick entblöbte er grinsend seine weißen Zähne, als hätte er einen Witz gemacht, den nur er verstand, verneigte sich vor Richard und sagte: »De Carabas, zu Ihren Diensten, und wer sind Sie?«

»Äm«, sagte Richard. »Öh. Äm.«

»Sie sind Richard Mayhew, der junge Mann, der unsere verletzte Door gerettet hat. Wie geht es ihr jetzt?«

»Äh. Ganz gut. Ihr Arm ist noch ein bißchen -«

»Zweifellos wird es uns alle erstaunen, wie schnell sie genesen wird. Ihre Familie hatte bemerkenswerte Selbstheilungskräfte. Es ist ein Wunder, daß es überhaupt jemandem gelungen ist, sie alle umzubringen, nicht wahr?« Der Mann, der sich Marquis de Carabas nannte, ging rastlos in der Gasse auf und ab. Er war ständig in Bewegung.

»Jemand hat Doors Familie umgebracht?« fragte Richard.

»Wir werden nicht besonders weit kommen, wenn Sie weiterhin alles wiederholen, was ich sage, oder?« sagte der Marquis, der jetzt vor Richard stand. »Setzen Sie sich«, befahl er. Richard sah sich in der Gasse nach einer Sitzgelegenheit um. Der Marquis legte ihm eine Hand auf die Schulter, und schon lag er platt auf dem Kopfsteinpflaster.

»Sie weiß, daß ich nicht billig bin. Was bietet sie mir denn?«

»Bitte?«

»Was springt für mich dabei heraus? Sie hat Sie als Unterhändler hergeschickt, junger Mann. Ich bin nicht billig, und zu verschenken habe ich erst recht nichts.«

Richard zuckte mit den Schultern, so gut er das im Liegen

eben konnte. »Ich soll Ihnen sagen, sie möchte, daß Sie sie nach Hause begleiten - wo auch immer das sein mag - und ihr einen Leibwächter besorgen.«

Selbst wenn der Marquis stehenblieb, waren seine Augen noch unaufhörlich in Bewegung. Nach oben, nach unten, nach links und nach rechts, als ob er nach etwas suchte, über etwas nachdachte. Addierte, substrahierte, kalkulierte.

Richard fragte sich, ob dieser Mann noch ganz bei Trost war.

»Und was bietet sie mir?«

»Na ja. Nichts.«

Der Marquis hauchte seine Fingernägel an und polierte sie an seinem Mantelkragen. Dann wandte er sich ab. »Sie bietet *mir*. Nichts.« Er hörte sich beleidigt an.

Richard rappelte sich wieder auf. »Also, von Geld hat sie nichts gesagt. Sie meinte nur, sie würde Ihnen dann einen Gefallen schulden.«

Die Augen blitzten. »Was denn für einen Gefallen?«

»Einen wirklich großen«, sagte Richard. »Sie meinte, sie würde Ihnen einen wirklich großen Gefallen schulden.«

De Carabas grinste wie ein Tiger, der ein verirrttes Bauernkind erblickt. Dann wandte er sich Richard zu. »Und Sie haben sie allein gelassen?« fragte er. »Obwohl Croup und Vandemar dort draußen unterwegs sind? Also, worauf warten Sie noch?«

Er kniete nieder und nahm einen kleinen Metallgegenstand aus einer Tasche. Er steckte ihn in einen Schachtdeckel am Rand der Gasse und drehte ihn. Der Schachtdeckel ging ganz leicht auf; der Marquis steckte den Metallgegenstand wieder weg und zog etwas aus einer anderen Tasche, das Richard ein wenig an einen langen Feuerwerkskörper oder eine Fackel

erinnerte.

Er fuhr mit der Hand daran entlang, und aus einem Ende schlug eine scharlachrote Flamme.

»Darf ich etwas fragen?« fragte Richard.

»Aber nein«, sagte der Marquis. »Sie stellen keine Fragen. Sie bekommen keine Antworten. Sie weichen nicht vom Wege ab. Sie denken noch nicht einmal über das nach, was Sie hier gerade erleben. Verstanden?«

»Aber -«

»Am wichtigsten: Kein Aber. Nun denn: Ein Fräulein in Not wartet auf unsere Hilfe«, sagte de Carabas. »Und es gilt keine Zeit zu verlieren. Bewegen Sie sich!«

Richard bewegte sich: Er kletterte die metallene Leiter hinab, die unter dem Kanalschacht in die Wand eingelassen war, und hatte mittlerweile dermaßen den Boden unter den Füßen verloren, daß er ein Bathyskaph gebraucht hätte, um wieder bis an die Oberfläche sehen zu können.



Richard fragte sich, wo sie waren. Ein Abwasserkanal schien das nicht zu sein. Vielleicht war es ein Tunnel für Telefonkabel oder für ganz kleine Züge. Oder für ... irgend etwas.

Er stellte fest, daß er nicht besonders viel darüber wußte, was sich unter seinen Füßen abspielte.

Er war nervös, denn er hatte Angst, mit den Füßen irgendwo hängenzubleiben, in der Dunkelheit zu stolpern und sich den Knöchel zu brechen. De Carabas eilte unbekümmert voran. Offenbar war es ihm gleichgültig, ob Richard mit ihm Schritt halten konnte oder nicht.

Die rote Flamme warf riesige Schatten an die Tunnelwände.  
Richard rannte, um den Marquis einzuholen.

»Mal sehen ...«, sagte de Carabas. »Ich muß sie zum Markt bringen. Der nächste findet in, hmm, zwei Tagen statt, wenn ich mich recht entsinne, was ich selbstverständlich immer tue. Bis dahin kann ich sie verstecken.«

»Markt?« fragte Richard.

»Der Wandermarkt. Aber es ist besser, wenn Sie nichts darüber wissen. Keine weiteren Fragen.«

Richard sah sich um. »Na ja, ich wollte Sie gerade fragen, wo wir jetzt sind. Aber ich nehme an, Sie würden sich weigern, es mir zu sagen.«

Der Marquis grinste wieder. »Sehr gut!« sagte er. »Sie haben schon genug Probleme.«

»Das können Sie laut sagen«, seufzte Richard. »Meine Verlobte hat mich verlassen, und ich muß mir wahrscheinlich ein neues Telefon besorgen -«

»Temple und Arch! Das Telefon ist noch Ihre geringste Sorge.«

De Carabas legte die Fackel auf den Boden, wo sie weiter zuckte und loderte, und er begann, ein paar in die Wand eingelassene Sprossen emporzuklettern.

Richard zögerte und folgte ihm dann.

Die Sprossen waren kalt und verrostet. Er spürte, wie sie beim Klettern rauh in seine Hände krümelten, und bekam Rostpartikel in die Augen und den Mund.

Das blutrote Licht von unten flackerte, und dann ging es aus.

Sie kletterten in völliger Dunkelheit.

»Und, gehen wir jetzt zurück zu Door?«

»Später. Erst muß ich noch eine kleine Angelegenheit re-

geln. Eine Versicherung. Und wenn wir ans Tageslicht kommen, schauen Sie nicht nach unten.«

»Warum nicht?« fragte Richard.

Und dann traf ihn das Tageslicht ins Gesicht, und er schaute nach unten.



Es war Tag (*wieso war es Tag? fragte eine kleine Stimme in seinem Hinterkopf. Es war fast Nacht gewesen, als er die Gasse betreten hatte - wann, vor einer Stunde?*), und er hielt sich an einer metallenen Leiter fest, die außen an einem sehr hohen Gebäude hinaufführte (*aber noch vor ein paar Sekunden war er dieselbe Leiter hochgeklettert, und da war er drinnen gewesen, oder?*), und unter sich sah er ...

London.

Winzige Autos. Winzige Busse und Taxis. Winzige Gebäude.

Bäume. Miniaturlastwagen. Sehr, sehr winzige Menschen.

All das verschwamm ihm vor den Augen.

Zu sagen, Richard habe ein bißchen Höhenangst, wäre korrekt, aber den Tatsachen nicht ganz angemessen. Es wäre so, als würde man sagen, der Planet Jupiter sei größer als eine Ente. Soweit richtig, aber eigentlich könnte man doch noch ein bißchen weitergehen.

Er haßte steile Abhänge und hohe Gebäude: Irgendwo tief in ihm saß die Angst, daß er eines Tages, ohne es zu wollen, an den Rand des Abhangs ging und einfach ins Leere trat.

Richard erstarrte. Seine Hände umkrampften die Sprossen. Seine Augen taten weh, irgendwo hinter den Augäpfeln. Er begann, zu schnell und zu tief zu atmen.

»Da hat wohl jemand«, sagte eine amüsierte Stimme über ihm, »nicht auf mich gehört, was?«

»Ich ... « Richards Kehle funktionierte nicht. Er schluckte, um sie zu befeuchten. »Ich kann mich nicht bewegen.« Seine Hände schwitzten. Was, wenn sie so sehr schwitzten, daß er einfach abrutschte und ins Leere fiel ...

»Natürlich können Sie sich bewegen. Oder wenn nicht, können Sie hier an der Wand hängen bleiben, bis Ihre Hände erfrieren und Ihre Beine nachgeben und Sie dreihundert Meter tief in einen unappetitlichen Tod stürzen.«

Richard blickte zu dem Marquis auf. Dieser schaute auf Richard hinab und lächelte immer noch. Als er sah, daß Richard ihn beobachtete, ließ er mit beiden Händen die Sprossen los und wedelte mit den Fingern.

Richard durchfuhr eine Welle des Schwindels.

»Scheißkerl«, sagte er halblaut, und er ließ mit der rechten Hand die Sprosse los und bewegte sie zwanzig Zentimeter nach oben, bis sie die nächste fand. Dann setzte er das rechte Bein eine Sprosse weiter.

Dann tat er das gleiche mit der linken Hand.

Nach einer Weile fand er sich am Rand eines flachen Daches wieder: Und er stieg darüber hinweg und brach zusammen.

Er merkte, daß sich der Marquis auf dem Dach schnellen Schrittes von ihm entfernte. Richard vergrub das Gesicht in den Händen und kostete das Gefühl aus, ein festes Gebäude unter sich zu spüren. Sein Herz hämmerte in seiner Brust. Eine barsche Stimme sagte: »Sie sind hier nicht erwünscht, de Carabas. Gehen Sie. Machen Sie, daß Sie wegkommen!«

»Old Bailey«, hörte er de Carabas sagen. »Sie sehen wunderbar wohl aus.«



Und dann schlurften Schritte auf ihn zu, und ein Finger stupste ihn sanft in die Rippen. »Alles in Ordnung, mein Junge? Ich hab' da hinten einen Eintopf auf dem Feuer. Willst du was davon? Es ist Krähe.« Richard öffnete die Augen. »Nein danke«, sagte er.

Zuerst sah er die Federn. Er wußte nicht, ob es ein Mantel war oder ein Cape oder sonst etwas, aber was für ein Stück Oberbekleidung es auch sein mochte, es war über und über mit Federn bedeckt. Ein Gesicht schaute über die Federn hinweg. Das Gesicht war freundlich und faltig. Der Körper war dort, wo keine Federn waren, mit Seilen umwickelt. Richard ertappte sich dabei, wie er an eine *Robinson Crusoe*-Aufführung denken mußte, in die in seiner Kindheit mal jemand mit ihm gegangen war: So würde Robinson Crusoe aussehen, wenn er auf einem Dach anstatt auf einer einsamen Insel gestrandet wäre.

»Man nennt mich Old Bailey, mein Junge«, sagte der Robinson-Crusoe-Mann. Er tastete nach der Brille, die an einem Band um seinen Hals hing, setzte sie auf und starrte Richard durch sie hindurch an. »Ich erkenne dich nicht. Welchem Baron bist du Untertan? Wie heißt du?«

Richard setzte sich auf. Auf der anderen Seite des Daches stand etwas, das wie ein Zelt aussah. Ein altes braunes Zelt, oft geflickt, mit weißer Vogelscheiße besprenkelt.

»Halten Sie den Mund!« sagte der Marquis de Carabas. »Kein Wort mehr.« Dann wandte er sich Old Bailey zu.

»Leuten, die ihre Nase in Dinge stecken, die sie nichts angehen -« er schnippte unter der Nase des alten Mannes laut mit den Fingern, woraufhin dieser zusammenzuckte, »- kann es passieren, daß sie ihre Nase verlieren. Also. Sie schulden mir seit zwanzig Jahren einen Gefallen, Old Bailey.

Einen großen Gefallen. Und jetzt löse ich ihn ein.«

Der alte Mann blinzelte. »Ich war ein Dummkopf«, sagte er leise.

»Es geht doch nichts über einen alten Dummkopf«, stimmte der Marquis zu. Er griff mit der Hand in eine Innentasche seines Mantels und zog eine Silberdose hervor, größer als eine Schupftabakdose, kleiner als eine Zigarrenkiste und um einiges aufwendiger verziert als beide. »Wissen Sie, was das ist?«

»Ich wünschte, ich wüßte es nicht.«

»Sie werden es an einem sicheren Ort für mich aufbewahren.«

»Ich will es nicht haben.«

»Sie haben keine andere Wahl«, sagte der Marquis. Dann gab er Richard mit seinem schwarzen Stiefel einen kleinen Stoß. »Nun denn«, sagte er. »Wir sollten uns besser wieder auf den Weg machen, was?«

Er schritt über das Dach davon, und Richard folgte ihm, äußerst darauf bedacht, daß er dem Rand des Gebäudes nicht zu nahe kam. Der Marquis öffnete eine Tür, und sie gingen eine schlechtbeleuchtete Wendeltreppe hinunter.

»Wer war dieser Mann?«

Ihre Schritte hallten in dem schwachen Licht auf den Stufen wider.

»Sie haben überhaupt nicht zugehört, was ich Ihnen gesagt habe, oder? Sie sind jetzt schon in Schwierigkeiten. Alles, was Sie tun, alles, was Sie sagen, alles, was Sie hören, macht es nur noch schlimmer. Beten Sie lieber, daß Sie nicht schon zu tief drinstecken.«

Richard legte den Kopf zur Seite. »Entschuldigen Sie«, sagte er. »Ich weiß, das ist eine persönliche Frage. Aber sind Sie

vielleicht geisteskrank?«

»Möglich, aber sehr unwahrscheinlich. Wieso?«

»Na ja«, sagte Richard. »Einer von uns *muß* es sein.«

Es war jetzt völlig dunkel, und Richard geriet ein wenig ins Straucheln, als er die letzte Stufe erreicht hatte und nach der nächsten suchte, die nicht da war.

»Achtung, Ihr Kopf«, sagte der Marquis, und er öffnete eine Tür, während Richard sich den Kopf an etwas stieß, hinaustrat und seine Augen gegen das Licht abschirmte.

Richard rieb sich die Stirn. Dann rieb er sich die Augen. Die Tür, durch die sie gerade gekommen waren, war die Tür zum Besenschrank in seinem Treppenhaus.

Der Marquis musterte **das HABEN-SIE-DIESES-MÄDCHEN-GESEHEN?**-Plakat, das neben Richards Wohnungstür klebte.

»Nicht ihre beste Seite«, sagte er.

Dann schloß Richard seine Wohnungstür auf, und er war zu Hause. Es war, wie er erleichtert durch die Fenster sah, wieder Nacht.

»Richard!« sagte Door. »Du hast es geschafft!«

Sie hatte sich gewaschen, während er weg war, und ihre Kleiderschichten sahen aus, als hätte sie zumindest versucht, den größten Dreck und das Blut daraus zu entfernen. Ihr Gesicht und ihre Hände waren jetzt völlig sauber. Richard fragte sich, wie alt sie war: Fünfzehn? Sechzehn? Älter? Er konnte es immer noch nicht sagen.

Sie hatte die Lederjacke angezogen, die sie getragen hatte, als er sie fand: ein riesiges braunes Ding, eine Art alte Fliegerjacke, die sie irgendwie kleiner aussehen ließ, als sie war, und sogar verletzlicher.

»Äh, ja«, sagte Richard.

Der Marquis de Carabas ging vor dem Mädchen in die Knie, neigte den Kopf und sagte: »Mylady.«

Ihr schien das unangenehm zu sein.

»Ach, stehen Sie schon auf, de Carabas. Ich freue mich, daß Sie gekommen sind.«

Er erhob sich in einer einzigen fließenden Bewegung. »Ich habe gehört«, sagte er, »daß die Worte *Gefallen, sehr* und *groß* genannt wurden, und zwar in einem Atemzug.«

»Später.« Sie ging hinüber zu Richard und nahm seine Hände in die ihren. »Richard. Danke. Ich weiß alles, was du getan hast, wirklich zu schätzen. Ich habe die Laken auf dem Bett gewechselt. Und ich wünschte, ich könnte mich irgendwie bei dir revanchieren.«

»Gehst du?«

Sie nickte. »Ich bin jetzt in Sicherheit. Mehr oder weniger. Hoffe ich. Eine Zeitlang.«

»Wo gehst du jetzt hin?«

Sie lächelte sanft und schüttelte den Kopf. »Mh-mh. Ich verschwinde aus deinem Leben. Und du warst wunderbar.«

Dann stellte sie sich auf die Zehenspitzen und küßte ihn auf die Wange.

»Wo kann ich dich erreichen, falls ich -?«

»Gar nicht. Niemals. Und ...«, und dann zögerte sie. »Hör zu, es tut mir leid, ja?«

Richard inspizierte etwas verlegen seine Füße. »Es gibt nichts, was dir leid tun müßte«, sagte er und fügte nicht ganz überzeugt hinzu: »Es hat Spaß gemacht.«

Dann blickte er auf.

Doch es war niemand mehr da.

## *Kapitel Drei*

Am Sonntag morgen nahm Richard das wie ein Batmobil geformte Telefon, das ihm seine Tante Maude vor einigen Jahren zu Weihnachten geschenkt hatte, aus der Schublade unten im Kleiderschrank und stöpselte den Stecker in die Wand.

Er versuchte Jessica anzurufen, jedoch ohne Erfolg. Ihr Anrufbeantworter war ausgeschaltet, ebenso ihr Handy. Er nahm an, sie sei zu ihren Eltern aufs Land gefahren.

Richards Eltern waren beide tot. Sein Vater starb, als Richard noch klein war, plötzlich und unerwartet an einem Herzinfarkt. Seine Mutter erlitt danach ein sehr langsamer Tod, und als Richard von zu Hause weggegangen war, schwand ihre Lebenskraft einfach dahin: Sechs Monate nach seinem Umzug nach London hatte er den Schlafwagenzug zurück nach Schottland genommen und die letzten beiden Tage an ihrem Bett im Krankenhaus verbracht. Mal hatte sie ihn erkannt, dann wieder mit dem Namen seines Vater angesprochen.

Richard saß auf seiner Couch und brütete vor sich hin. Die Ereignisse der beiden letzten Tage erschienen ihm immer unwirklicher, immer unwahrscheinlicher. Real war die Nachricht, die Jessica auf seinem Anrufbeantworter hinterlassen hatte. Er spielte sie an jenem Sonntag wieder und wieder ab, jedesmal in der Hoffnung, daß Jessica diesmal nachgiebiger klänge, daß er Wärme in ihrer Stimme feststellen könne. Aber nein.

Er dachte daran, nach draußen zu gehen und eine Sonntagszeitung zu kaufen, doch er entschied sich dagegen. Arnold Stockton, Jessicas Chef, die Karikatur eines Selfmademans einschließlich des vielfachen Doppelkinns, besaß die Sonntagszeitungen, die nicht Rupert Murdoch gehörten. Seine eigenen

Zeitungen schrieben über ihn. Wie auch die übrigen.

Richard nahm lieber ein ausgedehntes, heißes Bad, aß ein paar Sandwiches und trank einige Tassen Tee. Er schaute ein wenig Fernsehen und bastelte im Geiste Gespräche mit Jessica zusammen.

Am Ende dieser imaginären Unterredungen liebten sie sich jedesmal wütend, tränenreich und leidenschaftlich; und dann war alles wieder gut.



Am Montag morgen klingelte Richards Wecker nicht. Um zehn vor neun stürzte er, den Aktenkoffer in der Hand, auf die Straße und glotzte, um ein Taxi betend, wie ein Irrer hin und her.

Dann stieß er einen Seufzer der Erleichterung aus; denn ein großes schwarzes Auto steuerte mit gelb leuchtendem »TAXI«-Schild in seine Richtung. Er winkte ihm zu.

»Taxi!«

Das Taxi schenkte ihm keinerlei Beachtung, glitt sanft an ihm vorbei, bog um eine Ecke und war weg.

Noch ein Taxi. Noch ein gelbes »Frei«-Licht. Diesmal stellte sich Richard mitten auf die Straße, um es anzuhalten.

Es umkurvte ihn und fuhr weiter.

Richard begann halblaut zu fluchen.

Dann rannte er zur nächsten U-Bahn-Haltestelle.

Er zog eine Handvoll Münzen aus der Hosentasche, drückte am Fahrkartenautomaten den Knopf für eine einfache Fahrt nach Charing Cross und schob sein Kleingeld in den Schlitz.

Jede Münze, die er hineinsteckte, fiel sofort durch die Eingeweide des Automaten hindurch und landete klappernd in der Auffangschale darunter. Kein Ticket erschien.

Er versuchte es an einem anderen Fahrkartenautomaten.  
Und an noch einem.

Der Fahrkartenverkäufer telefonierte gerade, als Richard zu seinem Büro ging, um sich zu beschweren und sich sein Ticket von Hand zu kaufen; und obwohl - oder vielleicht weil - Richard mehrfach »Ey!« brüllte und verzweifelt mit einer Münze an die Plexiglasscheibe klopfte, ließ der Mann sich nicht stören.

»Scheiß drauf«, verkündete Richard, und er schwang sich über die Absperrung.

Niemand hielt ihn auf.

Niemanden schien es zu kümmern.

Er rannte atemlos und schwitzend die Rolltreppe hinunter und erreichte gerade, als der Zug einlief, den vollen Bahnsteig.

Als Kind hatte Richard Alpträume gehabt, in denen er einfach nicht da war. Wieviel Lärm er auch machte, was er auch anstellte, niemand bemerkte ihn.

So fühlte er sich jetzt, als all die anderen sich vordrängelten; er wurde geschubst und hin- und hergestoßen von Leuten, die einstiegen, und Leuten, die ausstiegen.

Er hielt dagegen, drängelte und schubste zurück, bis er fast drinnen war - einen Arm hatte er schon im Zug -, als die Türen sich zischend zu schließen begannen. Er zog die Hand zurück, doch sein Mantelärmel blieb stecken.

Richard hämmerte an die Tür und schrie, in der Hoffnung, der Fahrer würde die Tür zumindest so weit öffnen, daß er seinen Ärmel freibekam. Doch statt dessen setzte sich der Zug in Bewegung, und Richard sah sich gezwungen, schneller und schneller den Bahnsteig entlangzustolpern.

Er ließ seinen Aktenkoffer auf den Bahnsteig fallen und zerrte verzweifelt mit der freien Hand am Ärmel.

Der Ärmel riß, und er fiel vornüber, schlug sich die Hand am Bahnsteig auf und zerriß sich die Hose am Knie.

Schwankend stand er wieder auf, ging dann den Bahnsteig hinunter und holte seinen Aktenkoffer.

Er schaute seinen zerrissenen Ärmel an, seine aufgeschlagene Hand und seine zerfetzte Hose.

Dann stieg er erschöpft die Treppen hinauf und verließ die U-Bahn-Haltestelle. Niemand wollte auf dem Weg nach draußen seine Fahrkarte sehen.



»Tut mir leid, daß ich zu spät komme«, sagte Richard zu niemandem im besonderen.

Die Uhr an der Bürowand zeigte 10 Uhr 30.

Er ließ seinen Aktenkoffer auf seinen Stuhl fallen und wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß aus dem Gesicht.

»Ihr werdet nicht glauben, was mir auf dem Weg hierher alles passiert ist«, fuhr er fort. »Es war ein Alptraum.«

Er sah hinunter auf seinen Schreibtisch. Irgend etwas fehlte. Oder genauer gesagt: Alles fehlte.

»Wo sind meine Sachen?« fragte er in den Raum hinein, ein bißchen lauter. »Wo sind meine Telefone? Wo sind meine Trolle?«

Er schaute in die Schreibtischschubladen. Auch sie waren leer: Nicht mal ein Mars-Einwickelpapier oder eine verbogene Büroklammer bezeugten, daß Richard jemals dort gewesen war.

Sylvia kam auf ihn zu, in ein Gespräch mit zwei ziemlich stämmigen Herrn vertieft. Richard ging ihr entgegen.

»Sylvia? Was geht hier vor?«



»Wie bitte?« fragte Sylvia höflich. Sie zeigte den beiden stämmigen Herrn den Schreibtisch, den diese, jeder an einem Ende, hochhoben und aus dem Büro zu tragen begannen.

»Mein Schreibtisch. Wo bringen sie ihn hin?«

Sylvia starrte ihn leicht irritiert an. »Wie war doch gleich Ihr Name ...?«

*Das geht zu weit*, dachte Richard. »Richard«, sagte er sarkastisch. »Richard Mayhew.«

»Hallo«, sagte Sylvia. Dann perlte ihre Aufmerksamkeit an Richard ab wie Wasser an einer eingefetteten Ente, und sie sagte: »Nein! Nicht dahin!« zu den Umzugsleuten, die Richards Schreibtisch davontrugen, und eilte ihnen nach.

Richard sah zu, wie sie verschwand. Dann ging er durchs Büro, bis er zu Garrys Schreibtisch kam.

»Garry. Was geht hier vor? Soll das ein Witz sein?«

Garry sah sich um, als hätte er etwas gehört. Dann schüttelte er den Kopf, nahm den Telefonhörer ab und begann zu wählen.

Richard knallte seine Hand aufs Telefon, so daß Garry nicht weiterwählen konnte. »Hör mal, das ist nicht lustig, Garry. Ich weiß nicht, was ihr hier alle für ein Spielchen treibt!«

Garry sah zu ihm auf. Richard fuhr fort: »Wenn man mich gefeuert hat, dann sag es mir einfach, aber daß ihr alle so tut, als war' ich gar nicht da ...«

Und da lächelte Garry und sagte: »Hallo. Ja. Ich bin Garry Perunu. Kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Ich glaube nicht«, sagte Richard kalt, und dann ging er hinaus und ließ seinen Aktenkoffer zurück.



Richards Büro befand sich im dritten Stock eines großen,

alten, ziemlich zugigen Gebäudes in einer Seitenstraße des Strand.

Jessica arbeitete etwa auf halber Höhe eines großen, gläsernen, verspiegelten Baus in der City of London, fünfzehn Minuten zu Fuß die Straße hoch.

Richard machte sich auf den Weg.

Er war in zehn Minuten beim Stockton-Gebäude, ging einfach an den uniformierten Sicherheitsleuten vorbei, die im Erdgeschoß Dienst schoben, betrat den Aufzug und fuhr hoch.

Das Innere des Aufzugs war verspiegelt, und Richard betrachtete sich beim Hochfahren. Seine Krawatte war halb gelöst und hing schief, sein Mantel war zerfetzt, seine Hose zerrissen, sein Haar verschwitzt und ungekämmt... Gott, er sah schrecklich aus.

Ein flötender Ton erklang, und die Aufzugtür öffnete sich. Die Etage des Stockton-Gebäudes, in der Jessica arbeitete, wirkte auf eine unterdekorierte Art und Weise ziemlich nobel.

Neben dem Aufzug saß eine Empfangsdame, ein erhabenes und elegantes Wesen, das aussah, als würde sein Nettogehalt Richards um Längen schlagen. Sie las *Cosmopolitan*. Als Richard auf sie zuging, blickte sie nicht auf.

»Ich möchte zu Jessica Bartram«, sagte Richard. »Es ist wichtig. Ich muß sie sprechen.«

Die Empfangsdame ignorierte ihn.

Richard ging den Korridor bis zu Jessicas Büro hinunter. Er öffnete die Tür und trat ein. Sie stand vor drei großen Plakaten, die alle für »Engel über England - Eine Wanderausstellung« warben, jedes mit einer anderen Darstellung eines Engels. Sie drehte sich um, als er hereinkam, und sie lächelte ihn warm an.

»Jessica. Gott sei Dank! Hör zu, ich glaube, ich werde verrückt oder so was. Es fing damit an, daß ich heute morgen kein Taxi bekommen konnte, und dann das Büro und die U-Bahn und -« Er zeigte ihr seinen zerfetzten Ärmel. »Es ist, als sei ich eine Art Unperson geworden.«

Sie lächelte ihn immer noch aufmunternd an.

»Paß auf«, sagte Richard. »Das mit vorgestern abend tut mir leid. Na ja, nicht, was ich getan habe, aber daß ich dich so verärgert habe, und ... also, es tut mir leid, aber es ist alles so verrückt, und ich weiß ehrlich nicht mehr, was ich tun soll.«

Und Jessica nickte und fuhr fort zu lächeln, und sie sagte: »Sie werden mich für furchtbar unhöflich halten, aber ich habe ein ganz schlechtes Namensgedächtnis. Geben Sie mir nur einen Moment, es fällt mir bestimmt gleich ein.«

Und da wußte Richard, daß es Wirklichkeit war. Daß all die verrückten Dinge, die ihm heute widerfahren, wirklich passierten.

»Schon gut«, sagte er. »Vergiß es.«

Und er ging fort, aus der Tür hinaus und den Korridor entlang. Er war fast beim Aufzug, als sie seinen Namen rief.

»Richard!«

Er drehte sich um. Es war doch ein Scherz gewesen.

Irgendeine fiese kleine Rache. Etwas, das er erklären konnte.

»Richard ... Maybury ?« Sie schien stolz darauf zu sein, daß sie sich so weit erinnerte.

»Mayhew«, sagte Richard, und er trat in den Aufzug, und die Türen sangen traurig einen absteigenden Flötentriller, als sie sich hinter ihm schlossen.



Richard ging zurück zu seiner Wohnung, aufgebracht und verwirrt und wütend. Manchmal winkte er einem Taxi, aber er hatte eigentlich keine Hoffnung, daß es anhalten würde, und es hielt auch keins.

Seine Füße taten weh, und seine Augen brannten, und er wußte, daß er schon bald von dem heutigen Tag erwachen und ein richtiger Montag, ein vernünftiger Montag, ein anständiger, ehrlicher Montag anbrechen würde.

Er ließ heißes Wasser in die Badewanne, legte seine Sachen aufs Bett und stieg in die Wanne.

Er war beinahe eingedöst, als er hörte, wie ein Schlüssel ins Schloß gesteckt wurde, eine Tür sich öffnete und schloß und eine zuckersüße männliche Stimme sagte:

»Sie sind natürlich die ersten, denen ich heute die Wohnung zeige, aber ich habe eine ellenlange Liste von Interessenten.«

»Sie ist nicht so groß, wie es in den Unterlagen den Anschein hatte«, sagte eine Frau.

»Sie ist kompakt, ja. Aber ich finde, das ist eher ein Vorteil.«

Richard hatte sich nicht die Mühe gemacht, die Badezimmertür zu schließen. Schließlich war er allein in der Wohnung.

Eine barschere, rauhere männliche Stimme sagte: »Ich dachte, Sie hätten gesagt, es sei eine unmöblierte Wohnung. Mir sieht sie verdammt möbliert aus.«

»Der Vormieter muß seine Wohnungseinrichtung zum Teil hiergelassen haben. Komisch. Davon hat mir niemand etwas gesagt.«

Richard erhob sich in der Wanne. Dann setzte er sich wieder

hin, denn er war nackt, und sie konnten jeden Moment hereinkommen. Und dann schaute er sich ziemlich verzweifelt im Badezimmer nach einem Handtuch um.

»Oh, schau mal, George«, sagte die Frau im Flur. »Da hat jemand ein Handtuch auf dem Stuhl liegenlassen.«

Richard zog eine Loofah-Gurke, eine halbleere Shampooflasche und eine kleine gelbe Gummiente als Handtuch-Alternativen in Betracht und verwarf alle als ungeeignet.

»Wie ist das Badezimmer?« fragte die Frau.

Richard schnappte sich einen Waschlappen und drapierte ihn vor seinem Schoß. Dann stand er auf, mit dem Rücken zur Wand, und machte sich auf eine entsetzliche Peinlichkeit gefaßt.

Die Tür wurde aufgestoßen. Drei Menschen kamen ins Badezimmer: ein junger Mann in einem Kamelhaarmantel und ein Paar mittleren Alters. Richard fragte sich, ob ihnen die Situation ebenso unangenehm war wie ihm.

»Ein bißchen klein«, sagte die Frau.

»Kompakt«, berichtigte der Kamelhaarmantel zuckersüß. »Leicht sauberzuhalten.«

Die Frau fuhr mit dem Finger am Waschbeckenrand entlang und rümpfte die Nase.

»Ich glaube, wir haben alles gesehen«, sagte der Mann mittleren Alters.

Sie verließen das Badezimmer.

»Es wäre wirklich in jeder Hinsicht ziemlich praktisch«, sagte die Frau. Das Gespräch wurde in leiserer Tonlage fortgeführt.

Richard stieg aus der Wanne und schlich hinüber zur Tür. Er entdeckte das Handtuch auf dem Stuhl im Flur, und er beugte sich hinaus und schnappte es sich.

»Wir nehmen sie«, sagte die Frau.

»Ach ja?« fragte der Kamelhaarmantel.

»Sie ist genau das, was wir suchen«, erklärte sie. »Wird sie zumindest sein, wenn wir sie erst mal eingerichtet haben. Könnte sie bis Mittwoch bezugsfertig sein?«

»Natürlich, morgen werden wir den ganzen Müll hier wegräumen, kein Problem.«

Richard, frierend und tropfend in sein Handtuch gewickelt, funkelte sie vom Eingang aus wütend an.

»Das ist kein Müll«, sagte er. »Das sind meine Sachen.«

»Dann holen wir die Schlüssel bei Ihnen im Büro ab.«

Auf dem Weg zur Wohnungstür drängelten sich die drei an Richard vorbei.

»Hat mich gefreut«, sagte der Kamelhaarmantel.

»Können Sie ... kann mich hier irgend jemand hören? Das ist meine Wohnung. Ich wohne hier.«

»Wenn Sie mir den Vertrag ins Büro faxen würden - « sagte der barsche Mann, dann schlug die Tür hinter ihnen zu, und Richard stand im Flur seiner ehemaligen Wohnung, und er schauderte in der Stille vor Kälte.

»Das«, verkündete Richard, ungeachtet dessen, was er mit eigenen Augen und Ohren wahrgenommen hatte, »kann nicht wahr sein.«

Das Batfon schrillte, und seine Scheinwerfer blinkten. Richard nahm mißtrauisch den Hörer ab.

»Hallo?«

In der Leitung zischte und knackte es, als käme der Anruf von ganz weit her. Die Stimme am anderen Ende der Leitung erkannte er nicht.

»Mister Mayhew?« fragte der Anrufer. »Mister Richard Mayhew?«

»Ja«, sagte er. Und dann, erfreut: »Sie können mich hören! Gott sei Dank. Wer ist da?«

»Mein Partner und ich waren am Samstag bei Ihnen, Mister Mayhew. Ich habe Sie über den Aufenthaltsort einer gewissen jungen Dame befragt. Erinnern Sie sich?« Der Tonfall war schmierig, eklig, füchsisch verschlagen.

»Oh. Ja. Sie sind das.«

»Mister Mayhew. Sie sagten, Door sei nicht bei Ihnen. Wir haben Grund zu der Annahme, daß Sie die Wahrheit mehr als nur ein wenig verschleiert haben.«

»Na ja, *Sie* haben immerhin gesagt, Sie wären ihr Bruder.«

»Alle Menschen sind Brüder, Mister Mayhew.«

»Sie ist nicht mehr hier. Und ich weiß nicht, wo sie ist.«

»Das ist uns bekannt, Mister Mayhew. Diese beiden Tatsachen sind uns durchaus nicht entgangen. Und, um ganz offen mit Ihnen zu sprechen, Mister Mayhew, und ich bin sicher, daran ist Ihnen gelegen, nicht wahr: Wenn ich Sie wäre, würde ich aufhören, mir Sorgen um die junge Dame zu machen. Doors Tage sind gezählt, und die fragliche Zahl ist noch nicht einmal zweistellig.«

»Hören Sie, warum haben Sie mich angerufen?«

»Mister Mayhew«, sagte Mr. Croup zuvorkommend, »wissen Sie, wie Ihre eigene Leber schmeckt?«

Richard erwiderte nichts.

»Mister Vandemar hat mir nämlich versprochen, daß er sie Ihnen persönlich herausschneiden und ins Maul stopfen wird, bevor er Ihnen Ihre armselige kleine Kehle durchschneidet. Sie werden es also noch erfahren, nicht wahr?«

»Ich rufe die Polizei. Ich lasse mich nicht bedrohen.«

»Mister Mayhew. Sie können anrufen, wen Sie wollen. Doch ich würde es außerordentlich bedauern, wenn Sie glaubten,

wir würden Sie bedrohen. Weder ich noch Mister Vandemar haben Sie bedroht, nicht wahr, Mister Vandemar?«

»Nein? Was zum Teufel tun Sie dann?«

»Wir machen Ihnen Versprechungen«, sagte Mr. Croup durch das Knistern und den Hall und das Zischen hindurch.

»Und wir wissen, wo Sie wohnen.«

Und er hängt ein.

Richard umklammerte das Batfon und starrte es an, dann drückte er dreimal die Neun-Taste.

»Notrufzentrale. Wen möchten Sie sprechen?«

»Können Sie mich bitte mit der Polizei verbinden? Mir hat gerade ein Mann gedroht, mich umzubringen, und ich glaube nicht, daß das ein Witz war.«

Einen Moment war es still. Er hoffte, er würde zur Polizei durchgestellt. Nach einer Weile sagte die Stimme: »Notrufzentrale. Hallo? Ist da jemand? Hallo?«

Und da legte Richard den Hörer auf und ging in sein Schlafzimmer und zog sich an, weil er froh und nackt war und Angst hatte, und weil es sonst eigentlich nichts gab, was er tun konnte.



Er zog die schwarze Sporttasche unter dem Bett hervor und packte Socken hinein. Unterhosen. Ein paar T-Shirts. Seinen Ausweis. Seine Brieftasche.

Er trug Jeans, Turnschuhe, einen dicken Pullover.

Ihm fiel wieder ein, wie das Mädchen, das sich Door nannte, sich von ihm verabschiedet hatte. Wie sie gezögert hatte. Wie sie gesagt hatte, es täte ihr leid ...

»Du hast es gewußt«, sagte er zu der leeren Wohnung. »Du hast gewußt, daß das passieren würde.«



Er ging in die Küche, nahm etwas Obst aus der Schale und steckte es in die Tasche. Dann zog er den Reißverschluß zu und ging hinaus auf die dunkle Straße.



Der Geldautomat schluckte seine Karte mit einem Surren. BITTE GEBEN SIE IHRE GEHEIMZAHL EIN, stand auf dem Bildschirm.

Richard tippte seine Geheimzahl ein.

Die Schrift verschwand. Dann stand da: BITTE WARTEN SIE.

Der Bildschirm war leer. Irgendwo in den Tiefen des Geräts grummelte und knurrte es.

DIESE KARTE IST UNGÜLTIG. BITTE WENDEN SIE SICH AN IHRE BANK.

Mit einem Schnarren glitt die Karte wieder heraus.

»Haben Sie etwas Kleingeld?« fragte eine dünne Stimme hinter ihm.

Richard reichte dem Mann seine Bankkarte.

»Hier«, sagte er. »Die können Sie behalten. Da sind ungefähr fünfzehnhundert Pfund drauf, wenn Sie es schaffen, da ranzukommen.«

Der Mann, der groß und dünn war und einen borstigen hellen Bart und Hände voller Straßenschmutz hatte, nahm die Karte, schaute sie an, drehte sie um und sagte trocken: »Danke. Wenn Sie noch sechzig Pence drauflegen, krieg' ich dafür 'ne schöne Tasse Kaffee.« Er gab Richard seine Karte zurück.

Richard nahm seine Tasche. Und dann wandte er sich wieder zu dem Mann um und sagte: »Moment mal. Sie können mich sehen.«

»Ich hab' doch Augen im Kopf«, erwiderte der Mann.

»Sagen Sie mal«, sagte Richard, »haben Sie schon mal was von einem Ort namens >Wandermarkt< gehört? Da muß ich hin. Es gibt da ein Mädchen namens Door ...«

Doch der Mann wich nervös vor Richard zurück.

»Hören Sie, ich brauche wirklich Hilfe«, sagte Richard.  
»Bitte!«

Der Mann starrte ihn an.

Richard seufzte. »Schon gut«, sagte er. »Tut mir leid, daß ich Sie belästigt habe.«

Er wandte sich ab, umklammerte den Griff seiner Tasche mit beiden Händen, so daß sie kaum noch zitterten, und begann, die High Street hinunterzugehen.

»Hey«, zischte der Mann.

Richard schaute sich um. Der Mann winkte ihn zu sich.

»Kommen Sie, hier runter, aber schnell!«

Der Mann eilte neben der Straße ein paar Stufen hinunter - Stufen voller Müll, wie sie normalerweise zu verlassenem Souterrainwohnungen hinabführen. Richard stolperte hinter ihm her. Am Fuß der Treppe befand sich eine Tür. Der Mann stieß sie auf, wartete, bis Richard hindurchgegangen war, und schloß die Tür hinter ihnen.

Sie standen im Dunkeln.

Ein Kratzen war zu hören und das Geräusch eines aufflammenden Streichholzes. Der Mann hielt das Streichholz an den Docht einer alten Eisenbahnerlampe, der Feuer fing und etwas weniger Licht abgab als vorher das Streichholz, und sie gingen zusammen durch die Finsternis.

Es roch muffig, nach feuchten, alten Backsteinen, nach Moder und der Dunkelheit.

»Wo sind wir?« flüsterte Richard.

Sein Führer bedeutete ihm, er solle still sein.

Sie kamen zu einer weiteren Tür in einer Wand.

Der Mann klopfte einen bestimmten Rhythmus an die Tür.

Stille.

Die Tür ging auf.

Einen Moment lang war Richard von dem plötzlichen Licht geblendet. Er stand in einem riesigen, gewölbten Raum, einem unterirdischen Saal, von Flammen erleuchtet und voller Rauch. Kleine Feuer brannten ringsum an den Wänden. Schattenhafte Menschen standen an den Feuern und rösteten kleine Tiere auf Spießen. Leute huschten von Feuer zu Feuer.

Es erinnerte ihn an die Hölle. Oder vielmehr daran, wie er sich als Schuljunge die Hölle vorgestellt hatte.

Der Rauch kratzte in seinem Hals, und er hustete.

Hundert Augen starrten ihn an. Hundert Augen, starr und unfreundlich.

Ein Mann trippelte auf ihn zu. Er hatte langes Haar, einen zerrupften Bart, und seine zerlumpte Kleidung schien Richard mit Pelz gesäumt zu sein - mit orange und weißem und schwarzem Pelz, einer Art Katzenfell. Er war groß, doch er ging gebückt, die Hände vor der Brust.

»Was? Was ist los? Was soll das?« fragte er Richards Führer.

»Wen bringst du uns da, Iliaster? Sprich-sprich-sprich.«

»Er kommt von der Oberseite«, sagte sein Führer. (*Iliaster?* dachte Richard.) »Hat nach Lady Door gefragt. Und nach dem Wandermarkt. Hab' ihn lieber zu Ihnen gebracht, Lord Rattensprecher. Dachte mir, Sie wüßten bestimmt, was mit ihm zu tun ist.«

Jetzt waren sie von über einem Dutzend pelzgesäumter Menschen umringt. Frauen und Männern, und sogar ein paar

Kindern. Sie huschten in abgehackten Bewegungen umher: Augenblicke der Unbeweglichkeit wechselten sich mit abruptem Vorpreschen ab.

Lord Rattensprecher griff in seine pelzgesäumten Lumpen und zog einen gefährlich aussehenden, etwa zwanzig Zentimeter langen Glassplitter hervor. Ein um die untere Hälfte gewickeltes schlecht gegerbtes Fell bildete einen improvisierten Griff.

Das Licht der Flammen glitzerte in der gläsernen Klinge. Lord Rattensprecher setzte Richard die Scherbenklinge an die Kehle.

»Oh ja. Ja-ja-ja«, fiepte er keckernd. »Ich weiß *genau*, was mit ihm zu tun ist.«

## *Kapitel Vier*

Mr. Croup und Mr. Vandemar hatten sich im Keller eines im viktorianischen Stil erbauten Krankenhauses häuslich eingerichtet, das vor zehn Jahren im Zuge gesundheitspolitischer Sparmaßnahmen geschlossen worden war.

Von der Erschließungsgesellschaft, die damals kundgetan hatte, sie wolle das Krankenhaus zu einem einzigartigen Luxus-Apartmentblock umbauen, hatte man, kaum daß das Krankenhaus geschlossen worden war, nichts mehr gehört, und nun stand es da, Jahr für Jahr, grau und leer und unerwünscht, die Fenster vernagelt, die Türen mit Vorhängeschlössern gesichert.

Das Dach war verrottet, und Regen tropfte in das Innere der leeren Räume und Flure und verbreitete Feuchtigkeit und Verfall im Gebäude.

In der Mitte des Krankenhauses befand sich ein Schacht, der ein graues und unfreundliches Licht hereinließ.

Die Kellerwelt unter den leeren Krankenstationen bestand aus über hundert winzigen Räumen, einige leer, andere mit zurückgelassenem Krankenhausbedarf darin. In einem Raum befand sich ein massiger metallener Heizkessel, im nächsten verstopfte Toiletten und Duschen ohne Wasser. Ein Großteil des Kellerfußbodens war von einer dünnen Schicht öligen Regenwassers überzogen, das die Dunkelheit und den Verfall an die gammelige Decke reflektierte.

Wenn man die Krankenhaustreppe hinunterging, so weit man konnte, durch die verlassenen Duschräume, entlang den Personaltoiletten, vorbei an dem Raum voller Glassplitter, in dem die Decke völlig eingestürzt war und der daher direkt in das darübergelegene Treppenhaus übergang, kam man zu einer

kleinen Eisentreppe. Und wenn man die hinabstieg, die matschige Stelle am Fuß der Treppe durchquerte und sich durch eine halbverfaulte Holztür zwängte, befand man sich im Unterkeller, einem riesigen Raum, in dem sich der liegengelassene und vergessene Krankenhausmüll von hundertzwanzig Jahren angesammelt hatte; und eben hier waren Mr. Croup und Mr. Vandemar derzeit zu Hause.

Die Wände waren feucht, und von der Decke tropfte Wasser. Seltsame Gegenstände schimmelten in den Ecken vor sich hin: Einige davon waren einmal lebendig gewesen.

Mr. Croup und Mr. Vandemar waren gerade dabei, die Zeit totzuschlagen.

Mr. Vandemar hatte irgendwo einen Tausendfüßler gefunden - eine orangerote Kreatur, fast zwanzig Zentimeter lang, mit gefährlichen Giftzähnen an beiden Enden -, ließ ihn nun über seine Hände laufen und beobachtete ihn dabei, wie er sich zwischen seinen Fingern wand, in einem Ärmel verschwand und eine Minute später aus dem anderen wieder auftauchte.

Mr. Croup spielte mit Rasierklingen. Er hatte in einer Ecke eine ganze Schachtel fünfzig Jahre alter, in Pergamentpapier eingewickelter Rasierklingen gefunden und überlegte nun, was man damit anfangen könnte.

»Wenn ich um Ihre Aufmerksamkeit bitten dürfte, Mister Vandemar«, sagte er schließlich. »Sperrn Sie Ihre Äuglein auf.«

Mr. Vandemar nahm den Kopf des Tausendfüßlers behutsam zwischen seinen riesigen Daumen und seinen monströsen Zeigefinger, so daß er nicht mehr zappeln konnte, und schaute zu Mr. Croup hinüber.

Mr. Croup legte seine linke Hand mit gespreizten Fingern an die Wand. In die Rechte nahm er fünf Rasierklingen, ziel-

te sorgfältig und warf.

Alle Klingen landeten zwischen Mr. Croups Fingern. Es war die Miniaturausgabe eines höchst raffinierten Messerwerfertricks.

Mr. Croup nahm seine Hand weg, die Klingen blieben in der Wand stecken und markierten die Stellen, wo seine Finger sich befunden hatten, und er drehte sich beifallheischend zu seinem Kompagnon um.

Mr. Vandemar war nicht beeindruckt.

»Was soll denn daran so schlau sein?« fragte er. »Sie haben doch keinen einzigen Finger getroffen.«

Mr. Croup seufzte. »Nein?« sagte er. »Na, da schlitze mir einer die Gurgel auf, Sie haben recht. Ich Einfaltspinsel!« Er zog die Rasierklingen eine nach der anderen aus der Wand und warf sie auf den Holztisch. »Warum zeigen Sie mir nicht, wie man es richtig macht?«

Mr. Vandemar nickte. Er steckte den Tausendfüßler zurück in sein leeres Marmeladenglas.

Dann legte er seine linke Hand an die Wand.

Er hob den rechten Arm: In der rechten Hand wog er sein Messer, tückisch und scharf. Er kniff die Augen zusammen, und er warf.

Das Messer flog durch die Luft, blitzschnell, ein ausgesprochen großes und scharfes Wurfmesser. Es schlug dumpf in der Wand ein, mit der Klinge voran, die unterwegs Mr. Vandemars Handrücken getroffen und durchbohrt hatte.

Es klingelte.

Mr. Vandemar, das Messer durch die Hand, blickte zufrieden auf. »So«, sagte er.

In der Ecke des Raumes stand ein altes Telefon. Ein sehr altes, zweiteiliges Telefon aus Holz und Bakelit, das im Krankenhaus seit den zwanziger Jahren nicht mehr benutzt worden

war. Mr. Croup nahm den an einer langen, mit Stoff umwickelten Schnur befestigten Hörer ab und sprach in das am Unter-  
teil angebrachte Mundstück. »Croup und Vandemar«, sagte er  
sanft, »Traditionsunternehmen. Beseitigung von Hindernissen,  
Ausmerzungen von Unbilden, Entfernung störender Gliedmaßen  
und Zahnbehandlungen für Bedürftige.«

Die Person am anderen Ende der Leitung sagte etwas. Mr.  
Croup zuckte zusammen.

Mr. Vandemar zerrte an seiner linken Hand. Sie war fest an  
die Wand geheftet.

»Oh. Ja, Sir. Ja, gewiß. Und erlauben Sie mir zu sagen, daß  
so eine telefonische Konversation mit Ihnen unseren ansonsten  
trüben und ereignislosen Tag bereichert und verschönt?« Eine  
weitere Pause. »Natürlich werde ich die Speichelleckerei und  
Kriecherei unterlassen. Aber gern. Ist mir eine Ehre, und - was  
wir herausgefunden haben? Wir haben herausgefunden, daß -«  
Eine Unterbrechung; nachdenklich und geduldig bohrte er in der  
Nase. »Nein, wir wissen nicht, wo sie sich zu diesem Zeitpunkt  
aufhält. Aber das müssen wir auch nicht. Sie wird heute abend  
auf dem Markt sein, und -« Sein Mund wurde schmal, und er  
fuhr fort: »Nein, wir haben keinesfalls vor, den Marktfrieden zu  
stören. Wir dachten eher daran zu warten, bis sie den  
Markt verlassen hat, um dann Hackfleisch aus ihr zu machen ...«  
Dann schwieg er, hörte zu und nickte von Zeit zu Zeit.

Mr. Vandemar versuchte, das Messer mit seiner freien Hand  
aus der Wand zu ziehen, doch es blieb stecken.

»Das ließe sich einrichten, ja«, sagte Mr. Croup in die  
Sprechmuschel. »Ich meine, das *werden* wir einrichten. Na-  
türlich. Ja. Das ist mir klar. Und, Sir, vielleicht könnten wir uns  
noch darüber unterhalten, wie -«?

Doch der Anrufer hatte aufgelegt. Mr. Croup starrte den



Hörer einen Moment lang an, dann hängte er ihn wieder an seinen Haken.

»Du hältst dich wohl für verdammt schlau«, flüsterte er.

Dann bemerkte er Mr. Vandemars mißliche Lage und sagte: »Hören Sie auf damit.« Er beugte sich hinüber und zog das Messer aus der Wand und aus Mr. Vandemars Handrücken und legte es auf den Tisch.

Mr. Vandemar schüttelte seine linke Hand und krümmte die Finger, dann wischte er die feuchten Putzbrocken von seiner Messerklinge. »Wer war das?«

»Unser Arbeitgeber«, sagte Mr. Croup. »Die andere ist offenbar nicht geeignet. Nicht alt genug. Es muß doch diese Door sein.«

»Also dürfen wir sie nicht mehr umbringen?«

»Darauf, Mister Vandemar, läuft es über kurz oder lang hinaus, jawohl. Nun, das kleine Fräulein Door hat offenbar verkündet, es werde einen Leibwächter engagieren. Auf dem Markt. Heute nacht.«

»Ach ja?« Mr. Vandemar spuckte sich an der Stelle auf den Handrücken, wo das Messer eingedrungen, und dort auf die Handfläche, wo es wieder ausgetreten war.

Mr. Croup nahm seinen schweren schwarzen, vor Alter glänzenden Mantel vom Boden. Er zog ihn an.

»Nun, Mister Vandemar, sollten nicht auch wir einen Leibwächter engagieren?«

Mr. Vandemar schob sein Messer wieder in das Halfter in seinem Ärmel. Auch er zog seinen Mantel an, steckte die Hände tief in die Taschen und war angenehm überrascht, noch fast eine halbe Maus in einer davon zu finden. Gut. Er war hungrig.

Dann prüfte er Mr. Croups letzte Bemerkung mit der

Gründlichkeit eines Gerichtsmediziners, der seine große Liebe seziert; und als er den Argumentationsfehler seines Kompagnons erkannt hatte, sagte Mr. Vandemar: »Wir brauchen keinen Leibwächter, Mister Croup. Wir tun Menschen weh. Uns tut niemand weh.«

Mr. Croup drehte das Licht aus.

»Ach, Mister Vandemar«, sagte er, den Klang der Worte genießend, wie er den Klang aller Worte genoß, »wenn ihr uns stecht, bluten wir dann nicht?«

Mr. Vandemar grübelte in der Dunkelheit einen Moment darüber nach. Dann sagte er, völlig richtig: »Nein.«



»Ein Spion von der Oberseite«, sagte Lord Rattensprecher.

»Ha? Ich sollte dich von der Gurgel bis zum Gedärm aufschlitzen und die Zukunft aus deinen Eingeweiden lesen.«

»Hören Sie«, sagte Richard, mit dem Rücken zur Wand und dem Glasdolch am Adamsapfel. »Ich glaube, Sie machen einen Fehler. Mein Name ist Richard Mayhew. Das kann ich beweisen. Ich habe meine Bibliothekskarten dabei. Kreditkarten. Sachen«, fügte er verzweifelt hinzu.

Am anderen Ende des Saals, bemerkte Richard mit der leidenschaftslosen Klarheit, die einen erfaßt, wenn ein Irrer gerade vorhat, einem die Kehle mit einem Glassplitter aufzuschlitzen, verneigten sich Menschen bis zum Boden und verharrten in dieser Position.

Ein kleine schwarze Gestalt kam auf dem Fußboden auf sie zu.

»Ich glaube, wenn wir einen Moment nachdenken, werden wir feststellen, daß wir uns alle sehr dumm benehmen«, sag-

te Richard. Er hatte keine Ahnung, was diese Worte bedeuteten, er wußte nur, daß sie aus seinem Mund kamen und daß er, solange er sprach, nicht tot war. »Also, warum legen Sie das da nicht weg und - entschuldige, das ist meine Tasche«, letzteres zu einem dünnen, verwahrlost aussehenden Mädchen, keine zwanzig Jahre alt, das Richards Tasche genommen hatte und seine Besitztümer achtlos auf den Boden schüttete.

Die Menschen in der Halle fuhren fort, sich zu verbeugen und gebückt stehenzubleiben, während die kleine Gestalt näher kam.

Sie erreichte die Menschengruppe um Richard. Keiner bemerkte sie. Alle sahen Richard an.

Es war eine Ratte. Sie schaute zu ihm auf. Richard schien es bizarrerweise einen Moment lang, als ob sie ihm *zublinzelte*. Dann fiepte sie laut.

Der Mann mit dem Glasdolch fiel auf die Knie. Die Menschen um sie herum folgten seinem Beispiel. Nach kurzem Zögern kniete, etwas verlegener, auch der Obdachlose nieder, den sie Iliaster genannt hatten.

Richard war der einzige, der stehen geblieben war. Das dünne Mädchen zupfte ihn am Ellenbogen, und auch er ließ sich auf ein Knie nieder.

Lord Rattensprecher verneigte sich so tief, daß sein langes Haar den Boden streifte, und er fiepte zurück, rümpfte die Nase, zeigte die Zähne, quiekte und fauchte, ganz wie eine überdimensionale Ratte.

»Hören Sie, kann mir jemand sagen ...«, murmelte Richard.

»Sei still!« sagte das Mädchen.

Die Ratte stieg ein wenig geziert in die schmutzige Hand des Lords, und der Mann hielt sie respektvoll vor Richards Ge-

sicht. Träge bewegte sie ihren Schwanz.

»Das ist Master Longtail, vom Clan der Greys«, sagte Lord Rattensprecher. »Er sagt, du kämst ihm überaus bekannt vor. Er möchte wissen, ob ihr euch schon einmal begegnet seid.«

Richard sah die Ratte an. Die Ratte sah Richard an. »Kann schon sein«, räumte er ein.

»Er sagt, er sei dabei einer Verpflichtung dem Marquis de Carabas gegenüber nachgekommen.«

Richard sah sie sich aus der Nähe an. »Die Ratte ist das? Ja, wir sind uns schon mal begegnet. Um die Wahrheit zu sagen: Ich habe mit der Fernbedienung nach ihr geworfen.«

Die Menschen, die um ihn herumstanden, sahen schockiert aus. Das dünne Mädchen quiekte sogar. Richard nahm das kaum wahr; wenigstens auf *etwas* Vertrautes war er in diesem Irrenhaus gestoßen.

»Hallo, Ratty«, sagte er. »Schön, dich wiederzusehen. Weißt du, wo Door ist?«

»Ratty!« machte das Mädchen. Es hörte sich an wie ein Mittelding zwischen einem Quietschen und einem entsetzten Schlucken. An ihren zerlumpten Sachen steckte ein kleines wasserfleckiges rotes Badge. Darauf stand in gelben Buchstaben *Ich bin 11*.

Lord Rattensprecher schwenkte mahnend seinen Glasdolch vor Richards Nase. »Du darfst nur durch mich zu Master Longtail sprechen«, sagte er.

Die Ratte quiekte einen Befehl. Der Mann machte ein langes Gesicht.

»Der?« fragte er und warf Richard einen geringschätzigen Blick zu. »Hören Sie, ich kann keine Menschenseele entbehren. Warum darf ich ihm nicht einfach die Kehle durchschneiden und ihn runter zu den Sielmenschen schicken ...«

Die Ratte keckerte noch einmal nachdrücklich, sprang dann von der Schulter des Mannes zu Boden und verschwand in einem der vielen Löcher, die die Wände säumten.

Lord Rattensprecher stand auf.

Hundert Augen ruhten auf ihm. Er wandte sich zum Saal um und sah all die anderen an, die neben ihren fettigen Feuerstellen kauerten.

»Ich weiß nicht, was es hier zu gaffen gibt«, brüllte er. »Wer dreht denn jetzt die Spieße, he? Wollt ihr, daß der Fraß verbrennt? Es gibt hier nichts zu sehen. Macht weiter. Seht zu, daß ihr Land gewinnt.«

Richard richtete sich nervös auf.

Lord Rattensprecher sah Iliaster an. »Er muß zum Markt gebracht werden. Befehl von Master Longtail.«

Iliaster schüttelte den Kopf und spuckte auf den Boden. »Also, ich bringe ihn nicht hin«, sagte er. »Ich setz' doch nicht für so eine Reise mein Leben aufs Spiel. Ihr Rattensprecher wart immer gut zu mir, aber dort kann ich nicht hingehen. Das wissen Sie.«

Lord Rattensprecher nickte. Er steckte seinen Dolch weg.

Dann lächelte er Richard mit schlechten Zähnen an. »Du weißt gar nicht, was für ein Glück du gerade gehabt hast«, sagte er.

»Doch«, sagte Richard. »Allerdings.«

»Nein«, sagte der Mann. »Keineswegs.« Und er schüttelte den Kopf und sagte zu sich selbst: »Ratty!«

Lord Rattensprecher nahm Iliaster am Arm, und die beiden gingen außer Hörweite und tuschelten miteinander, wobei sie Richard durchdringende Blicke zuwarfen.

Das dünne Mädchen verschlang eine von Richards Bananen, in der, so schoß es Richard durch den Kopf, unerotischsten

Art und Weise, die er je gesehen hatte.

»Hör mal, das sollte mein Frühstück werden«, sagte Richard.

Das schlechte Gewissen stand ihr ins Gesicht geschrieben.

»Ich heiße Richard. Und du?«

Das Mädchen, dem es, wie er feststellte, bereits gelungen war, den Großteil des Obstes aufzuessen, das Richard mitgenommen hatte, sah ihn verlegen an. Dann lächelte es ein wenig schief und sagte etwas, das so ähnlich klang wie Anaesthesia.

»Ich hatte Hunger«, sagte sie.

»Tja, ich auch«, erwiderte er.

Sie warf einen Blick auf die Feuerchen an der gegenüberliegenden Seite des Raums. Dann sah sie Richard wieder an.

»Magst du Katze?« fragte sie.

»Ja«, sagte Richard. »Katzen mag ich ganz gern.«

Anaesthesia wirkte erleichtert. »Bein?« fragte sie. »Oder Brust?«



Das Mädchen namens Door ging den Hof entlang, gefolgt vom Marquis de Carabas.

Es gab in London hundert weitere kleine Höfe und Twieten und Gassen wie diese, winzige Ausläufer der alten Zeiten, seit dreihundert Jahren unverändert. Selbst der Uringestank hier war derselbe wie zu Pepys' Zeiten.

Bis zum Sonnenaufgang würde es noch eine Stunde dauern, doch der Himmel begann bereits, heller zu werden und eine stumpfe graue Farbe anzunehmen.

Die Tür war nachlässig mit Brettern vernagelt und klebte voller fleckiger Plakate für vergessene Bands und längst ge-

geschlossene Clubs.

Sie blieben vor der Tür stehen, und der Marquis beäugte all die Bretter und Nägel und Poster, und es ließ ihn offenbar kalt.

»Dies ist also der Eingang?« fragte er.

Sie nickte. »Einer.«

Er verschränkte die Arme. »Und nun? Sagen Sie >Sesam öffne dich<, oder was immer Sie sonst zu tun pflegen.«

»Ich will das nicht«, sagte sie. »Ich weiß wirklich nicht, ob wir das richtig machen.«

»Auch gut«, er ließ die Arme sinken und verneigte sich vor ihr. »Auf bald.«

Er begann, den Weg, den sie gekommen waren, wieder zurückzugehen. Door packte ihn am Arm. »Sie würden mich im Stich lassen?« fragte sie. »Einfach so?«

Er grinste kalt. »Sicher. Ich bin ein sehr beschäftigter Mann. Es gibt Dinge zu treffen. Leute zu tun.«

»Moment mal, warten Sie.« Sie ließ seinen Ärmel los und biß sich auf die Unterlippe. »Das letzte Mal, als ich hier war ...« Ihre Stimme erstarb.

»Das letzte Mal, als Sie hier waren, haben Sie Ihre Familie tot aufgefunden. Das ist es doch. Weitere Erklärungen können Sie sich sparen. Wenn wir nicht hineingehen, ist unsere Geschäftsbeziehung beendet.«

Sie sah zu ihm auf. Ihr Gesicht war blaß im frühmorgendlichen Licht. »Und das ist alles?«

»Ich könnte Ihnen viel Glück für Ihre zukünftige Laufbahn wünschen, doch ich möchte bezweifeln, daß Sie dafür noch lange genug leben werden.«

»Sie sind ein ziemlicher Stinkstiefel, was?«

Er sagte nichts.

Sie ging zurück zur Tür. »Na gut«, sagte sie. »Kommen Sie.

Ich mache uns auf.«

Door legte ihre linke Hand an die vernagelte Tür, und mit der rechten nahm sie die riesige braune Hand des Marquis. Ihre kleinen Finger umschlangen seine großen. Sie schloß die Augen.

... etwas wisperte und erschauerte und verwandelte sich ...

... und die Tür zerfiel zu Dunkelheit...



*Die Erinnerung war frisch, erst ein paar Tage alt. Door ging durch das Haus Ohne Türen und rief: »Ich bin wieder da!« und »Hallo?« Sie schlüpfte vom Vorzimmer ins Eßzimmer, in die Bibliothek, in den Salon; niemand antwortete. Es war niemand da. Sie betrat einen anderen Raum.*

*Das Schwimmbad war ein viktorianisches Gebäude aus Marmor und Gußeisen. Ihr Vater hatte es gefunden, als er noch jung war. Es stand leer und sollte abgerissen werden, und er hatte es in die Materie des Hauses Ohne Türen eingewoben.*

*Door hatte keine Ahnung, wo die Räume ihres Hauses sich tatsächlich befanden. Ihr Großvater hatte es gebaut, indem er hier ein Zimmer und dort ein Zimmer zusammengesucht hatte, überall in London, diskret und türlos. Sie ging an dem alten Schwimmbecken entlang, froh, wieder zu Hause zu sein. Und dann schaute sie nach unten. Es trieb jemand im Wasser. Er zog zwei Blutwolken hinter sich her, eine aus der Kehle und eine aus dem Unterleib. Es war ihr Bruder, Arch. Seine Augen waren weit geöffnet und blicklos.*

*Sie merkte, daß ihr Mund offenstand. Sie hörte sich schreien.*





»Das tat weh«, sagte der Marquis. Er rieb sich heftig die Stirn und ließ den Kopf kreisen, als hätte er plötzlich einen steifen Hals bekommen.

»Erinnerungen«, erklärte sie. »Sie sitzen in den Wänden.«

Er zog eine Augenbraue hoch. »Sie hätten mich warnen können.«

»Ah«, sagte sie. »Stimmt.«

Sie standen in einem riesigen weißen Saal. Alle Wände hingen voller Bilder. Jedes Bild zeigte einen anderen Raum.

»Interessantes Dekor«, bemerkte der Marquis anerkennend.

»Dies ist die Eingangshalle. Von hier aus können wir in jeden Raum des Hauses gehen. Sie sind alle untereinander verbunden.«

»Wo befinden sich die anderen Räume?«

Sie schüttelte den Kopf. »Weiß ich nicht. Wahrscheinlich Kilometerweit weg. Sie sind über die gesamte Unterseite verstreut.«

Der Marquis hatte bereits mit ungeduldigen Schritten den gesamten Raum durchmessen. »Ganz beachtlich. Ein assoziatives Haus, dessen Räume sich alle an unterschiedlichen Orten befinden. Wie einfallsreich. Ihr Großvater war ein Visionär, Door.«

»Ich habe ihn nicht mehr kennengelernt.« Sie schluckte und fuhr dann fort, an sich selbst ebenso wie an ihn gewandt. »Wir hätten hier in Sicherheit sein müssen. Nichts hätte uns passieren dürfen. Nur meine Familie konnte sich in diesem Haus bewegen.«

»Hoffen wir, daß uns das Tagebuch Ihres Vaters ein paar Hinweise gibt«, sagte er. »Wo fangen wir an zu suchen?«

Sie zuckte mit den Schultern.

»Sind Sie sicher, daß er ein Tagebuch geführt hat?«

Sie nickte. »Er pflegte immer in sein Arbeitszimmer zu gehen und die Verbindungen zu unterbrechen, bis er mit dem Diktieren fertig war.«

»Dann beginnen wir im Arbeitszimmer.«

»Aber dort habe ich schon gesucht. Wirklich. Dort *habe* ich schon gesucht. Als ich die Leiche weggeräumt habe ...« Und sie begann zu weinen, in leisen, wütenden Schluchzern, die klangen, als würden sie ihr gewaltsam entrissen.

»Na, na«, sagte der Marquis de Carabas verlegen und tätschelte ihr die Schulter. Und dann fügte er lieber noch ein »Na« hinzu.

Er war kein guter Tröster.

Doors seltsam gefärbte Augen standen voller Tränen. »Nur ... nur eine Sekunde, bitte. Es geht gleich wieder.«

Er nickte und ging ans andere Ende des Raumes. Als er sich umschaute, stand sie immer noch da, allein, ihr Umriß hob sich gegen die weiße Eingangshalle voller Raumbilder ab, und sie hatte die Arme um sich geschlungen und bebte und weinte wie ein kleines Mädchen.



Richard war immer noch ungehalten über den Verlust seiner Tasche.

Lord Rattensprecher war ungerührt. Er stellte trocken fest, die Ratte - Master Longtail - habe nichts davon gesagt, daß Richard seine Sachen zurückerhalten solle. Nur daß er zum Markt zu bringen sei.

Dann sagte der Mann Anaesthesia, sie solle den Oberweltler

zum Markt bringen, und, jawohl, das sei ein Befehl. Und sie solle mit dem Gejammer aufhören und einen Zahn zulegen! Zu Richard sagte er, wenn er, Lord Rattensprecher, ihn, Richard, jemals wiedersehen sollte, dann sähe es für ihn, Richard, gar nicht gut aus.

Er wiederholte, Richard wisse gar nicht, was für ein Glück er habe, und ohne Richards Bitte um Rückgabe seiner Sachen - oder zumindest seiner Brieftasche - zu beachten, führte er die beiden zu einer Tür und schloß hinter ihnen ab.

Richard und Anaesthesia gingen Seite an Seite in die Finsternis hinein.

Sie hielt eine improvisierte Lampe aus einer Kerze, einer Dose, etwas Draht und einer alten gläsernen Lucozade-Flasche in der Hand. Richard war überrascht, wie schnell sich seine Augen an die fast vollständige Dunkelheit gewöhnten.

Sie gingen offenbar durch unterirdische Gewölbe. Manchmal war ihm, als bewegte sich in irgendeiner entfernten Ecke etwas, doch ob es nun Menschen waren oder Ratten oder etwas völlig anderes, es war jedesmal verschwunden, wenn sie die Stelle erreicht hatten.

Wenn er versuchte, Anaesthesia darauf anzusprechen, sagte sie nur: »Psst!«

Er spürte einen kalten Luftzug im Gesicht. Das Rattenmädchen hockte sich ohne Vorwarnung hin, stellte seine Lampe ab und zog und zerrte angestrengt an einem Metallgitter in der Wand. Es ging so plötzlich auf, daß sie rücklings auf dem Boden landete.

Sie bedeutete Richard, hindurchzugehen.

Er kauerte sich hin und schob sich durch das Loch in der Wand. Nach etwa dreißig Zentimetern hörte der Fußboden auf.

»Entschuldige«, flüsterte Richard. »Hier ist ein Loch.«

»Das ist nicht tief«, erwiderte sie. »Geh weiter.«

Sie schloß das Gitter hinter sich. Sie war Richard jetzt so nah, daß es ihm unangenehm wurde. Nervös schob er sich weiter ins Dunkel. Dann hielt er an.

»Hier«, sagte sie. Sie drückte ihm den Griff ihrer kleinen Lampe in die Hand und kletterte hinunter in die Finsternis.

»Na also«, erklärte sie. »War doch gar nicht so schlimm, oder?« Ihr Gesicht befand sich keine zwei Meter unter Richards baumelnden Füßen. »Hier. Gib mir die Lampe.«

Er reichte sie ihr hinunter. Sie mußte hochspringen, um sie ihm abzunehmen.

»Jetzt«, flüsterte sie. »Los.«

Er kletterte über den Rand, hing einen Moment in der Luft und ließ dann los. Auf Händen und Füßen landete er in weichem, nassem Schlamm. Er wischte sich die Hände an seinem Pullover ab.

Ein paar Meter weiter öffnete Anaesthesia eine weitere Tür. Sie gingen hindurch, und sie zog sie hinter ihnen zu.

»Jetzt können wir uns unterhalten«, sagte sie. »Nicht laut. Aber wir können. Wenn du willst.«

»Oh. Danke«, sagte Richard. Ihm fiel nichts ein. »Also. Ähm. Du bist eine Ratte, was?« fragte er.

Sie kicherte. »Schön war's. Nee, nee. Ich bin 'ne Rattensprecherin. Wir reden mit den Ratten.«

»Was, ihr unterhaltet euch einfach so mit denen?«

»Nicht nur. Wir machen Sachen für sie. Also«, und es klang, als glaubte sie, das sei etwas, worauf Richard nie von selbst gekommen wäre, »es *gibt* Dinge, die Ratten *nicht* tun können, weißt du. Ich meine, sie haben schließlich keine Finger und Daumen und so. Moment -«

Sie drückte ihn plötzlich gegen die Wand und hielt ihm mit ihrer schmutzigen Hand den Mund zu. Dann blies sie die Kerze aus.

Nichts geschah.

Plötzlich hörte er in der Ferne Stimmen.

Sie warteten.

Menschen gingen, sich leise unterhaltend, an ihnen vorbei.

Als alle Geräusche verklungen waren, nahm Anaesthesia ihre Hand von Richards Mund, zündete die Kerze wieder an, und sie gingen weiter.

»Was waren das für Leute?« fragte Richard.

Sie zuckte mit den Schultern. »Spielt keine Rolle«, sagte sie.

»Und wieso glaubst du dann, daß sie nicht erfreut gewesen wären, uns zu sehen?«

Sie sah ihn ziemlich traurig an, wie eine Mutter, die versucht, einem Kind zu erklären, daß, jawohl, auch *diese* Flamme heiß sei. Ja, *alle* Flammen sind heiß. Bitte glaub mir.

»Komm«, sagte sie. »Ich kenn' eine Abkürzung. Wir können einen Abstecher nach Ober-London machen.«

Sie stiegen ein paar steinerne Stufen empor, und das Mädchen stieß eine Tür auf. Sie gingen hindurch, und die Tür fiel hinter ihnen ins Schloß.

Richard blickte sich verwirrt um.

Sie standen am Embankment, am Themse-Ufer. Es war immer noch Nacht - oder vielleicht war es auch schon wieder Nacht. Er hatte keine Ahnung, wie lange sie unter der Erde durch die Finsternis gegangen waren.

Der Mond war nicht zu sehen, doch der Himmel hing voller glasklar glitzernder Herbststerne. Außerdem brannten Straßenlaternen und Lichter auf Gebäuden und auf Brük-

ken, die aussahen wie irdische Sterne und sich schimmernd im Wasser der Themse spiegelten.

*Wie im Märchenland*, dachte Richard.

Anaesthesia blies ihre Kerze aus.

Und er sagte: »Bist du sicher, daß das der richtige Weg ist?«

»Ja«, antwortete sie. »Ziemlich sicher.«

Sie näherten sich einer Bank, und kaum daß sein Blick darauf fiel, hatte Richard das Gefühl, als sei diese Bank einer der verlockendsten Gegenstände, die er je gesehen hatte. »Können wir uns setzen?« fragte er.

Sie zuckte mit den Schultern. Sie setzten sich jeder an ein Ende der Bank.

»Am Freitag«, sagte Richard, »hatte ich noch einen Job bei einem der besten Investment-Analysten Londons.«

»Was is' denn 'n Investmen-Dingens?«

»Eine Art Job.«

Sie nickte zufrieden. »Aha. Und ...?«

»Fiel mir bloß gerade wieder ein. Gestern ... war es so, als würde ich nicht mehr existieren, für niemanden da oben.«

»Tust du auch nicht«, erklärte Anaesthesia.

Ein nächtliches Pärchen, das langsam händchenhaltend das Embankment entlang auf sie zugegangen war, setzte sich mitten auf die Bank, zwischen Richard und Anaesthesia, und begann sich leidenschaftlich zu küssen.

»Entschuldigung«, sagte Richard zu ihnen.

Der Mann hatte seine Hand unter den Pullover der Frau geschoben und bewegte sie begeistert umher, ein einsamer Reisender, der einen unerforschten Kontinent entdeckt.

»Ich will mein Leben zurück«, sagte Richard zu ihnen.

»Ich liebe dich«, sagte der Mann zu der Frau.

»Aber deine Frau -«, sagte sie und leckte ihm die Wange.

»Komm mir nicht mit *der*«, sagte der Mann.

»Will ich auch nicht«, sagte die Frau und kicherte betrunken. »Ich komm' lieber mit dir ...« Sie legte eine Hand in seinen Schoß und kicherte noch mehr.

»Laß uns gehen«, sagte Richard zu Anaesthesia. Langsam fand er die Bank nicht mehr so verlockend, und sie standen auf und gingen davon. Anaesthesia blickte sich neugierig nach dem Paar auf der Bank um, das sich nach und nach in die Horizontale begab.

Richard sagte nichts.

»Stimmt was nicht?« fragte Anaesthesia.

»Rein gar nichts«, sagte Richard. »Lebst du schon immer da unten?«

»Nee. Geboren bin ich hier oben«, sie zögerte. »Willst du das wirklich hören?«

Richard stellte beinahe überrascht fest, daß er es durchaus hören wollte. »Ja.«

Sie spielte mit den ungeschliffenen Quarzperlen, die an einer Kette um ihren Hals hingen, und sie begann zu reden, ohne ihn anzusehen.

»Nachdem Mum mich und meine Schwestern gekriegt hatte is' sie plötzlich durchgedreht. Da is' so eine Frau gekommen und hat meine Schwestern abgeholt, und ich kam zu meiner Tante. Die wohnte mit so einem Typen zusammen. Der hat mir immer wehgetan. Und nich' nur das. Ich hab's meiner Tante erzählt, und sie hat mich geschlagen. Hat gesagt, ich würde lügen. Und sie würde mir die Polizei auf den Hals hetzen. Aber ich hab' nich' gelogen. Da bin ich wegelaufen. An meinem Geburtstag.«

Sie hatten die Albert Bridge erreicht, ein mit Tausenden von winzigen gelben Lichtern behangenes Kitschmonument.

»Es war so kalt«, sagte Anaesthesia, und sie hielt inne. »Ich schlief auf der Straße. Tagsüber, wenn es etwas wärmer war, schlief ich, und nachts lief ich umher, nur um in Bewegung zu bleiben. Ich war elf. Zum Essen hab' ich Brot und Milch aus Hauseingängen geklaut. Gehaßt hab' ich das. Hab' immer auf den Straßenmärkten rumgehungen und die verfaulten Äpfel und Orangen und so aufgesammelt, die die Leute wegwarfen. Dann bin ich sehr krank geworden. Ich lebte unter einer Eisenbahnbrücke in Notting Hill. Als ich wieder zu mir kam, war ich in Unter-London. Die Ratten hatten mich gefunden.«

»Hast du jemals versucht, zu all dem hier zurückzukehren?« fragte er und machte eine Handbewegung. Ruhige, warme, bewohnte Häuser. Autos in der Nacht. Das wahre Leben ...

Sie schüttelte den Kopf. *Jedes Feuer brennt, kleines Baby. Das wirst du noch lernen.* »Das geht nicht. Entweder das eine oder das andere. Beides gibt's nicht.«



»Tut mir leid«, sagte Door stockend. Ihre Augen waren immer noch gerötet.

Der Marquis, der sich die Zeit vertrieben hatte, indem er mit ein paar alten Münzen und Knochen eine Partie Knucklebones gespielt hatte, sah zu ihr auf. »Tatsächlich?«

Sie biß sich auf die Unterlippe. »Nein. Eigentlich nicht. Es tut mir nicht leid. Ich mußte die ganze Zeit immer nur weglaufen und mich verstecken, so daß ... ich jetzt zum ersten Mal die Gelegenheit hatte, zu ...« Sie sprach nicht weiter.

Die Marquis schob die Münzen und Knochen zusammen, hob sie auf und steckte sie wieder in eine seiner vielen Taschen.



»Nach Ihnen«, sagte er.

Er folgte ihr zurück zu der Bilderwand. Sie legte eine Hand auf das Bild des Arbeitszimmers ihres Vaters und nahm mit der anderen die Hand des Marquis.

... die Wirklichkeit verschwamm ...



*Sie waren im Wintergarten und gossen die Pflanzen.*

*Ingress hatte ihre eigene kleine Gießkanne. Darauf war sie sehr stolz. Sie sah genauso aus wie die ihrer Mutter.*

*Sie begann zu lachen, ein spontanes Kleinmädchenlachen. Und auch ihre Mutter lachte, bis der füchsisch fiese Mr. Croup plötzlich scharf an ihren Haaren riß und ihr von einem Ohr zum anderen die Kehle durchschnitt.*



»Hallo, Daddy«, sagte Door leise.

Sie berührte die Büste ihres Vaters mit den Fingern und streichelte seine Wange. Ein dünner, asketischer Mann, fast kahl. *Caesar als Prospero*, dachte der Marquis de Carabas.

Ihm war etwas übel. Das letzte Bild hatte sehr wehgetan.

Aber immerhin: Er stand in Lord Porticos Arbeitszimmer.

*Das* hatte es noch nicht gegeben.

Er sah sich den Raum genau an, ließ seinen Blick über jedes Detail schweifen. Das ausgestopfte Krokodil, das von der Decke hing; die Bücher, ein Astrolabium, Spiegel, seltsame wissenschaftliche Geräte; Landkarten an den Wänden; ein Schreibtisch voller Briefe.

Die weiße Wand hinter dem Schreibtisch war durch einen

rötlichbraunen Fleck verunstaltet.

Auf dem Schreibtisch stand ein kleines Bild von Doors Familie. Der Marquis starrte es an.

»Ihre Mutter und Ihre Schwester. Ihr Vater. Und Ihr Bruder. Alle tot. Wie sind *Sie* entkommen?«

Sie ließ die Hand sinken. »Ich hatte Glück. Ich war für ein paar Tage auf Entdeckungsreise ... wußten Sie, daß am Kilburn River immer noch ein paar römische Soldaten lagern?« Davon hatte der Marquis tatsächlich nichts gewußt, und das ärgerte ihn. »Hmm. Wie viele?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Ein paar Dutzend. Sie sind von der Neunzehnten Legion desertiert, glaube ich. Mein Latein ist etwas lückenhaft. Jedenfalls, als ich dann wieder herkam ...«

Sie schwieg, schluckte, und in ihren seltsam gefärbten Augen standen Tränen.

»Reißen Sie sich zusammen«, sagte der Marquis knapp. »Wir brauchen das Tagebuch Ihres Vaters. Wir müssen herausfinden, wer das getan hat.«

Sie runzelte die Stirn. »Wir wissen, wer das getan hat. Es waren Croup und Vandemar -«

Er streckte fünf Finger in die Luft und bewegte sie, während er sprach. »Die beiden sind Arme. Hände. Finger. Dazu gehört ein Kopf, der die Anordnungen gibt und der auch Ihren Tod will. Die beiden sind nicht billig.«

Er schaute sich in dem vollgestopften Büro um.

»Sein Tagebuch?« fragte der Marquis.

"Hier ist es nicht«, sagte sie. »Hab' ich Ihnen doch gesagt. Ich habe schon danach gesucht.«

"Ich habe fälschlicherweise geglaubt, Ihre Familie hätte die Fähigkeit, Türen zu finden, sichtbare ebenso wie unsichtbare.«

Sie warf ihm einen wütenden Blick zu. Dann schloß sie die Augen und umfaßte ihren Nasenrücken mit Daumen und Zeigefinger.

Der Marquis untersuchte die Gegenstände auf Porticos Schreibtisch. Ein blauschwarzes Tintenfaß, eine Schachfigur, ein knöcherner Würfel, eine goldene Taschenuhr, einige Federkiele und ...

*Interessant.*

Es war eine kleine Statue eines Keilers oder eines kauernenden Bären oder vielleicht eines Stiers. Es war schwer zu sagen. Sie hatte die Ausmaße einer großen Schachfigur und war grob aus schwarzem Obsidian gemeißelt. Sie erinnerte ihn an etwas, doch er wußte nicht, an was.

Er nahm sie hoch, drehte sie um. Schlang seine Finger darum.

Door ließ ihre Hand sinken. Sie sah verblüfft und verwirrt aus.

»Was ist los?« fragte er.

»Es ist hier«, sagte sie nur. Sie begann, durch das Arbeitszimmer zu gehen, und wandte dabei ihren Kopf erst zur einen und dann zur anderen Seite.

Der Marquis steckte die Figur in eine seiner Innentaschen. Door stand vor einem hohen Schrank. »Da«, sagte sie. Sie streckte eine Hand aus: Es klickte, und in der Seitenwand des Schranks öffnete sich ein kleines Fach. Door griff in die Dunkelheit und holte etwas heraus, das etwa die Größe und Form eines Kricketballs hatte. Sie reichte es dem Marquis.

Es war eine Kugel aus altem Messing und poliertem Holz, mit Einlegearbeiten aus glänzendem Kupfer und gläsernen Linsen.

Er nahm sie ihr aus der Hand.

»Das ist es?«

Sie nickte.

»Gut gemacht.«

Sie sah bekümmert aus. »Ich weiß gar nicht, wie ich das übersehen konnte.«

»Sie waren außer sich«, sagte der Marquis. »Ich war mir sicher, daß es hier sein würde. Und ich liege nur sehr selten falsch. Nun ...«, er hielt die kleine Holzkugel hoch. Das Licht fing sich im Glas und spiegelte sich im Kupfer und Messing. Es verdroß ihn, aber er fragte trotzdem: »Wie funktioniert das?«



Anaesthesia hatte Richard in einen kleinen Park auf der anderen Seite der Brücke gebracht und dann ein paar Stufen neben einer Mauer hinuntergeführt. Sie zündete ihre Kerze wieder an. Sie öffnete eine für Kanalarbeiter bestimmte Tür und schloß sie hinter ihnen wieder.

In tiefster Dunkelheit stiegen sie ein paar Stufen hinab.

»Es gibt da ein Mädchen namens Door«, sagte Richard. »Sie ist ein bißchen jünger als du. Kennst du sie?«

»Lady Door. Ich weiß, wer das ist.«

»Und zu welcher, ähm, Baronie gehört sie?«

»Zu keiner. Sie stammt aus dem Hause Arch. Ihre Familie war früher sehr wichtig.«

»Früher? Wieso ist sie es jetzt nicht mehr?«

»Jemand hat sie umgebracht.«

Ja, ihm fiel ein, daß der Marquis so etwas gesagt hatte.

Eine Ratte lief ihnen über den Weg. Anaesthesia blieb auf der Treppe stehen und machte einen tiefen Knicks. Die Ratte hielt inne.

»Gnädiger Herr«, sagte sie zu der Ratte.

»Hi«, sagte Richard.

Die Ratte blickte sie einen Herzschlag lang an, dann schoß sie die Treppe hinunter.

»Also«, sagte Richard. »Was ist ein Wandermarkt?«

»Er ist sehr groß«, sagte sie. »Aber Rattensprecher gehen nur sehr selten zum Markt. Wenn ich ehrlich sein soll -« Sie zögerte. »Nee. Du lachst mich bloß aus.«

»Tu ich nicht«, sagte Richard ernsthaft.

»Na ja«, sagte das dünne Mädchen. »Ich habe ein bißchen Angst.«

»Angst? Vor dem Markt?«

Sie hatten den Fuß der Treppe erreicht. Anaesthesia zögerte und wandte sich dann nach links. »Oh. Nein. Auf dem Markt herrscht Waffenstillstand. Wenn einem dort jemand etwas antut, bekommt er es mit dem gesamten Unter-London zu tun ...«

»Wovor hast du dann Angst?«

»Vor dem Weg dorthin. Der Markt wird jedesmal an einem anderen Ort abgehalten. Er wandert. Und um dort hinzukommen, wo er heute abend stattfindet...«, sie fingerte nervös an den Quarzperlen an ihrem Hals herum, »müssen wir durch eine sehr üble Gegend.« Sie hörte sich wirklich ängstlich an.

Richard unterdrückte den Impuls, den Arm um sie zu legen.

»Und zwar?«

Sie drehte sich zu ihm um, strich sich die Haare aus den Augen und sagte: »Night's Bridge.«

»Knightsbridge«, sagte Richard, und er begann leise zu lachen.

Sie wandte sich ab. »Siehst du?« sagte sie. »Ich hab' ja gesagt, du lachst mich aus.«



Die tiefen Tunnel waren in den zwanziger Jahren für eine Hochgeschwindigkeitstrasse der Northern Line gebaut worden. Im Zweiten Weltkrieg wurden hier Tausende von Soldaten einquartiert, ihre Abwässer mußten mit Druckluft bis zu den viel weiter oben gelegenen Sielen hochgepumpt werden: Metallene Etagenbetten säumten die Tunnel zu beiden Seiten. Als der Krieg zu Ende war, blieben die Etagenbetten dort, und auf ihren Drahtflächen wurden Pappkartons gelagert, alle voller Briefe und Akten und Papiere: Geheimnisse trostlosester Natur, tief unter der Erde aufbewahrt, dem Vergessen anheimgegeben.

Aufgrund von Sparmaßnahmen waren die tiefen Tunnel Anfang der neunziger Jahre endgültig geschlossen worden.

Die Kartonladungen von Geheimnissen wurden herausgeholt und auf Computern gespeichert, geshreddert oder verbrannt.

Varney hauste im tiefsten der tiefen Tunnel, ganz weit unter der U-Bahn-Haltestelle Camden Town. Den einzigen Eingang hatte er mit metallenen Etagenbetten verbarrikadiert. Dann hatte er seine Wohnung dekoriert. Varney mochte Waffen. Er bastelte sie sich aus allem, was er finden, nehmen oder stehlen konnte. Aus Autoteilen und gebogenen Maschinenteilen machte er Haken, Messer, Armbrüste und Baiester, kleine Katapulte und große Steinschleudermaschinen, mit denen man Mauern einreißen konnte, Keulen, Gleven und Kirris. Sie hingen an der Wand des tiefen Tunnels oder standen, gefährlich anzuschauen, in den Ecken herum.

Varney sah aus wie ein Stier, ein rasierter Stier ohne Hörner, voller Tätowierungen und mit total kaputten Zähnen.

Außerdem schnarchte er.

Die Öllampe neben seinem Kopf brannte mit kleiner Flamme. Varney schlief auf einem Haufen Lumpen, schnarchend und schniefend, und das Heft eines zweischneidigen Schwerts lag neben seiner Rechten auf dem Boden.

Eine Hand drehte die Öllampe auf.

Varney hatte das zweischneidige Schwert gepackt, noch bevor er die Augen öffnete. Er blinzelte und schaute sich um. Es war niemand da: Der Bettenstapel, der die Tür versperrte, war unberührt. Langsam ließ er das Schwert sinken.

Eine Stimme sagte: »Psst.«

»Hh?« machte Varney.

»Überraschung!« sagte Mr. Croup und trat ins Licht.

Varney wich einen Schritt zurück: ein Fehler. Schon hatte er ein Messer an der Schläfe, die Klingenspitze neben seinem Auge.

»Ich würde Ihnen empfehlen, sich lieber nicht mehr zu bewegen«, sagte Mr. Croup zuvorkommend. »Mister Vandemar könnte aus Versehen mit seinem alten Krötenschlächter ausrutschen. Die meisten Unfälle passieren im Haushalt. Nicht wahr, Mister Vandemar?«

»Statistiken sind Schall und Rauch«, sagte Mr. Vandemars Stimme. Eine behandschuhte Hand langte hinter Varneys Rücken nach seinem Schwert, zerquetschte es und ließ die verbogenen Überreste zu Boden fallen.

»Wie geht es Ihnen, Varney?« fragte Mr. Croup. »Wir hoffen, gut? Ja? Gut in Form, frisch und munter für den Markt heute nacht? Wissen Sie, wer wir sind?«

Varney nickte, soweit er das konnte, ohne einen Muskel zu bewegen. Er wußte, wer Croup und Vandemar waren.

Seine Augen suchten die Wände ab. Ja, da: der Morgenstern

- eine stachlige Holzkugel, gespickt mit Nägeln, an einer Kette in der gegenüberliegenden Ecke des Raumes ...

»Es geht die Kunde, daß eine gewisse junge Dame heute abend einen Leibwächter engagieren wird. Hatten Sie sich vielleicht mit dem Gedanken befaßt, sich für diese Tätigkeit zu bewerben?« Mr. Croup pulte sich in den Zähnen. »Artikulieren Sie deutlich.«

Varney nahm mit seinen Gedanken den Morgenstern von der Wand. Das war sein spezieller Trick. Vorsichtig, jetzt ... langsam ... Er hob ihn vom Haken und zog ihn bis zum obersten Punkt des Tunnelgewölbes hoch ...

Mit dem Mund sagte er: »Varney ist der beste Bravo und Beschützer der Unterseite. Es heißt, ich sei der Beste seit Hunter.«

Varney positionierte den Morgenstern gedanklich im Schatten oberhalb von Mr. Croups Hinterkopf.

*Er würde zuerst Croup den Schädel einschlagen, und dann wäre Vandemar an der Reihe ...*

Der Morgenstern fuhr auf Mr. Croups Kopf nieder: Varney warf sich zu Boden, fort von der Klinge an seinem Auge. Mr. Croup sah nicht hoch. Er drehte sich nicht um. Er bewegte einfach den Kopf, unerhört schnell, und der Morgenstern flog an ihm vorbei und schlug im Boden ein, wo er Backstein- und Betonsplitt aufspritzen ließ.

Mr. Vandemar hob Varney mit einer Hand hoch. »Soll ich ihm wehtun?« fragte er seinen Kompagnon. Mr. Croup schüttelte den Kopf: *Noch nicht*. Zu Varney sagte er: »Nicht schlecht. Also, >bester Bravo und Beschützer<, wir wollen, daß Sie heute auf den Markt gehen. Wir wollen, daß Sie alles daransetzen, der persönliche Leibwächter dieser gewissen jungen Dame zu werden. Dann, wenn Sie die Stel-



lung haben, merken Sie sich eins: Sie dürfen sie vor der ganzen Welt beschützen, aber wenn wir sie haben wollen, bekommen wir sie. Verstanden?«

Varney fuhr mit der Zunge über seine Zahnruinen.

»Wollen Sie mich bestechen?« fragte er.

Mr. Vandemar hatte den Morgenstern aufgehoben. Mit seiner freien Hand zerriß er die Kette Glied für Glied und ließ die verbogenen Metallteile zu Boden fallen. *Tschink*.

»Nein«, sagte Mr. Vandemar. *Tschink*. »Wir wollen Ihnen Angst machen.« *Tschink*. »Und wenn Sie nicht tun, was Mister Croup sagt, werden wir ...« *tschink* » ... Ihnen sehr ...« *tschink* » ... wehtun, bevor wir...« *tschink* » ... Sie auf noch schmerzhaftere Art und Weise umbringen.«

»Ah«, sagte Varney. »Dann arbeite ich also für Sie?«

»Allerdings«, antwortete Mr. Croup. »Ich fürchte jedoch, wir haben keine guten Seiten.«

»Das macht nichts«, sagte Varney.

»Gut«, erwiderte Mr. Croup. »Willkommen an Bord.«



Es war ein raffinierter Mechanismus, aus poliertem Walnußholz, aus Messing und Glas, aus Kupfer und Spiegeln und geschnitzten Elfenbeinintarsien, aus Quarzprismen und Hebeln und Federn und Zahnrädern aus Messing.

Das Ganze war größer als ein Fernseher, obgleich der eigentliche Bildschirm nicht mehr als fünfzehn Zentimeter Durchmesser hatte. Eine Lupe vor dem Schirm vergrößerte das Bild.

Ein großer Messingtrichter, wie man ihn an antiken Grammophonen findet, ragte seitlich daraus hervor. Die ganze

Vorrichtung glich einem kombinierten Fernseh- und Videogerät, das vor dreihundert Jahren von Sir Isaac Newton erfunden und gebaut worden war. Und genau das war es auch mehr oder weniger.

»Schauen Sie her«, sagte Door.

Sie legte die Holzkugel auf eine Plattform. Licht schien durch das Gerät in die Kugel. Sie begann sich zu drehen. Ein aristokratisches Gesicht erschien in leuchtenden Farben auf dem kleinen Bildschirm. Nicht ganz lippensynchron erklang eine Stimme aus dem Schalltrichter, durch Knistern gestört.

»... daß zwei Städte einander so nah und doch in jeder Hinsicht so fern sein können; über uns die Besitzenden, und darunter und dazwischen wir, die Besitzlosen, die wir durchs Netz gefallen sind.«

Door starrte auf den Bildschirm. Ihr Gesicht war blaß.

»... Ich bin immer noch der Meinung, daß das, was uns, die wir die Unterseite bewohnen, lahmt, unser engstirniger Partikularismus ist. Das System der Baronien und Lehnsgüter stiftet Zwietracht und ist töricht.« Lord Portico trug ein verschlissenes altes Smokingjackett und eine Kalotte. Seine Stimme schien durch die Jahrhunderte, nicht durch Tage oder Wochen zu ihnen zu dringen.

Er hustete.

»Ich stehe mit dieser Überzeugung nicht allein. Es gibt Leute, die wollen, daß die Dinge so bleiben, wie sie sind. Es gibt andere, die wollen, daß sich die Lage noch verschlimmert. Es gibt solche ...«

»Können Sie das beschleunigen?« fragte der Marquis. Door nickte. Sie berührte einen elfenbeinernen Hebel an der Seite des Geräts: Das Bild verschwamm, zerfiel und formte sich neu.

Jetzt trug Portico einen Mantel. Seine Kalotte war verschwunden. An der einen Seite seines Kopfes hatte er eine Schnittwunde. Er saß nicht mehr an seinem Schreibtisch. Er sprach eindringlich und leise. »Ich weiß nicht, wer dies sehen wird, wer dies finden wird. Doch wer Sie auch sind, bitte überbringen Sie es meiner Tochter Door, wenn sie noch am Leben ist ...« Eine Störung verwischte Bild und Ton.

»Door? Mädchen, es steht sehr schlimm. Ich weiß nicht, wie lange ich noch Zeit habe, bevor sie diesen Raum finden. Ich glaube, meine arme Portia, dein Bruder und deine Schwester sind tot.«

Die Ton- und Bildqualität ließen nach.

Der Marquis warf Door einen Blick zu. Ihr Gesicht war naß: Tränen quollen aus ihren Augen und glitzerten auf ihren Wangen. Sie schien nicht zu merken, daß sie weinte, und machte keine Anstalten, die Tränen wegzuwischen. Sie starrte nur ihren Vater auf dem Schirm an und lauschte seinen Worten.

*Knister. Verschwimm. Knister.* »Hör mir zu, Mädchen«, sagte ihr toter Vater. »Geh zu Islington ... Islington kannst du trauen ... Du mußt mir glauben ... Islington ...«

Er verschwamm. Blut war von seiner Stirn in seine Augen getropft, und er wischte es weg. »Door? Räche uns. Räche deine Familie.« Ein lauter Knall kam aus dem Grammophontrichter. Portico wandte seinen Blick ins Off, fragend und angstvoll. »Was?«

Er ging aus dem Bild. Einen Moment lang blieb das Bild stehen: der Schreibtisch, die leere weiße Wand dahinter. Dann spritzte leuchtendrotes Blut im hohen Bogen an die Wand.

Door legte einen Hebel an der Seite um, der Bildschirm verlosch, und sie wandte sich ab.

»Hier.« Der Marquis reichte ihr ein Taschentuch.

»Danke.« Sie wischte sich das Gesicht ab und putzte sich kräftig die Nase. Dann starrte sie ins Leere. Schließlich sagte sie: »Islington.«

»Ich hatte noch nie etwas mit Islington zu tun«, sagte der Marquis.

»Ich dachte, er sei bloß eine Legende«, sagte sie.

»Keineswegs.«

Er langte über den Schreibtisch, nahm eine goldene Taschenuhr in die Hand und ließ sie aufschnappen. »Gute Arbeit«, bemerkte er.

Sie nickte. »Sie gehörte meinem Vater.«

Er schloß den Deckel mit einem Klicken. »Zeit, zum Markt zu gehen. Er fängt bald an. Wir haben nicht ewig Zeit.«

Sie putzte sich noch einmal die Nase und steckte ihre Hände tief in die Taschen ihrer Lederjacke. Dann drehte sie sich zu ihm um, die Stirn ihres koboldhaften Gesichts gerunzelt.

Die seltsam gefärbten Augen leuchteten. »Glauben Sie ernsthaft, daß wir einen Leibwächter finden, der mit Croup und Vandemar fertig wird?«

Der Marquis ließ seine weißen Zähne blitzen. »Seit Hunter hat es niemanden mehr gegeben, der eine Chance gegen sie gehabt hätte. Nein, mir genügt schon jemand, der Ihnen genug Zeit verschafft, damit Sie verschwinden können.«

Er befestigte das Ende der Uhrenkette an seinem Wams und ließ die Uhr in seine Uhrentasche gleiten.

»Was tun Sie da?« fragte Door. »Das ist die Uhr meines Vaters.«

»Er braucht sie doch nicht mehr, oder? Na also. Sieht ziemlich elegant aus.«

Er beobachtete, wie die Gefühle über ihr Gesicht flackerten: Kummer, Wut, Resignation.

»Gehen wir«, sagte sie.



»Jetzt ist es nicht mehr weit bis zur Night's Bridge«, sagte Anaesthesia.

Richard hoffte, daß sie recht hatte. Sie waren schon bei der dritten Kerze angelangt. Es wunderte ihn, daß sie sich immer noch unter London befanden: Er war sich beinahe sicher, daß sie schon fast bis nach Land's End gelaufen waren.

»Ich hab' solche Angst«, fuhr sie fort. »Ich bin noch nie über die Brücke gegangen.«

»Ich dachte, du wärst schon einmal auf diesem Markt gewesen.«

»Das ist ein *Wandermarkt*, du Dummkopf. Hab' ich dir doch gesagt. Er bewegt sich. Von einem Ort zum anderen. Der letzte, bei dem ich war, fand in diesem großen Uhrenturm statt. Big ... Dingsda. Und der nächste war -«

»Big Ben?«

»Kann sein. Da waren wir drinnen, da, wo sich diese großen Räder drehen, und ich hab' das hier gekauft -«

Sie hielt ihre Halskette hoch. Das Kerzenlicht spiegelte sich gelb schimmernd in dem glänzenden Quarz. Sie lächelte wie ein Kind.

»Gefällt sie dir?« fragte sie.

»Sie ist toll. War sie teuer?«

»Ich hab' sie gegen was eingetauscht. So läuft das hier unten. Wir tauschen.«

Und dann bogen sie um eine Ecke und erblickten die Brücke.

Es hätte auch eine der Themse-Brücken sein können, dachte

Richard; eine riesige steinerne Brücke, die sich über einen Abgrund in die Nacht spannte. Doch darüber war kein Himmel und darunter kein Wasser.

Sie stieg empor in die Finsternis.

Richard fragte sich, wer sie gebaut hatte und wann. Er fragte sich, wie so etwas unter London existieren konnte, ohne daß alle davon wußten.

Hinter sich hörte er Stimmengemurmel.

Jemand stieß Richard zu Boden. Er schaute hoch. Ein riesiger Mann, primitiv tätowiert, in zusammengeflickten Gummi- und Ledersachen, die aussahen, als seien sie aus Autos herausgeschnitten worden, starrte auf ihn herab. Ihm folgten ein Dutzend andere, männlich wie weiblich: Leute, die aussahen, als seien sie auf dem Weg zu einem besonders armseligen Kostümfest.

»Jemand«, sagte Varney, der nicht gerade bester Stimmung war, »stand mir im Weg. Jemand sollte aufpassen, wo er tritt.«

Richard hatte mal als kleiner Junge auf dem Heimweg von der Schule eine Ratte gesehen, in einem Graben neben der Straße. Als die Ratte Richard erblickte, hatte sie sich auf die Hinterbeine gestellt, gefaucht, einen Satz gemacht und Richard eine Heidenangst eingejagt. Er war zurückgewichen, verblüfft, daß etwas so Kleines so entschlossen war, sich mit etwas so viel Größerem anzulegen.

Anaesthesia trat zwischen Richard und Varney. Sie funkelte den großen Mann an und fauchte wie eine in die Enge getriebene, wütende Ratte. Varney trat einen Schritt zurück.

Er spuckte Richard auf die Schuhe. Dann wandte er sich ab, und das Grüppchen ging über die Brücke in die Dunkelheit.

»Alles in Ordnung?« fragte Anaesthesia und half Richard

wieder auf die Beine.

»Mir fehlt nichts«, sagte er. »Das war wirklich mutig von dir.«

Sie schaute schüchtern zu Boden. »Eigentlich bin ich gar nicht mutig«, sagte sie. »Ich fürchte mich immer noch vor der Brücke. Selbst die da eben hatten Angst. Deshalb sind sie alle zusammen übergegangen. Zu mehreren fühlen sie sich sicherer. Die mit ihrer großen Klappe.«

»Wenn Sie über die Brücke gehen, komme ich mit«, sagte eine weibliche Stimme.

Richard sollte es nie gelingen, ihren Akzent einzuordnen. Damals dachte er, sie sei Kanadierin oder Amerikanerin. Später meinte er, sie könnte Afrikanerin gewesen sein oder Australierin oder sogar Inderin. Er konnte es einfach nicht sagen.

Sie war eine große Frau mit langem lohfarbenem Haar und dunkler karamelfarbener Haut. Sie trug graubraun marmoriertes Leder. Über ihre Schulter hing ein abgenutzter lederner Matchbeutel.

Sie hatte einen Stab in der Hand, in ihrem Gürtel steckte ein Messer, und an ihrem Handgelenk war eine Taschenlampe befestigt.

Sie war zweifelsohne die schönste Frau, die Richard je gesehen hatte.

»Zu mehreren fühlt man sich sicherer. Sie können gerne mit uns kommen«, sagte er nach kurzem Zögern. »Mein Name ist Richard Mayhew. Das ist Anaesthesia. Sie ist diejenige von uns beiden, die weiß, was sie tut.«

Das Rattenmädchen warf sich in die Brust.

Die Lederfrau musterte ihn von oben bis unten. »Sie kommen aus Ober-London«, stellte sie fest.

»Ja.«

»Und reisen mit einer Rattensprecherin. Gute Güte.«

»Ich bin seine Beschützerin«, sagte Anaesthesia trotzig.

»Wer sind Sie? Wem sind Sie Untertan?«

Die Frau lächelte. »Ich bin niemandem Untertan, Rattenmädchen. Ist einer von euch schon mal über die Night's Bridge gegangen?«

Anaesthesia schüttelte den Kopf.

»Aha. Na, das kann ja was werden.«

Sie gingen auf die Brücke zu.

Anaesthesia reichte Richard ihre Lampe. »Hier«, sagte sie. »Danke.« Richard schaute die Frau in Leder an. »Gibt es denn da wirklich etwas, vor dem man Angst haben müßte?«

»Nur die Nacht auf der Brücke«, sagte sie.

»Die Nacht? Ich dachte, es heißt Knightsbridge – Ritterbrücke.«

»Nein, bei uns ist es die Night's Bridge, die Brücke der Nacht.«

Anaesthesias winzige Hand suchte Richards. Er hielt sie fest.

Sie lächelte ihn an und drückte ihm die Hand.

Und dann betraten sie die Brücke, und Richard begann zu begreifen, was Dunkelheit ist: etwas Festes und Reales.

Er spürte die Berührung der Finsternis auf seiner Haut, suchend, wandernd, forschend glitt sie durch seine Gedanken. Sie drang in seine Lungen, hinter seine Augen, in seinen Mund ...

Mit jedem Schritt wurde das Licht der Kerze schwächer. Er stellte fest, daß auch die Taschenlampe der Lederfrau ihren Geist aufgab.

Finsternis, völlige Finsternis.

Geräusche. Ein Rascheln, ein Zucken. Richard blinzelte, ge-



blindet von der Nacht.

Die Geräusche wurden häßlicher, hungriger. Richard glaubte, Stimmen zu hören: eine Horde riesiger, mißgebildeter Trolle unter der Brücke ...

Irgend etwas glitt im Dunkeln an ihnen vorbei.

»Was ist das?« quiekte Anaesthesia. Ihre Hand zitterte in seiner.

»Still«, flüsterte die Frau. »Mach sie nicht auf uns aufmerksam.«

»Was geht hier vor?« flüsterte Richard.

»Die Finsternis«, sagte die Lederfrau sehr leise. »All die Alpträume, die seit der Zeit, als wir noch in Höhlen wohnten, als wir voll Angst zusammenrückten, um uns sicher zu fühlen und es warm zu haben, herauskommen, wenn die Sonne untergeht. Jetzt ist es an der Zeit, Angst vor der Dunkelheit zu haben.«

Richard wußte, daß ihm gleich etwas übers Gesicht krabbeln würde. Er schloß die Augen: An dem, was er sah und spürte, änderte das nichts. Die Nacht war vollkommen.

Und dann begannen die Halluzinationen.



*Er sah eine Gestalt, die brennend durch die Nacht auf ihn herabfiel. Ihre Flügel und Haare standen in Flammen.*

*Er riß die Hände hoch: Da war nichts.*

*Jessica schaute ihn an, mit Verachtung im Blick. Er wollte ihr etwas zurufen, ihr sagen, daß es ihm leid tat.*

*Einen Fuß nach dem anderen.*

*Er war ein kleines Kind auf dem Heimweg von der Schule, abends, auf der einzigen Straße ohne Beleuchtung. Egal,*

*wie oft er den Weg ging, er wurde nie leichter, wurde nie besser.*

*Er steckte tief in der Kanalisation, hatte sich in einem Labyrinth verirrt. Das Ungeheuer wartete auf ihn.*

*Er hörte langsam fallende Wassertropfen. Er wußte, daß das Ungeheuer wartete. Er umklammerte seinen Speer... Dann ein Grollen, tief in der Kehle des Ungeheuers hinter ihm. Er drehte sich um. Langsam, quälend langsam ging es durch die Finsternis auf ihn los.*

*Und es war bei ihm.*

*Er starb.*

*Und ging immer weiter.*

*Langsam, quälend langsam ging es auf ihn los, wieder und wieder, durch die Finsternis ...*



Es zischte, und eine Flamme leuchtete auf, so hell, daß es wehtat. Es war die Kerzenflamme in ihrer Lucozade-Flasche. Er hatte nicht gewußt, wie hell eine einzelne Kerze brennen kann. Stolz hielt er sie hoch.

»Wie es scheint, sind wir heil hinübergekommen«, sagte die Lederfrau.

Richard merkte, daß ihm das Herz bis zum Halse schlug, daß er nicht in der Lage war zu sprechen. Er zwang sich, langsam zu atmen, ruhig zu werden.

»Ich nehme an«, sagte er stockend, »wir waren gar nicht wirklich in Gefahr. Es war wie in einer Geisterbahn ... ein paar Geräusche im Dunkeln. Die Phantasie besorgt den Rest. Es gab doch keinen Grund, sich zu fürchten, oder?«

Die Frau sah ihn beinahe mitleidig an, und Richard bemerk-

te, daß niemand seine Hand hielt.

»Anaesthesia?«

Aus der Dunkelheit am Scheitelpunkt der Brücke kam ein schwaches Geräusch, eine Art Rascheln oder Seufzen. Eine Handvoll unregelmäßig geformter Quarzperlen klickerte die Wölbung der Brücke hinab auf sie zu.

Richard hob eine auf. Sie stammte aus der Halskette des Rattenmädchens.

»Wir sollten. Wir müssen zurück. Sie ist...«

Die Frau hielt ihre Taschenlampe hoch und leuchtete damit über die Brücke. Richard konnte bis ganz hinüber sehen. Sie war menschenleer.

»Wo ist sie?«

»Weg«, sagte die Frau ungerührt. »Die Finsternis hat sie geholt.«

»Wir müssen etwas tun«, sagte Richard.

»Zum Beispiel?«

Er öffnete den Mund. Schloß ihn wieder. Er betastete den Quarzklumpen und sah auf die anderen am Boden hinunter.

»Ich weiß nicht.«

»Sie ist nicht mehr«, sagte die Frau. »Die Brücke fordert ihren Tribut. Seien Sie dankbar, daß sie Sie nicht auch geholt hat. Also, zum Markt geht es hier entlang. Kommen Sie?«

Richard stand ein paar hämmernde Herzschläge lang in der Dunkelheit, dann stopfte er die Quarzperle in die Tasche seiner Jeans und folgte der Frau, die ihm einige Schritte vorausging.

Während er hinter ihr herlief, stellte er fest, daß er immer noch nicht ihren Namen wußte.

## *Kapitel Fünf*

Menschen wuselten durch die Dunkelheit um sie herum, Lampen und Fackeln und Kerzen in den Händen. Richard mußte an Filme über Fische denken, die in glitzernden Schwärmen durch den Ozean flitzen ... Tiefes Wasser, bewohnt von Dingen, die ihre Augen nicht mehr gebrauchen konnten. Da verlor man *wirklich* den Boden unter den Füßen ...

Richard folgte der Lederfrau ein paar Stufen hoch. Mit Metall eingefasste Steinstufen. Sie befanden sich in einer U-Bahn-Haltestelle.

Sie reihten sich in eine Schlange von Leuten ein, die darauf warteten, durch ein etwa dreißig Zentimeter weit geöffnetes Gitter schlüpfen zu können. Dahinter war die Tür, die hinaus auf die Straße führte.

Direkt vor ihnen standen ein paar kleine Jungs, jeder mit einem Band ums Handgelenk. Die Bänder wurden von einem bleichen, kahlköpfigen Mann gehalten, der nach Formaldehyd roch. Gleich hinter ihnen wartete ein Graubärtiger mit einem schwarzweißen Kätzchen auf der Schulter. Es putzte sich ausgiebig, leckte dem Mann das Ohr, rollte sich dann auf seiner Schulter zusammen und schlief ein.

Langsam bewegte sich die Schlange vorwärts, während die Gestalten an ihrem Ende eine nach der anderen zwischen dem Gitter und der Wand hindurchschlüpfen und in die Nacht hinausdrängten.

»Weshalb gehen Sie zum Markt, Richard Mayhew?« fragte die Lederfrau leise.

»Ich habe Freunde, die ich dort zu treffen hoffe. Na ja, eigentlich nur eine Freundin. Ich kenne nicht viele Leute aus dieser

Welt. Ich war gerade dabei, Anaesthesia besser kennenzulernen, aber ... «, er verstummte. Stellte die Frage. »Ist sie tot?«

Die Frau zuckte mit den Schultern. »Ja. Oder so gut wie. Ich hoffe, Ihr Marktbesuch ist ihren Tod wert.«

Richard schauderte. »Ich auch«, sagte er.

Sie näherten sich dem vorderen Ende der Schlange.

»Was machen Sie eigentlich?« fragte er.

Sie lächelte. »Ich biete physische Dienste für den persönlichen Gebrauch an.«

»Ach«, sagte er. Dann: »Was für physische Dienste?«

»Ich vermiete meinen Körper.«

»Ah.«

Und sie traten in die Nacht hinaus.

Richard sah sich um. Auf dem Schild über der Haltestelle stand *Knightsbridge*. Er wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Seinem Gefühl nach mußte es kurz vor Morgengrauen sein. Richard sah auf seine Armbanduhr und war nicht überrascht festzustellen, daß die Digitalanzeige jetzt völlig blind war. Vielleicht waren die Batterien leer. Vielleicht hatte die Zeit in Unter-London nur wenig mit der Zeit zu tun, wie er sie kannte. Er band die Uhr ab und warf sie in den nächsten Mülleimer.

Der seltsame Menschenstrom überquerte die Straße und ging durch die Doppeltür gegenüber.

»Da?« fragte er entsetzt.

Die Frau nickte. »Da.«

Das Gebäude war groß und hing voller Lichter. An der Wand vor ihrer Nase konnte man auffälligen Wappen entnehmen, daß es hier alle möglichen von Hoflieferanten verschiedener Mitglieder der Königlichen Familie hergestellten Produkte zu kaufen gab. Richard, der von Jessica an den Wochenenden stundenlang mit schmerzenden Füßen durch alle

maßgeblichen Geschäfte Londons geschleift worden war, hätte den Ort auch ohne das riesige Schild erkannt, auf dem stand:

»Harrods.«

Die Frau nickte. »Nur für heute nacht«, sagte sie. »Der nächste Markt kann ganz woanders standfinden.«

»Also ehrlich«, sagte Richard. »Harrods.«

Sie traten durch die Seitentür ein. Der Raum war dunkel. Sie passierten das *Bureau de Change* und die Geschenkpapierabteilung. Durchquerten einen weiteren dunklen Raum, in dem Sonnenbrillen und Figurinen verkauft wurden. Und dann standen sie im Ägyptischen Saal. Farbe und Licht trafen Richard wie ein Schlag vor die Brust. Seine Begleiterin drehte sich zu ihm um: Sie gähnte katzenhaft und verbarg dabei das leuchtende Rosa ihres Mundes mit dem Handrücken.

»Also. Sie sind da. Gesund und mehr oder weniger munter. Ich muß mich um meine Geschäfte kümmern. Leben Sie wohl.« Sie nickte knapp und verschwand in der Menge.

Richard stand da, allein im Gedränge, und ließ das Geschehen um ihn herum auf sich einwirken.

Es war der reinste Irrsinn. Soviel stand fest.

Es war laut. Menschen stritten, feilschten, schrien, sangen. Sie boten vollmundig ihre Waren feil und priesen lauthals deren überragende Qualität. Musik war zu hören - ein Dutzend verschiedener Arten von Musik, in einem Dutzend verschiedener Stile auf einer Unzahl verschiedener Instrumente gespielt, die meisten undefinierbar, unvollkommen, unglaublich.

Richard roch Essen. Alle Arten von Essen.

Im ganzen Geschäft waren Marktbuden aufgebaut. Neben oder sogar auf den Tresen, an denen tagsüber Parfüm, Armbanduhren, Bernsteinschmuck oder Seidenschals verkauft wurden, hatten die Leute ihre improvisierten Stände aufge-

schlagen.

Jeder kaufte. Jeder verkaufte.

Wie in Trance wanderte Richard durch die riesigen Hallen des Kaufhauses. Er hatte keine Ahnung, wie viele Menschen wohl auf dem Markt waren: Tausend? Zweitausend? Fünftausend?

An einem Stand stapelten sich Flaschen, volle Flaschen und leere Flaschen jeder Form und jeder Größe; an einem anderen wurden Lampen und Kerzen verkauft; Richard kam an einer Bude vorbei, an der man glitzernden Gold- und Silberschmuck erstehen konnte; an wieder einer anderen gab es Schmuck, der aussah, als wäre er aus den Innereien alter Radios gefertigt worden; er stieß auf Stände, die alle Arten von Büchern verkauften; andere boten Kleidung an - geflickt und neu und seltsam; es gab Tätowierer; einen Zahnarzt; einen gebeugten alten Mann, der Hüte verkaufte; etwas, das sehr nach einer Vorrichtung zum Baden aussah; sogar einen Hufschmied ...

Und alle paar Stände verkaufte jemand Essen. Einige Budenbesitzer kochten und backten am offenen Feuer: Currygerichte und Kartoffeln und Kastanien und Pilze und Brote.

Richard ertappte sich dabei, daß er sich fragte, wieso der Rauch von den Feuerstellen nicht das Sprinklersystem des Gebäudes auslöste. Als nächstes ertappte er sich dabei, daß er sich fragte, wieso niemand das Kaufhaus plünderte: Wieso bauten sie ihre eigenen Büdchen auf? Wieso nahmen sie sich nicht einfach die Sachen aus dem Kaufhaus?

Diese Menschen erinnerten sehr an Angehörige irgendwelcher Stämme, fand Richard. Er versuchte, verschiedene Gruppen auszumachen: Da gab es die, die aussahen, als wären sie aus einer Theatergruppe zum Nachspielen historischer Szenen weggelaufen; diejenigen, die ihn an Hippies erinnerten; die

Albinomenschen in grauen Sachen und mit dunkler Brille, die Geschniegelten, Gefährlichen in schicken Anzügen und schwarzen Handschuhen, die riesengroßen, beinahe identisch aussehenden Frauen, die zu zweit oder zu dritt umhergingen und nickten, wenn sie einander sahen; die Leute mit den wirren Haaren, die zum Himmel stanken und so aussahen, als lebten sie in der Kanalisation; und hundert andere ...

Er fragte sich, wie normal London - *sein* London - auf jemanden aus einer anderen Welt wirken mochte. Und das machte ihn mutig.

Während er so umherlief, begann er Leute zu fragen: »Verzeihung? Ich suche einen Mann namens de Carabas und ein Mädchen namens Door. Wissen Sie, wo ich sie finden kann?«

Die Menschen schüttelten den Kopf, wandten den Blick ab, wichen aus, entschuldigten sich.

Richard machte einen Schritt zurück und trat jemandem auf den Fuß.

Jemand war gut zwei Meter zehn groß und von büscheligem rotem Haar bedeckt. Seine Zähne waren spitz geschliffen.

Jemand hob Richard mit einer Hand hoch, die so groß war wie ein Schafskopf, und hielt Richards Kopf so dicht vor seinen Mund, daß Richard beinahe würgen mußte.

»Entschuldigen Sie vielmals«, sagte Richard. »Ich - ich suche ein Mädchen namens Door. Wissen Sie -«

Doch jemand ließ ihn auf die Erde fallen und ging weiter.

Ein Duft nach gekochtem Essen wehte über den Boden, und Richard, der tatsächlich vergessen hatte, wie hungrig er war (seit er - vor wie vielen Stunden, wußte er nicht - das feinste Stück vom Katzenbraten verschmäht hatte), stellte fest, daß ihm das Wasser im Munde zusammenlief und sein Denkvermögen kurz vorm Aussetzen war.



Die eisenhaarige Frau, die den nächstgelegenen Essensstand betrieb, reichte Richard nicht mal bis zur Taille. Als Richard versuchte, sie anzusprechen, schüttelte sie den Kopf und fuhr sich mit dem Finger über die Lippen. Sie konnte nicht sprechen, oder sie sprach einfach nicht, oder sie wollte nicht sprechen. Richard blieb nichts anderes übrig, als die Verhandlungen um ein Sandwich mit Hüttenkäse und grünem Salat und einen Becher mit einer Flüssigkeit, die wie eine Art selbstgemachter Limonade aussah und roch, in Gebärdensprache zu führen.

Sein Essen kostete ihn einen Kugelschreiber und ein Streichholzbriefchen, von dessen Existenz er nichts mehr gewußt hatte.

Die kleine Frau mußte der Ansicht gewesen sein, sie sei bei dem Handel viel zu gut weggekommen, denn als er sein Essen entgegennahm, schenkte sie ihm noch ein paar kleine, nussige Kekse dazu.

Richard stand mitten im Gedränge und lauschte der Musik - aus irgendeinem Grund, der sich ihm nicht so ohne weiteres erschloß, sang jemand den Text von »Greensleeves« zur Melodie von »Yackety-Yak« -, sah zu, wie sich der bizarre Basar um ihn herum entfaltete, und aß sein Sandwich.

Als er damit fertig war, stellte er fest, daß er sich nicht an den Geschmack dessen, was er da gerade verzehrt hatte, erinnern konnte, und er beschloß, sich etwas zu bremsen und die Kekse langsamer zu kauen. Die Limonade trank er in ganz kleinen Schlucken, damit sie länger reichte.

»Brauchen Sie einen Vogel, mein Herr?« fragte eine muntere Stimme direkt neben ihm. »Ich habe Krähen und Raben, Dohlen und Stare. Schöne, kluge Vögel. Schmackhaft *und* schlau. Ganz phantastisch.«

Richard sagte: »Nein, danke«, und drehte sich um.

Auf dem handgemalten Schild über der Bude stand:

»OLD BAILEY - VÖGEL UND INFORMATIONEN«

Darum herum hingen weitere, kleinere Schilder: »ANTWORTEN AUF ALLE FRAGEN!« und »NUR HIER - DIE FETTESTEN STARE!!!!« und »APPETIT AUF KRÄHE? KOMMEN SIE ZU OLD BAILEY!!« Richard fühlte sich an einen Mann erinnert, den er mal gesehen hatte, als er gerade frisch in London angekommen war. Der Mann hatte vor der U-Bahn-Haltestelle Leicester Square gestanden, ein Werbetafel-Sandwich umgehängt mit der Aufschrift: »Weniger Geilheit durch weniger Proteine, Eier, Fleisch, Bohnen, Käse und Sitzen.« Vögel hüpfen und flatterten in kleinen Käfigen herum, die aussahen, als seien sie aus Fernsehantennen geflochten.

»Dann vielleicht Informationen?« fuhr Old Bailey, ganz Geschäftsmann, fort. »Dachkarten? Historisches? Geheimnisse und Mysterien? Was *ich* nicht weiß, macht niemanden heiß, pflege ich zu sagen.«

Der alte Mann hatte immer noch seinen Federmantel an und war immer noch mit Stricken und Seilen umwickelt. Er blinzelte Richard an, setzte dann eine Brille auf, die an einem Band um seinen Hals hing, und inspizierte ihn sorgfältig.

»Momentchen. Dich kenn' ich. Du warst doch mit dem Marquis de Carabas oben auf den Dächern. Weißt du noch? He? Ich bin Old Bailey. Kennst mich noch?« Er streckte seine Hand aus und schüttelte Richards heftig.

»Den Marquis«, sagte Richard, »suche ich gerade. Und eine junge Dame namens Door. Ich nehme an, sie sind zusammen unterwegs.«

Der alte Mann machte einen kleinen Sprung, woraufhin sich mehrere Federn von seinem Mantel lösten und die ver-

schiedenen Vögel um die beiden herum sich heiser beschwerten.

»Informationen! Informationen!« posaunte er in den vor Menschen wimmelnden Raum hinaus. »Siehst du? Ich hab's ihnen gesagt. Ihr müßt euer Angebot erweitern, hab' ich gesagt. *Erweitern!* Man kann nicht ewig Krähen für den Eintopf verkaufen - die schmecken sowieso wie ausgekochte Pantoffeln. Und außerdem sind sie dämlich. Dumm wie Bohnenstroh. Schon mal Krähe gegessen?« Richard schüttelte den Kopf. Das wenigstens wußte er genau.

»Was gibst du mir?« fragte Old Bailey.

»Wie bitte?« fragte Richard, der Mühe hatte, im Bewußtseinsstrom des alten Mannes von einer Eisscholle zur nächsten zu springen.

»Wenn ich dir deine Informationen gebe. Was kriege ich dafür?«

»Geld habe ich nicht«, sagte Richard. »Und meinen Kugelschreiber habe ich gerade weggegeben.«

Er begann, seine Taschen zu leeren.

»Da!« sagte Old Bailey. »Das!«

»Mein Taschentuch?« fragte Richard. Es war kein ausgesprochen sauberes Taschentuch; seine Tante Maude hatte es ihm zu seinem letzten Geburtstag geschenkt.

Old Bailey riß es ihm aus der Hand und schwenkte es glücklich über seinem Kopf.

»Sei ohne Furcht, mein Junge!« jubilierte er. »Deine Suche ist zu Ende! Geh dort entlang, durch jene Tür. Du kannst sie nicht verfehlen. Sie schauen sich gerade Bewerber an.«

Eine Krähe krächzte gehässig.

»Halt den Schnabel«, sagte Old Bailey zu der Krähe. Und zu Richard sagte er: »Dank sei dir für die kleine Flagge.«

Er hüpfte erfreut um seinen Stand herum und schwenkte

Richards Taschentuch hin und her.

*Bewerber?* dachte Richard. Und dann lächelte er. Es spielte keine Rolle. Seine Suche war, wie der verrückte alte Dachmann gesagt hatte, zu Ende.

Er machte sich auf den Weg zur Lebensmittelabteilung.



Trends waren für einen Leibwächter die Hauptsache. Sie alle beherrschten irgendeinen Trick, und jeder war sehr darauf erpicht, diesen öffentlich vorzuführen.

In diesem Moment standen sich Ruislip und der Lackaffe ohne Namen gegenüber.

Der Lackaffe ohne Namen sah ein wenig aus wie ein Lebe-  
mann des frühen achtzehnten Jahrhunderts, der nicht das Richtige  
zum Anziehen gefunden hatte und sich deshalb mit dem behelfen  
mußte, was die Second-hand-Läden hergaben. Sein Gesicht war  
weiß gepudert, seine Lippen aufgemalt.

Ruislip, der Gegner des Lackaffen, sah aus wie etwas,  
wovon man vielleicht träumt, wenn man vor einem Sumo-Ring-  
kampf im Fernsehen einschläft, während im Hintergrund eine  
Bob-Marley-Platte läuft: ein riesiger Rastafari, der Ähnlichkeit  
mit einem übergewichtigen Riesenbaby hatte.

Sie standen einander in der Mitte eines Kreises gegenüber,  
umringt von Zuschauern, anderen Leibwächtern und Schau-  
lustigen.

Keiner der beiden Männer bewegte einen Muskel.

Der Lackaffe war einen guten Kopf größer als Ruislip.

Ruislip hingegen wog soviel wie vier Lackaffen zusammen,  
jeder mit einem großen Lederkoffer voller Speck in der Hand.

Stocksteif starrten sie einander an.

Der Marquis de Carabas tippte Door auf die Schulter und zeigte auf die beiden. Gleich würde etwas geschehen.

Zwei Männer, und sie schauten einander nur an ...

Da schoß der Kopf des Lackaffen ruckartig nach hinten, als habe er gerade einen Schlag ins Gesicht erhalten. Eine kleine, rötlichblaue Schramme erschien auf seiner Wange. Er schürzte die Lippen, und seine Lider flatterten.

»Oho!« sagte er, dann verzog er seine geschminkten Lippen zu der geisterhaften Parodie eines breiten Lächelns. Er machte eine Handbewegung.

Ruislip wankte und griff sich an den Magen.

Der Lackaffe ohne Namen grinste abscheulich affektiert, drohte mit dem Finger und hauchte mehreren Zuschauern Küßchen zu.

Ruislip starrte den Lackaffen wütend an und verdoppelte seine gedankliche Schlagkraft.

Blut begann von den Lippen des Lackaffen zu tropfen. Sein linkes Auge schwoll langsam an. Er wankte. Das Publikum murmelte anerkennend.

»Das ist nicht so eindrucksvoll, wie es aussieht«, flüsterte der Marquis Door zu.

Der Lackaffe ohne Namen stolperte plötzlich. Er sank auf die Knie, als ob ihn jemand niederzwang, und fiel zu Boden.

Dann durchfuhr ihn ein Ruck, als hätte ihn gerade jemand kräftig in den Magen getreten.

Ruislip schaute sich triumphierend um. Die Zuschauer klatschten höflich. Der Lackaffe krümmte sich und spuckte Blut in das Sägemehl auf dem Boden von Harrods' Fisch- und Fleischabteilung.

»Der Nächste«, sagte der Marquis.

Der Lackaffe wurde von Freunden in eine Ecke gezerrt und

übergab sich heftig.

Der nächste Kandidat war wiederum dünner als Ruislip (er hatte etwa das Gewicht von zweieinhalb Lackaffen, die zusammen nur einen einzigen Koffer voll Speck trugen). Er war über und über mit Tätowierungen bedeckt, und seine Kleidung sah aus, als hätte man sie aus alten Autositzen und Gummimatten zusammengeflickt. Sein Schädel war rasiert, und seine verächtlich hochgezogene Oberlippe entblöste verfaulte Zähne.

»Ich bin Varney«, sagte er, räusperte sich und spuckte grün ins Sägemehl. Er trat in den Ring.

»Es kann losgehen, meine Herren«, sagte der Marquis.

Ruislip stampfte mit seinen nackten Füßen auf den Boden, eins-zwei, eins-zwei, und fing an, Varney durchdringend anzustarren. Eine kleine Wunde öffnete sich auf Varneys Stirn, und Blut begann ihm daraus ins Auge zu tropfen. Varney achtete nicht darauf und schien sich statt dessen auf seinen rechten Arm zu konzentrieren.

Er zog ihn langsam hoch, so als müßte er gegen einen starken Druck ankämpfen. Dann rammte er Ruislip seine Faust in den Adamsapfel. Ruislip ging mit einem Geräusch zu Boden, als hätte man eine halbe Tonne nasse Leber in eine Badewanne geworfen.

Varney kicherte.

Ruislip rappelte sich langsam wieder auf.

Varney wischte sich das Blut von der Stirn und entblöste widerwärtig grinsend sein ruiniertes Gebiß. »Komm schon«, sagte er. »Fetter Wichser. Versuch's noch mal.«

»Der wirkt vielversprechend«, murmelte der Marquis.

Door schauderte. »Er sieht nicht besonders nett aus.«

»*Nettigkeit* ist bei einem Leibwächter«, belehrte sie der Marquis, »etwa so nützlich wie die Fähigkeit, einen Hum-

mer in einem Stück zu erbrechen. Er sieht *gefährlich* aus.«

Da ertönte ein wohlwollendes Murmeln, denn Varney hatte Ruislip irgend etwas ziemlich Schmerzvolles zugefügt, etwas Schnelles, das mit einem plötzlichen Aufeinandertreffen von Varneys lederumwickeltem Knie und Ruislips Hoden zusammenhing. Das Murmeln war ein zurückhaltender und zutiefst unbegeisterter Applaus, wie man ihn normalerweise nur bei dörflichen Cricket-Spielen an verschlafenen Sonntagnachmittagen zu hören bekommt.

Der Marquis klatschte höflich mit. »Sehr gut, Sir«, sagte er.

Varney sah Door an und zwinkerte ihr zu, beinahe so, als wäre sie sein, bevor er seine Aufmerksamkeit wieder Ruislip zuwandte.

Door schauderte.



Richard hörte das Klatschen und bewegte sich darauf zu.

Fünf fast identisch gekleidete, außerordentlich blasse junge Frauen gingen an ihm vorbei. Sie trugen lange Kleider aus Samt, jedes Kleid so dunkel, daß es beinahe schwarz war: eins dunkelgrün, eins schokoladenbraun, eins königsblau, eins blutrot und eins schlicht schwarz.

Alle hatten schwarze Haare und trugen Silberschmuck; alle waren perfekt frisiert, perfekt geschminkt. Sie bewegten sich schweigend: Nur der schwere Samt raschelte, als sie vorbeigingen, und es klang fast wie ein Seufzer.

Die letzte, diejenige, die schwarz gekleidet war, die bleichste und schönste, lächelte Richard an.

Vorsichtig lächelte er zurück.

Dann ging er weiter.

Die Probekämpfe fanden in der Fisch- und Fleischabteilung statt, vor der Fischskulptur.

Das Publikum stand mit dem Rücken zu ihm, in zwei oder drei Reihen. Richard fragte sich, ob es wohl einfach wäre, Door und den Marquis zu finden: Und dann teilte sich die Menge, und er sah sie beide auf der Glasplatte der Räucherlachstheke sitzen. Er öffnete den Mund, um »Door!« zu rufen, und während er das tat, wurde ihm klar, wieso die Menge sich geteilt hatte, denn ein monströser dreadlockiger Mann, nackt bis auf ein grün-gelb-rotes Stück Stoff, das er sich wie eine Windel um den Bauch gewickelt hatte, schoß wie von einem Katapult abgefeuert durch die Menge und landete direkt auf ihm.



»Richard?« sagte sie.

Er schlug die Augen auf. Das Gesicht vor ihm verschwamm immer wieder. Seltsam gefärbte Augen schauten ihn an, aus einem jungen, fast koboldhaften, blassen Gesicht.

»Door?« sagte er.

Sie war wütend. Sie war mehr als wütend.

»Temple und Arch, Richard. Ich *glaub's* einfach nicht. Was tust du hier?«

»Freut mich auch, dich zu sehen«, sagte Richard schwach. Er setzte sich auf und fragte sich, ob er eine Gehirnerschütterung hatte. Falls ja, fragte er sich, woran er das erkennen sollte. Und dann fragte er sich, wie er auf die Idee gekommen war, Door könnte sich freuen, ihn zu sehen.

Der große Mann mit den furchtbar schlechten Zähnen, der



ihn auf der Brücke umgestoßen hatte, trat gerade gegen einen Zwerg an. Sie kämpften mit Brecheisen, und der Zweikampf war nicht so ungleich, wie es vielleicht aussehen mochte. Der Zwerg war übernatürlich schnell: Er rollte sich weg, er schlug zu, er sprang, er tauchte ab; jede seiner Bewegungen ließ Varney vergleichsweise schwerfällig und ungelenkt erscheinen.

Richard drehte sich zu dem Marquis um, der aufmerksam den Kampf verfolgte.

»Was geht hier vor?« fragte er.

Der Marquis würdigte ihn eines kurzen Blickes und wandte sich dann wieder dem Geschehen vor seiner Nase zu. »*Sie*«, sagte er, »haben den Boden unter den Füßen verloren, sitzen tief in der Scheiße, und bis zu Ihrem vorzeitigen und zweifelsohne blutigen Ende sind es, wie ich vermute, nur noch wenige Stunden. *Wir* hingegen sind dabei, einen Leibwächter zu engagieren.«

Varney traf den Zwerg mit seinem Brecheisen, und dieser hörte sofort auf zu hüpfen und umherzuschießen und begann statt dessen unverzüglich, besinnungslos dazuliegen.

»Ich glaube, wir haben genug gesehen«, sagte der Marquis laut. »Ich danke Ihnen allen. Mister Varney, könnten Sie bitte noch hierbleiben?«

»Warum mußt du herkommen?« fragte Door frostig.

»Mir blieb kaum eine andere Wahl«, erwiderte Richard.

Sie seufzte.

Der Marquis schritt den Kreis ab, entließ die Leibwächter, die sich bereits vorgestellt hatten, verteilte hier ein paar lobende Worte, dort einen guten Rat. Varney wartete geduldig ein wenig abseits.

Unsicher lächelte Richard Door an. Keine Reaktion.

»Wie bist du zum Markt gekommen?« fragte sie.  
»Es gibt da diese Rattenmenschen -« begann Richard.  
»Rattensprecher«, sagte sie.  
»Und, weißt du, die Ratte, die uns die Nachricht des Marquis gebracht hat -«  
»Master Longtail«, sagte sie.  
»Also, der hat ihnen gesagt, sie sollten mich herbringen.«  
Sie zog eine Augenbraue hoch und legte den Kopf leicht zur Seite. »Ein Rattensprecher hat dich hergebracht?«  
Er nickte. »Fast den ganzen Weg. Ihr Name war Anaesthesia. Sie ... na ja, ihr ist etwas zugestoßen. Auf der Brücke. Den Rest des Wegs hat mich eine andere Lady begleitet. Ich glaube, das war eine. Du weißt schon.« Er zögerte, dann sagte er es. »Nutte.«  
Der Marquis war zurückgekehrt. Er baute sich vor Varney auf, der widerlich selbstzufrieden aussah.  
»Welche Waffen beherrschen Sie?« fragte der Marquis.  
»Puh«, sagte Varney. »Ich will's mal so ausdrücken: Varney kann mit allem umgehen, womit man Leute stechen, ihnen den Kopf wegpusten, die Knochen brechen oder häßliche Löcher zufügen kann.«  
»Wo waren Sie früher beschäftigt?«  
»Bei Olympia, der Sheperd Queen, den Crouch Endern. Außerdem habe ich ein bißchen für den Sicherheitsdienst von May Fair gearbeitet.«  
»Nun ja«, sagte der Marquis de Carabas. »Wir alle sind von Ihren Fähigkeiten sehr beeindruckt.«  
»Ich dachte«, sagte eine weibliche Stimme, »Sie hätten eine Stelle für einen Leibwächter ausgeschrieben. Nicht für einen blutigen Laien.«  
Ihre Haut hatte die Farbe warmen Karamels, und ihr

Lächeln hätte eine Revolution aufhalten können. Sie war ganz und gar in weiches graubraunes Leder gekleidet.

»Das ist sie«, flüsterte Richard Door zu. »Die Nutte.«

»Varney«, sagte Varney beleidigt, »ist der beste Beschützer und Bravo der Unterseite. Das weiß doch jeder.«

Die Frau sah den Marquis an. »Sind die Kämpfe schon beendet?« fragte sie.

»Ja«, sagte Varney.

»Nicht unbedingt«, sagte der Marquis.

»Dann«, sagte sie ihm, »würde ich gern antreten.«

Ein kurzer Moment verstrich, bis der Marquis de Carabas sagte: »Wie Sie wollen«, zurücktrat und sich auf die Räucherlachstheke schwang, von der aus er bequem zuschauen konnte.

Varney war zweifelsohne gefährlich und vor allem ein brutaler Schläger, ein Sadist. Er schadete der körperlichen Gesundheit der Menschen in seiner Umgebung. Eine besonders schnelle Auffassungsgabe hatte er allerdings nicht. Er starrte den Marquis an, und der Groschen fiel und fiel und fiel immer noch. Schließlich fragte er ungläubig: »Gegen *die* soll ich kämpfen?«

»Ja«, sagte die Lederfrau. »Es sei denn, Sie wollen sich erst noch ein bißchen hinlegen.«

Varney begann zu lachen: ein irres Kichern.

Einen Moment später hörte er auf zu lachen, denn die Frau hatte ihm mit Wucht in den Solarplexus getreten, und er kippte um wie ein Baum.

Neben seiner Hand lag das Brecheisen auf dem Boden, das er in dem Kampf gegen den Zwerg benutzt hatte. Er schnappte es sich und ramnte es der Frau ins Gesicht - zumindest hätte er es getan, wenn sie nicht ausgewichen wäre.

Blitzschnell klatschte sie ihm ihre Handflächen auf die Oh-

ren. Das Brecheisen flog quer durch den Raum.

Noch wankend vor Ohrenschmerzen zog Varney ein Messer aus seinem Stiefel. Was danach passierte, wußte er nicht so genau: Nur daß die Welt plötzlich Kopf stand, und dann lag er mit dem Gesicht auf der Erde, Blut kam ihm aus den Ohren, jemand hielt ihm sein eigenes Messer an die Kehle, und der Marquis de Carabas sagte:

»Genug!«

Die Frau sah auf, ohne das Messer von Varneys Kehle zu nehmen. »Und?« fragte sie.

»Sehr eindrucksvoll«, sagte der Marquis.

Door nickte.

Richard war wie vom Donner gerührt: Ihm war, als hätte er gerade einen Cocktail aus Emma Peel, Bruce Lee und einem besonders gefährlichen Tornado erlebt, verfeinert mit einem großzügigen Schuß aus einem Naturfilm, den er mal gesehen hatte, in dem ein Mungo eine Königskobra tötete. Genauso bewegte sie sich. Genauso hatte sie gekämpft.

Die Frau blickte auf Varney hinab. »Danke, Mister Varney«, sagte sie höflich. »Ich fürchte, wir werden Ihre Dienste doch nicht benötigen.«

Sie stieg von ihm herunter und steckte sein Messer in ihren Gürtel.

»Wie heißen Sie eigentlich?« fragte der Marquis.

»Ich heiße Hunter«, erwiderte sie.

Niemand sagte etwas. Dann fragte Door zögernd: »*Die Hunter?*«

»Richtig«, sagte Hunter, und sie wischte den Bodestaub von ihren Lederleggings. »Ich bin wieder da.«

Von irgendwoher ertönte eine Glocke, zweimal, ein tiefes, dröhnendes Geräusch, das Richards Zähne vibrieren ließ.

»Fünf Minuten«, murmelte der Marquis. Dann sagte er zu den Umstehenden: »Ich glaube, wir haben unseren Leibwächter gefunden. Ich danke Ihnen allen. Mehr gibt es hier nicht zu sehen.«

Hunter ging hinüber zu Door und musterte sie von oben bis unten.

»Können Sie verhindern, daß ich umgebracht werde?« fragte Door.

Hunter deutete mit dem Kopf auf Richard. »Sein Leben habe ich heute schon dreimal gerettet, auf dem Weg über die Brücke und zum Markt.« Varney, der sich mühsam wieder aufgerappelt hatte, hob das Brecheisen mit seinen Gedanken hoch.

Der Marquis sah zu, und er sagte nichts.

Der Geist eines Lächelns umspielte Doors Lippen. »Wie lustig«, sagte sie. »Richard dachte, Sie wären eine -«

Hunter erfuhr nicht mehr, was Richard von ihr dachte. Das Eisen sauste auf ihren Kopf zu. Sie streckte einfach den Arm aus und fing es auf: Mit einem befriedigend dumpfen Geräusch landete es in ihrer Hand.

Sie ging zu Varney hinüber.

»Gehört das Ihnen?« fragte sie.

Er bleckte die Zähne, gelb und schwarz und braun.

»Im Moment«, sagte Hunter, »gilt der Marktfrieden. Aber wenn Sie so etwas noch einmal versuchen, ist mir der Waffenstillstand gleichgültig, und ich breche Ihnen beide Arme ab und zwingen Sie, sie zwischen den Zähnen nach Hause zu tragen. Und jetzt«, fuhr sie fort und verdrehte ihm dabei das Handgelenk hinterm Rücken, »sagen Sie schön Entschuldigung.«

»Au«, sagte Varney.

»Ja?« fragte sie aufmunternd.

Er spuckte es aus, als würde er sonst daran ersticken. »Ent-

schuldigung.«

Sie ließ ihn los.

Varney machte sich aus dem Staub. Angsterfüllt und wütend, das Gesicht die ganze Zeit Hunter zugewandt, wich er zurück. Und als er die Tür zur Lebensmittelabteilung erreicht hatte, hielt er inne und brüllte: »Du bist tot! Verdammte Scheiße, du bist tot!«, und seine Stimme war den Tränen nahe.

Dann drehte er sich um, und er rannte hinaus.

»Blutiger Laie«, seufzte Hunter.



Sie gingen den gleichen Weg zurück, den Richard gekommen war.

Die Glocke schlug jetzt tief und pausenlos. Sie stand neben dem Harrods-Gourmet-Weingummistand und wurde von einem großen schwarzen Mann geläutet, der die schwarze Tracht eines Dominikanermönchs trug.

So eindrucksvoll der Markt auch anzuschauen gewesen war - es war doch in vielerlei Hinsicht noch eindrucksvoller zuzusehen, mit welchem Tempo er zerlegt, abgebaut und weggeräumt wurde. Jedes Anzeichen dafür, daß er je stattgefunden hatte, verschwand: Stände wurden auseinandermontiert, auf Rücken geladen, weggeschleppt.

Richard sah, wie Old Bailey, die Arme voll mit seinen grellen Schildern und seinen Vogelkäfigen, aus dem Kaufhaus stolperte.

Die Menge verlief sich. Der Markt verschwand. Das Erdgeschoß sah aus wie immer, so langweilig, so sauber und ordentlich, wie er es von seinen Harrods-Besuchen mit Jessica kannte.

»Hunter«, sagte der Marquis. »Ich habe natürlich schon von Ihnen gehört. Wo waren Sie die ganze Zeit?«

»Auf der Jagd«, sagte sie einfach. Dann, zu Door: »Können Sie Befehle befolgen?«

Door nickte. »Wenn es sein muß.«

»Gut. Dann kann ich Sie vielleicht wirklich am Leben erhalten«, sagte Hunter. »Wenn ich die Stelle annehme.«

Der Marquis blieb stehen. Argwöhnisch musterte er sie mit flackernden Augen. »Sie sagten, *wenn* Sie die Stelle annehmen ...?«

Hunter öffnete die Tür, und sie traten auf das nächtliche Londoner Pflaster hinaus. Es hatte geregnet, während sie auf dem Markt waren, und jetzt schimmerten die Straßenlaternen im nassen Asphalt.

»Das habe ich bereits getan«, sagte Hunter.

Richard hatte immer mehr das Gefühl, das fünfte Rad am Wagen zu sein. Door wich seinem Blick aus, der Marquis beachtete ihn nicht, und für Hunter war er offenbar nicht vorhanden.

»Hören Sie«, sagte er, »ich will Ihnen ja keine Umstände machen oder so, aber was ist mit mir?«

Der Marquis drehte sich um und starrte ihn an, die Augen riesengroß und weiß in seinem dunklen Gesicht. »Mit Ihnen?« fragte er. »Was ist mit Ihnen?«

»Nun ja«, sagte Richard. »Wie komme ich zurück in den normalen Alltag? Es ist so, als wäre ich mitten in einem Alptraum. Letzte Woche machte alles noch einen Sinn, und jetzt macht nichts mehr einen Sinn ...« Seine Stimme erstarb. Er schluckte. »Ich möchte wissen, wie ich mein Leben zurückbekomme«, erklärte er.

»Jedenfalls nicht, indem du mit uns kommst, Richard«,

sagte Door. »Es wird so schon schwer genug für dich werden. Es ... es tut mir wirklich leid.«

Hunter kniete vor ihnen auf dem Gehweg nieder. Sie nahm einen kleinen Metallgegenstand aus ihrem Gürtel und schloß damit einen Gullydeckel auf. Sie zog den Deckel hoch, schaute vorsorglich in die Tiefe, stieg hinab und dirigierte dann Door in die Kanalisation hinunter.

Door schaute Richard nicht an, als sie behende und geschmeidig abwärts kletterte.

Der Marquis kratzte sich am Nasenflügel. »Junger Mann«, sagte er, »es gibt zwei Londons. Ober-London - dort haben Sie gelebt -, und dann gibt es noch Unter-London - die Unterseite -, bewohnt von den Menschen, die durchs Netz gerutscht sind. Zu denen gehören Sie jetzt. Gute Nacht.«

Er begann, die Leiter zum Siel hinunterzuklettern. Richard sagte: »Moment mal!« und erwischte den Gullydeckel, bevor er sich schließen konnte. Er folgte dem Marquis hinab.

Im oberen Teil des Siels roch es nach Kloake - ein toter, seifiger Kohlgeruch. Er erwartete, daß der Gestank schlimmer würde, je tiefer er käme, doch statt dessen verflüchtigte er sich rasch.

Graues Wasser floß seicht, aber schnell am Boden des Backsteintunnels entlang.

Richard stieg hinein. Vor sich sah er die Lichter der anderen, und er watete durch den Tunnel, bis er sie eingeholt hatte.

»Gehen Sie weg«, sagte der Marquis.

»Nein«, erwiderte er.

Door schaute zu ihm empor. »Es tut mir wirklich leid, Richard«, erklärte sie.

Der Marquis trat zwischen sie. »Sie können nicht mehr zurück zu Ihrer alten Wohnung oder Ihrer alten Stellung oder



Ihrem alten Leben«, sagte er beinahe sanft. »Nichts davon existiert. *Sie* existieren dort oben nicht.« Sie hatten eine Kreuzung erreicht, an der drei Tunnel aufeinanderstießen.

Door und Hunter gingen, ohne sich umzuschauen, in den hinein, der kein Wasser führte. Der Marquis blieb stehen.

»Sie müssen eben das Beste draus machen«, sagte er zu Richard, »hier unten in der Kanalisation und der Magie und der Finsternis.« Und dann grinste er breit: »Tja - war mir ein Vergnügen, Sie wiederzusehen. Viel Glück. Wenn Sie die nächsten ein oder zwei Tage überleben, halten Sie vielleicht sogar einen ganzen Monat durch.«

Und damit drehte er sich um und marschierte das Siel hinter.

Richard lehnte sich gegen eine Wand und lauschte auf den Hall der sich entfernenden Schritte und das Rauschen des vorbeifließenden Wassers, das zu den Wasserwerken und Kläranlagen Ost-Londons unterwegs war.

»Scheiße«, sagte er.

Und dann begann Richard Mayhew zu seiner Überraschung erstmals seit dem Tod seines Vaters, allein, in der Finsternis, zu weinen.



Die U-Bahn-Haltestelle war ganz leer und ganz dunkel. Varney hielt sich dicht an der Wand und schaute nervös nach hinten, nach vorn und von einer Seite zur anderen.

Er war ganz zufällig hier gelandet, nachdem er über die Dächer und durch die Schatten geflüchtet war, um sicherzugehen, daß ihm niemand folgte. Er wollte nicht zurück in seine Höhle in den tiefen Tunneln von Camden Town. Zu riskant. Es

gab noch andere Orte, an denen Varney Waffen und Lebensmittel versteckt hatte. Er würde eine Weile untertauchen. Bis all dies vergessen war.

Neben einem Fahrkartenautomaten hielt er inne und lauschte in die Dunkelheit.

Absolute Stille. Offenbar war er allein. Endlich konnte er sich eine Verschnaufpause gönnen. Er blieb am oberen Ende der Wendeltreppe stehen und holte tief Luft.

Eine Stimme neben ihm, so schmierig wie Motoröl, säuselte:

»Varney ist der beste Bravo und Beschützer der Unterseite. Das weiß doch jeder. Mister Varney hat es uns selbst gesagt.«

Auf Varneys anderer Seite antwortete eine Stimme milde:

»Er hat gelogen, Mister Croup. Und so etwas tut man nicht.«

In der pechschwarzen Finsternis fuhr Mr. Croup fort: »Allerdings nicht, Mister Vandemar. Ich muß sagen, ich betrachte ein derartiges Verhalten als persönlichen Verrat, und es hat mich tief verletzt. Und enttäuscht. Wenn man keine guten Seiten hat, reagiert man auf Enttäuschungen nicht besonders freundlich, nicht wahr, Mister Vandemar?«

»Alles andere als freundlich, Mister Croup.«

Varney preschte vor und rannte im Dunkeln holterdipolter die Wendeltreppe hinunter.

Eine Stimme vom oberen Ende der Treppe, Mr. Croups: »Eigentlich«, sagte er, »sollten wir es als Gnadentod betrachten.«

Das Klacken von Varneys Füßen auf dem Metallgitter hallte durch den Treppenschacht. Er schnaufte, und er keuchte, er stieß sich die Schultern an den Wänden, während er in der Finsternis blind abwärts stolperte.

Er erreichte die unterste Stufe, neben dem Schild, das die

Fahrgäste warnte, bis nach oben seien es 259 Stufen, und das sei nur etwas für gesunde Menschen. Jeder andere, stand auf dem Schild, solle den Aufzug benutzen.

*Den Aufzug?*

Etwas schepperte, die Aufzugtüren öffneten sich mit erhabener Langsamkeit, und Licht flutete den Gang.

Varney suchte nach seinem Messer, fluchte, als ihm einfiel, daß Hunter, diese Schlampe, es noch hatte. Er griff nach der Machete in seinem Schulterhalfter.

Sie war weg.

Hinter sich hörte er ein höfliches Husten, und er drehte sich um.

Mr. Vandemar saß auf den Stufen am Fuße der Wendeltreppe.

Er war dabei, sich mit Varneys Machete die Nägel zu säubern.

Und plötzlich fiel Mr. Croup über ihn her, mit Zähnen und Klauen und kleinen Klingen, und Varney konnte nicht einmal mehr schreien.

»Adieu«, sagte Mr. Vandemar ungerührt, und er fuhr fort, sich die Nägel zu maniküren.

Und dann begann das Blut zu fließen. Nasses, rotes Blut in ungeheuren Mengen, denn Varney war ein großer Mann, und er hatte all dieses Blut in sich gehabt.

Als Mr. Croup und Mr. Vandemar fertig waren, konnte man den blassen Fleck auf dem Boden am Fuß der Wendeltreppe allerdings kaum noch erkennen.

Nach der nächsten Bodenreinigung war er für immer verschwunden.



Hunter marschierte voran. Door ging in der Mitte. Der Marquis de Carabas folgte als letzter. Keiner von ihnen hatte etwas gesagt, seit sie Richard vor einer halben Stunde verlassen hatten.

Door blieb plötzlich stehen. »Das können wir nicht tun«, erklärte sie. »Wir können ihn nicht einfach dort zurücklassen.«

»Natürlich können wir das«, sagte der Marquis. »Wir haben es bereits getan.«

Sie schüttelte den Kopf. Seit sie Richard bei Harrods rücklings unter Ruislip am Boden liegen sehen hatte, hatte sie ein schlechtes Gewissen und kam sich dumm vor. Jetzt reichte es ihr.

»Seien Sie nicht albern«, sagte der Marquis.

»Er hat mir das Leben gerettet«, erklärte sie ihm. »Er hätte mich auf der Straße liegenlassen können. Aber das hat er nicht getan.«

Der Marquis zog eine Augenbraue hoch: gleichgültig, distanziert, durch und durch sarkastisch. »Meine liebe junge Lady«, sagte er. »Wir werden auf diese Expedition keine Passagiere mitnehmen.«

»Hören Sie auf, mich zu bevormunden, de Carabas«, sagte Door. Sie klang müde. »Ich glaube, ich kann allein entscheiden, wer mit uns kommt. Sie arbeiten doch für mich, nicht wahr? Oder ist es etwa umgekehrt?«

Er starrte sie an, kalt und wütend. »Er kommt *nicht* mit«, stellte er kategorisch fest. »Außerdem ist er wahrscheinlich sowieso schon tot.«



Richard war nicht tot. Er saß im Dunkeln auf dem Seitenvorsprung eines Siels und fragte sich, was er tun sollte, fragte

sich, wie sehr er den Boden noch unter den Füßen verlieren konnte.

Sein bisheriges Leben, fand er, hatte ihn perfekt auf einen Job im Wertpapiergeschäft vorbereitet, aufs Einkaufen im Supermarkt, aufs samstagnachmittägliche Fernsehfußballgucken und darauf, eine Heizung anzustellen, wenn ihm kalt war. Überhaupt nicht vorbereitet hatte es ihn jedoch auf ein Leben als Unperson auf den Dächern und in der Kanalisation Londons, ein Leben in Kälte, Nässe und Finsternis.

Ein Licht flackerte. Schritte näherten sich ihm. Wenn, beschloß er, das eine Horde von Mördern, Kannibalen oder Monstern sein sollte, würde er keinen Widerstand leisten.

Sollten sie doch all dem ein Ende machen; er hatte genug. Er starrte ins Dunkel hinab, dorthin, wo er seine Füße vermutete. Die Schritte kamen näher.

»Richard?« Das war Doors Stimme.

Er zuckte zusammen. Dann bemühte er sich, sie zu ignorieren. *Alles nur deinetwegen*, dachte er ...

»Richard?«

Er sah nicht auf. »Was?« fragte er.

»Hör zu«, sagte sie. »Schließlich bist du nur meinetwegen in dieser dummen Situation. Ich glaube zwar nicht, daß du bei uns eher in Sicherheit bist. Aber. Na gut.« Sie zuckte mit den Schultern. Ein tiefer Atemzug. »Es tut mir leid. Kommst du mit?«

»Ich hab' gerade nichts anderes vor«, erklärte er mit einer gespielten Gleichgültigkeit, die an Hysterie grenzte. »Warum nicht?«

Sie umarmte ihn fest.

»Und wir werden versuchen, dich wieder zurückzubringen«, sagte sie. »Versprochen. Wenn wir erst gefunden haben, wonach

ich suche.«

Sie gingen den Tunnel entlang. Richard sah Hunter und den Marquis an der Mündung auf sie warten. Der Marquis sah aus, als hätte man ihn gezwungen, eine ausgepreßte Zitrone zu schlucken. »Was *suchst* du denn?« fragte Richard, schon etwas munterer.

"Das ist eine lange Geschichte«, sagte sie ernst. »Im Moment suchen wir einen Engel namens Islington.«

Richard begann zu lachen. Er konnte nichts dagegen tun.

Teilweise war es Hysterie, gewiß, aber auch die Erschöpfung eines Menschen, der es irgendwie fertiggebracht hatte, ohne ein vernünftiges Frühstück im Bauch ein paar Dutzend unmögliche Dinge zu glauben. Sein Gelächter hallte in den Tunneln wider.

»Einen Engel?« fragte er hilflos kichernd. »Namens Islington?«

»Wir haben noch einen weiten Weg vor uns«, sagte Door.

Und Richard schüttelte den Kopf und fühlte sich ausgelaugt und leer und zerschlagen.

»Ein Engel«, flüsterte er in die Tunnel und die Finsternis hinein. »Ein Engel.«



Überall im Großen Saal waren Kerzen. Neben den Eisenpfeilern, die das Dach trugen, standen Kerzen. Bei dem Wasserfall, der an einer Wand hinunterfloß, in ein kleines Felsbecken darunter, harrten Kerzen. Zu beiden Seiten der Felswand häuften sich Kerzen. Auf dem Boden kauerten Kerzen. Auf den Kerzenhaltern neben der riesigen Tür zwischen zwei dunklen Eisenpfeilern steckten Kerzen. Die

Tür bestand aus poliertem schwarzem Feuerstein, eingelassen in Silber, das im Lauf der Jahrhunderte ebenfalls fast schwarz angelaufen war.

Die Kerzen brannten nicht, doch als er an ihnen vorbeiging, flackerten sie auf. Keine Hand berührte sie; keine Flamme streifte ihren Docht. Sein Gewand war einfach und weiß; oder mehr als weiß. Eine Farbe, vielmehr ein Fehlen aller Farben, von bestürzender Helligkeit. Seine Füße waren nackt auf dem kalten Felsboden des Großen Saals. Sein Gesicht war blaß und weise, und sanft, und vielleicht ein wenig einsam.

Er war sehr schön.

Bald brannte jede Kerze im Saal.

Er blieb vor dem Felsbecken stehen; kniete daneben nieder, tauchte die hohlen Hände in das klare Wasser, hob sie wieder und trank. Das Wasser war kalt, aber außerordentlich rein.

Als er fertig war, schloß er einen Moment lang die Augen, wie zu einem Dankgebet.

Dann stand er auf und ging davon, zurück durch die Halle, auf dem gleichen Weg, den er gekommen war; und die Kerzen verloschen, als er an ihnen vorbeiging, wie sie es seit Zehntausenden von Jahren taten.

Er hatte keine Flügel, und dennoch war er unverkennbar ein Engel. Islington verließ den Großen Saal, und die letzte Kerze verlosch, und die Finsternis kehrte zurück.

## *Kapitel Sechs*

Richard schrieb seinen Tagebucheintrag im Kopf.

*Liebes Tagebuch*, begann er. *Am Freitag hatte ich einen Job, eine Verlobte, ein Zuhause und ein Leben, das Sinn machte. (Na ja, soviel Sinn, wie ein Leben eben macht.) Dann fand ich ein verletztes Mädchen, das blutend auf der Straße lag, und wollte ein guter Samariter sein, jetzt habe ich keine Verlobte, kein Zuhause, keinen Job mehr, und ich laufe gut hundert Meter unter den Straßen Londons herum, mit der voraussichtlichen Lebenserwartung einer selbstmordgefährdeten Eintagsfliege.*

»Hier entlang«, sagte der Marquis.

»Sehen diese Tunnel nicht alle gleich aus?« fragte Richard und stellte seinen Tagebucheintrag erst einmal zurück.

»Woher weiß man, welcher welcher ist?«

»Das weiß man nicht«, sagte der Marquis. »Wir haben uns hoffnungslos verirrt. Wir werden nie wieder auftauchen. In ein paar Tagen werden wir uns gegenseitig umbringen, um etwas zu essen zu haben.«

»Wirklich?«

»Nein.«

Richard fuhr fort, in sein geistiges Tagbuch zu schreiben.

*Es gibt Hunderte von Menschen in diesem anderen London. Vielleicht Tausende. Menschen, die von hier stammen, oder Menschen, die durchs Netz gefallen sind. Ich bin mit einem Mädchen namens Door, ihrer Leibwächterin und ihrem geistesgestörten Großwesir unterwegs. Letzte Nacht haben wir in einem kleinen Tunnel geschlafen, der, wie Door sagte, früher zur Regency-Kanalisation gehört hat. Die Leibwächte-*



*rin war wach, als ich eingeschlafen bin, und sie war wach, als sie mich geweckt haben. Ich glaube nicht, daß sie jemals schläft. Zum Frühstück gab es Topfkuchen; der Marquis hatte ein großes Stück in der Tasche. Wieso hat jemand ein großes Stück Topfkuchen in der Tasche? Meine Schuhe sind fast völlig getrocknet, während ich geschlafen habe.*

*Ich will nach Hause.*

Dann unterstrich er im Geiste den letzten Satz dreimal, schrieb ihn in riesigen Buchstaben mit roter Tinte noch einmal und kreiste ihn ein, bevor er auf seinem imaginären Seitenrand mehrere Ausrufezeichen danebensetzte.

Wenigstens war der Tunnel, den sie jetzt entlanggingen, trocken. Es war ein High-Tech-Tunnel: lauter silbrige Rohre und weiße Wände.

Der Marquis und Door schritten zusammen voraus. Richard blieb meistens ein paar Schritte hinter ihnen. Hunter war mal hier, mal dort. Manchmal ging sie hinter ihnen, manchmal auf der linken oder rechten Seite, oft verschmolz sie ein kleines Stück vor ihnen mit den Schatten. Sie bewegte sich völlig geräuschlos, was Richard ziemlich beunruhigend fand.

Vor ihnen war ein Lichtstreifen zu sehen.

»Na also«, sagte der Marquis. »U-Bahn-Haltestelle Bank. Guter Ort, um mit der Suche zu beginnen.«

»Sie sind ja nicht ganz dicht«, sagte Richard. Das war nicht für die Ohren der anderen bestimmt, doch egal, mit welcher *sotto voce* man sprach, in dieser Finsternis war alles laut und deutlich zu hören.

»Tatsächlich?« sagte der Marquis.

Der Boden begann zu grollen: eine U-Bahn, irgendwo ganz in der Nähe.

»Richard, laß gut sein«, sagte Door.

Doch da kam es schon aus seinem Mund: »Na ja«, sagte er. »Ihr seid doch wirklich albern. Es gibt keine Engel.«

Der Marquis nickte und sagte: »Ah. Ja. Jetzt verstehe ich Sie. Es gibt keine Engel. Ebenso, wie es kein Unter-London gibt, keine Rattensprecher und keine Schäfer in Shepherd's Bush.«

»Es *gibt* keine Schäfer in Shepherd's Bush«, stellte Richard kategorisch fest.

»Doch«, sagte Hunter aus der Dunkelheit gleich neben Richards Ohr. »Beten Sie darum, daß sie Ihnen nie begegnen.«

Es klang so, als sei das ihr voller Ernst.

»Also«, sagte Richard. »Ich glaube trotzdem nicht, daß hier unten massenweise Engel herumlaufen.«

»Tun sie auch nicht«, erklärte der Marquis. »Nur einer.« Sie hatten das Ende des Tunnels erreicht. Vor ihnen befand sich eine verschlossene Tür. Der Marquis trat zurück. »Mylady?« sagte er zu Door.

Sie legte einen Moment lang ihre Hand darauf. Die Tür öffnete sich lautlos.

»Vielleicht«, beharrte Richard, »reden wir von unterschiedlichen Dingen. Wenn ich Engel sage, meine ich Flügel, Heiligenscheine, Trompeten, Friede-auf-Erden-und-den-Menschen-ein-Wohlgefallen.«

»Stimmt«, sagte Door. »Genau. So sind Engel.«

Sie gingen durch die Tür.

Richard schloß unwillkürlich die Augen. So viel Licht: Es durchbohrte seinen Kopf wie eine Migräne. Als seine Augen sich an die strahlende Helle gewöhnt hatten, stellte Richard fest, daß er sich in dem langen Fußgängertunnel befand, der die Haltestellen Monument und Bank miteinander verbindet. Pendler liefen durch die Tunnel, und keiner würdigte die vier auch nur eines Blickes.

Das aufdringliche Wimmern eines Saxophons hallte durch den Tunnel: »I'll Never Fall In Love Again« von Burt Bacharach und Hai David, halbwegs gekonnt gespielt.

Richard kämpfte gegen den Drang an, mitzusummen.

Sie bewegten sich auf die Haltestelle Bank zu.

»Wen suchen wir noch mal?« fragte er, mehr oder weniger unschuldig. »Den Engel Gabriel? Raphael? Michael?«

Sie passierten einen U-Bahn-Plan. Der Marquis tippte auf die Station Angel: »Islington.«

Richard wechselte das Thema. »Wissen Sie, als ich vor ein paar Tagen in eine U-Bahn einsteigen wollte, hat sie mich nicht reingelassen.«

»Sie müssen denen nur klarmachen, wer das Sagen hat, das ist alles«, sagte Hunter hinter ihm sanft.

Door kaute auf ihrer Unterlippe herum. »Diese hier wird uns reinlassen«, sagte sie. »Wenn wir sie finden.«

*What do you get if you fall in love?  
Get enough germs to catch pneumonia.  
And after you do, she'll never phone ya ...*

Sie gingen ein paar Stufen hinunter und bogen um eine Ecke.

Der Saxophonspieler hatte seinen Mantel auf dem Tunnelboden vor sich ausgebreitet. Auf dem Mantel lagen ein paar Münzen, die aussahen, als hätte er sie selbst dort hingelegt, um die Passanten davon zu überzeugen, daß jeder ihm etwas gab.

Niemand fiel darauf herein.

Der Saxophonspieler war außerordentlich groß; er hatte schulterlanges dunkles Haar und einen langen, gegabelten Bart, der tief liegende Augen und eine hervorstechende Nase

einrahmte. Er trug ein zerfetztes T-Shirt und ölfleckige Blue Jeans.

Als die Reisenden bei ihm ankamen, hörte er auf zu spielen, schüttelte den Speichel aus dem Mundstück, steckte es wieder auf und fing an, den alten Julie-London-Song »Cry Me A River« zu spielen.

*Now, you say you're sorry ...*

Richard bemerkte zu seiner Überraschung, daß der Mann sie sehen konnte - und daß er alles daransetzte, so zu tun, als sähe er sie nicht. Der Marquis blieb vor ihm stehen. Das Wimmern des Saxophons erstarb mit nervösen Zuckungen.

Ein kaltes Grinsen ließ die Zähne des Marquis aufblitzen.

»Sie sind Lear, nicht war?« fragte er.

Der Mann nickte argwöhnisch. Seine Finger streichelten die Klappen seines Saxophons.

»Wir suchen Earl's Court«, fuhr der Marquis fort. »Haben Sie vielleicht einen Fahrplan dabei?«

Lear befeuchtete seine Lippen mit der Zungenspitze. »Wäre möglich. Wenn ja, was spränge für mich dabei raus?«

Der Marquis steckte die Hände tief in seine Manteltaschen. Dann lächelte er wie eine Katze, der man gerade den Schlüssel eines Heims für verwahrloste, aber fette Kanarienvögel anvertraut hatte.

»Es heißt«, sagte er träge, als würde er nur die Zeit totschiagen, »daß Blaise, Merlins Meister, einmal eine Melodie geschrieben hat, die so berückend ist, daß sie jedem, der sie hört, das Kleingeld aus den Taschen zaubert.«

Lears Augen verengten sich. »Das wäre mehr wert als nur einen Fahrplan«, sagte er. »Vorausgesetzt, diese Melodie ist

wirklich in Ihrem Besitz.«

Der Marquis tat sehr überzeugend so, als würde ihm gerade klar: *Himmel, da hat er recht!* »Tja«, sagte er großmütig, »ich schätze, in dem Fall würden Sie mir etwas schulden, nicht wahr?«

Lear nickte, langsam, widerstrebend. Er faßte in seine Gesäßtasche und zog einen vielfach gefalteten Papierfetzen hervor und hielt ihn hoch.

Der Marquis griff danach. Lear zog die Hand weg. »Lassen Sie mich erst die Melodie hören, Sie alter Gauner«, sagte er. »Und ich hoffe für Sie, daß sie funktioniert.«

Der Marquis zog eine Augenbraue hoch. Seine Hand schnellte in eine der Innentaschen seines Mantels; als er sie wieder herauszog, waren eine Blechflöte und eine kleine Kristallkugel darin. Er schaute die Kristallkugel an, machte »hmmm«, als wolle er sagen: »Ach, da ist die gelandet«, und steckte sie wieder weg. Dann krümmte er die Finger, setzte die Flöte an die Lippen und begann zu spielen.

Es war eine seltsame, übermütige, Purzelbäume schlagende Weise. Sie gab Richard das Gefühl, er sei wieder dreizehn Jahre alt und hörte in der Schulpause die Top Twenty im Kofferradio seines besten Freundes, damals, als Popmusik noch die Rolle spielte, die sie nur in der Teenagerzeit spielen kann: Diese Melodie hatte alles, was er jemals in einem Musikstück hören wollte ...

Eine Handvoll Münzen klirrte auf Lears Mantel.

Der Marquis ließ die Flöte sinken.

»Dann schulde ich Ihnen wohl etwas, Sie alter Schurke«, sagte Lear.

»Ja. Das tun Sie.« Der Marquis nahm Lear den Zettel - den Fahrplan - aus der Hand, überflog ihn und nickte. »Und noch ein

guter Rat: Übertreiben Sie es nicht. Sie ist sehr ergiebig.«

Und die vier gingen fort, den langen Korridor entlang, an den Wänden lauter Plakate, die für Filme und Unterwäsche warben, und hier und da ein offiziell aussehender Zettel, der Straßenmusikanten verscheuchen sollte, und sie lauschten dem Schluchzen des Saxophons und dem Geräusch von Geld, das auf dem Mantel landete.

Der Marquis führte sie zu einem Bahnsteig der Central Line. Richard ging zum Bahnsteigrand und sah hinab. Er fragte sich, wie immer, welche Schiene wohl unter Strom stand; und dann ertappte er sich dabei, wie er unwillkürlich eine winzige graue Maus anlächelte, die mutig über die Gleise pirschte, auf der stillen Suche nach weggeworfenen Sandwiches und heruntergefallenen Kartoffelchips.

»Treten Sie zurück«, sagte Hunter beschwörend zu Richard.

»Stellen Sie sich dort hinten hin. An die Wand.«

»Was?« fragte Richard.

»Ich sagte«, sagte Hunter, »treten Sie -«

Und da brach es plötzlich über den Bahnsteig herein. Es war durchscheinend, traumgleich, ein geisterhaftes Etwas, von der Farbe schwarzen Qualms; wie Seide unter Wasser quoll es hoch, und mit einer erstaunlich schnellen Bewegung, obwohl es immer noch den Anschein hatte, als schwebte es beinahe in Zeitlupe dahin, wickelte es sich fest um Richards Knöchel.

Es brannte, sogar durch den Stoff seiner Levi's hindurch.

Das Etwas zog ihn an den Rand des Bahnsteigs, und er geriet ins Wanken.

Er nahm ganz entfernt wahr, daß Hunter ihren Stock in der Hand hatte und damit immer wieder fest auf den Fangarm einschlug.

Weit weg erklang ein kreischendes Geräusch, dünn und un-

beseelt, wie von einem schwachsinnigen Kind, dem man sein Spielzeug weggenommen hatte.

Die Qualmtentakel ließ Richards Knöchel los und glitt zurück über den Bahnsteigrand, und dann war sie fort.

Hunter packte Richard am Kragen und riß ihn zurück an die Wand.

Dort sackte er in sich zusammen. Da, wo das Etwas ihn berührt hatte, hatte es die Farbe aus seinen Jeans gesogen, so daß sie aussahen wie schlecht gebatikt. Er zog das Hosenbein hoch: winzige blaurote Striemen bildeten sich auf der Haut seines Knöchels und seiner Wade.

»Was ...«, versuchte er zu sagen, doch es kam nichts. Er schluckte. Probierte es noch mal. »Was war das?«

Hunter sah zu ihm herunter. Ihr Gesicht sah aus wie aus braunem Holz geschnitzt. »Ich glaube, es hat keinen Namen«, sagte sie. »Die leben zwischen den Bahnsteigen und den Gleisen. Ich habe Sie gewarnt.«

»Sowas ... hab' ich noch nie gesehen.«

»Bisher gehörten Sie auch noch nicht zur Unterseite«, sagte Hunter. »Warten Sie einfach an der Wand. Das ist sicherer.«

Der Marquis sah auf seine große goldene Taschenuhr. Er steckte sie wieder in seine Westentasche, schaute auf den Zettel, den Lear ihm gegeben hatte, und nickte zufrieden.

»Wir haben Glück«, verkündete er. »Der Earrs-Court-Zug müßte hier in etwa einer halben Stunde durchkommen.«

»Earl's Court liegt nicht an der Central Line«, erklärte Richard.

Der Marquis starrte Richard mit unverhohler Belustigung an. »Sie sind wirklich von einer erfrischenden Intelligenz, junger Mann«, sagte er. »Es geht doch nichts über totale Ahnungslosigkeit, nicht wahr?«

Der Wind setzte ein. Eine U-Bahn hielt an der Haltestelle.

Menschen stiegen aus, und andere Menschen stiegen ein, mit ihren alltäglichen Verrichtungen beschäftigt, und Richard beobachtete sie voll Neid.

»Zurückbleiben, bitte«, deklamierte eine Tonbandstimme.  
»Treten Sie von den Türen zurück. Zurückbleiben, bitte.«

Door warf Richard einen Blick zu. Dann, besorgt über das, was sie da sah, ging sie zu ihm hinüber und nahm seine Hand. Er war sehr blaß, und sein Atem ging flach und schnell.

»Zurückbleiben, bitte«, dröhnte die Tonbandstimme wieder.

»Mir fehlt nichts«, log Richard tapfer niemand Speziellen an.



Der Innenhof des Krankenhauses, in dem Mr. Croup und Mr. Vandemar wohnten, war ein naßkalter und freudloser Ort. Struppiges Gras wuchs durch die zurückgelassenen Schreibtische, Gummireifen und Büromöbel hindurch. Alles in allem entstand der Eindruck, hier hätten vor zehn Jahren (vielleicht aus Langeweile, vielleicht aus Frust, vielleicht sogar als Grundsatz-erklärung oder als Kunstperformance) ein paar Leute alles, was sich in ihren Büros befand, oben aus dem Fenster geworfen und dem Verfall überlassen.

Es fanden sich auch Glassplitter dort. Glassplitter im Überfluß. Außerdem mehrere Matratzen. Aus irgendeinem nur schwer erklärlichen Grund waren ein paar dieser Matratzen irgendwann einmal in Brand gesetzt worden. Niemand wußte, weshalb; niemanden kümmerte es. Gras wuchs durch die Sprungfedern empor.

Um den Zierbrunnen in der Mitte des Hofes herum, der



schon seit langem weder eine besondere Zierde noch ein Brunnen war, hatte sich ein richtiges Ökosystem entwickelt.

Ein zerborstenes, undichtes Wasserrohr in der Nähe hatte ihn mit Hilfe von ein wenig Regenwasser in einen Brutplatz für kleine Frösche verwandelt, die lustig umherplumpsten und sich der Abwesenheit aller flügellosen natürlichen Feinde erfreuten. Krähen, Amseln und sogar die eine oder andere Möwe betrachteten den Ort wiederum als katzenfreien Feinkostladen für Froschspezialitäten.

Nacktschnecken krochen träge unter den Sprungfedern der verbrannten Matratzen umher; Schnirkelschnecken hinterließen Schleimspuren auf den Glassplittern. Große schwarze Käfer huschten emsig über die kaputten grauen Plastiktelefone und die verstümmelten Sindy-Puppen.

Mr. Croup und Mr. Vandemar waren hinaufgestiegen, weil sie eine Luftveränderung brauchten. Langsam schritten sie den Rand des Mittelhofes ab, Glassplitter unter ihren Füßen zermalmend. In ihren verschlissenen schwarzen Anzügen sahen sie aus wie Schatten.

Mr. Croup war von kaltem Zorn gepackt. Er ging doppelt so schnell wie Mr. Vandemar, umkreiste ihn fast tänzelnd vor Zorn. Von Zeit zu Zeit warf sich Mr. Croup in offenbar unbeherrschter Wut gegen die Krankenhausmauer und bearbeitete sie mit Fäusten und Füßen, als wäre sie ein kümmerlicher Ersatz für einen echten Menschen.

Mr. Vandemar hingegen ging einfach nur. Sein Schritt war zu unbeirrbar, zu gleichmäßig und zu unerbittlich, um ihn als Schlendern zu bezeichnen. Der Tod geht wie Mr. Vandemar. Mr. Vandemar beobachtete ungerührt, wie Mr. Croup gegen eine Glasscheibe trat, die an einer Wand lehnte. Sie zerbarst mit einem befriedigenden Klirren.

»Ich, Mister Vandemar«, sagte Mr. Croup, während er den Trümmerhaufen begutachtete, »ich jedenfalls habe jetzt fast die Nase voll. Fast. Diese unentschlossene, verträdelte, schlafmützige, zimperliche, käsegesichtige Kröte - am liebsten würde ich ihm die Augen aus den Höhlen drücken ...«

Mr. Vandemar schüttelte den Kopf. »Noch nicht«, sagte er.

»Er ist unser Chef. Für diesen Auftrag. Wenn wir bezahlt worden sind, können wir uns vielleicht ein bißchen auf eigene Kosten amüsieren.«

Mr. Croup spuckte auf den Boden. »Dieser nichtsnutzige Narr läßt sich auch alles gefallen ... Wir sollten die Schlampe abschlagen. Auslöschen, liquidieren, unter die Erde bringen und abschreiben.«

Ein Telefon begann laut zu klingeln. Mr. Croup und Mr. Vandemar schauten sich verwirrt um. Schließlich fand Mr. Vandemar das Telefon, halb unter einem Schotterhaufen oben auf einem Berg wasserfleckiger medizinischer Akten vergraben. Hinten ragten kaputte Drähte heraus. Er hob ab und reichte es Mr. Croup.

»Für Sie«, sagte er.

Mr. Vandemar mochte keine Telefone.

»Mister Croup hier«, sagte Croup. Dann, unterwürfig: »Oh. Sie sind es, Sir ...«

Eine Pause.

»Im Moment läuft sie, ganz wie Sie es wünschten, frei wie ein Schmetterling herum. Ich fürchte, Ihre Idee mit dem Leibwächter war ein Schlag ins Abwasser ... Varney ? Ja, er ist ziemlich tot.«

Eine weitere Pause.

»Sir, ich bekomme langsam gewisse konzeptionelle Probleme mit meiner Rolle und der meines Partners bei all die-

sem Humbug.«

Es folgte eine dritte Pause, und Mr. Croup wurde bleicher als bleich.

»Unprofessionell?« fragte er milde. »Wir?«

Er ballte seine Hand zu einer Faust, die er ziemlich heftig in eine Backsteinmauer rammte. Seine Stimme war jedoch unverändert, als er sagte: »Sir. Darf ich Sie mit gebührendem Respekt daran erinnern, daß Mister Vandemar und meine Wenigkeit Troja niedergebrannt haben? Wir brachten die Schwarze Pest nach Flandern. Unser letzter Auftrag war es, ein ganzes Kloster in der Toskana des sechzehnten Jahrhunderts zu Tode zu foltern. Wir sind *ausgesprochen* professionell.«

Mr. Vandemar, der sich die ganze Zeit damit unterhalten hatte, kleine Frösche zu fangen und auszuprobieren, wie viele davon er sich gleichzeitig in den Mund stopfen konnte, bevor er gezwungen war, zu kauen, sagte mit vollem Mund:

»Das hat Spaß gemacht...«

»Was ich damit sagen will?« fragte Mr. Croup, und er schnippte ein imaginäres Stäubchen von seinem abgetragenen schwarzen Anzug, den echten Staub geflissentlich übersehend. »Ich will damit sagen, daß wir Mörder sind. Wir sind Schwerverbrecher. Wir bringen Leute um.«

Er lauschte, dann: »Und was ist mit dem Oberweltler? Warum können wir den nicht töten?« Mr. Croup zuckte, und er spuckte noch einmal aus, und er trat gegen die Wand, während er mit dem rostfleckigen, ramponierten Telefon in der Hand dastand.

»*Ihr Angst einjagen?* Wir sind Mörder, keine Vogelscheuchen.« Eine Pause. Er holte tief Luft. »Ja, ich verstehe, aber es gefällt mir gar nicht.« Doch die Person am anderen Ende der Leitung hatte eingehängt. Mr. Croup blickte auf das Telefon

hinunter. Dann nahm er es in die Hand und schlug es systematisch so lange an die Wand, bis nur noch Plastik- und Metalltrümmer davon übrig waren.

Mr. Vandemar ging zu ihm. Er hatte eine große schwarze Nacktschnecke mit leuchtend orangem Bauch gefunden, und er kaute darauf herum wie auf einer Lakritzzigarre. Die Schnecke, die nicht besonders schlau war, versuchte an Mr. Vandemars Kinn herunterzukriechen.

»Wer war das?« fragte Mr. Vandemar.

»Was zum Teufel glauben Sie, wer das war?«

Mr. Vandemar kaute nachdenklich und sog die Schnecke dann in den Mund, wie einen Strang dicker, klebriger, schwarz-oranger Spaghetti. »Ein Vogelscheuchenmann?« fragte er.

»Unser Arbeitgeber.«

»Das wäre mein nächster Versuch gewesen.«

»Vogelscheuchen«, spuckte Mr. Croup angewidert. Seine rote Rage verwandelte sich langsam in ein öliggraues Schmollen.

Mr. Vandemar schluckte das, was er im Mund hatte, hinunter und wischte sich die Lippen am Ärmel ab. »Am besten verscheucht man Vögel«, sagte Mr. Vandemar, »indem man sich von hinten anschleicht, die Hand um ihren kleinen Vogelhals legt und so lange zudrückt, bis sie sich nicht mehr bewegen. Dann kriegen sie eine Mordsangst.«

Und dann schwieg er; und ganz weit über sich hörten sie wütend krächzende Krähen fliegen.

»Krähen. Familie: *corvidae*. Sammelbegriff«, deklamierte Mr. Croup und schwelgte im Klang des Wortes: »ein Mord«.



Richard wartete, neben Door an die Wand gelehnt. Sie sagte

sehr wenig; sie kaute an den Fingernägeln, fuhr sich mit der Hand durchs Haar, bis es ihr in alle Himmelsrichtungen zu Berge stand, und versuchte dann, es wieder herunterzudrücken.

Sie war unbestreitbar anders als jeder andere Mensch, den er je kennengelernt hatte.

Als sie merkte, daß er sie ansah, zuckte sie mit den Schultern und verkroch sich noch tiefer in ihre Kleidungsschichten, in ihre Lederjacke. Ihr Gesicht schaute aus dem Inneren der Jacke hinaus in die Welt. Ihr Gesichtsausdruck erinnerte Richard an ein obdachloses Kind, das er einmal gesehen hatte, letzten Winter, hinterm Covent Garden: Er war sich nicht sicher, ob es ein Mädchen oder ein Junge gewesen war. Seine Mutter bettelte, bat die Passanten um Kleingeld, damit sie ihrem Kind und dem Baby, das sie in ihren Armen trug, zu essen geben konnte. Doch das Kind starrte in die Welt hinaus und sagte nichts, obwohl es sicher hungrig und durchgefroren war. Es starrte einfach nur.

Hunter stand neben Door und ließ ihren Blick über den Bahnsteig schweifen. Der Marquis hatte ihnen gesagt, wo sie warten sollten, und sich aus dem Staub gemacht. Von irgendwoher hörte Richard, wie ein Baby zu weinen anfing. Der Marquis schlüpfte aus einer »Hier-nur-Ausgang«-Tür und kam auf sie zu. Er kaute an einer Zuckerstange.

»Amüsieren Sie sich gut?« fragte Richard. Ein Zug näherte sich.

»Ich kümmere mich nur darum, daß alles glattgeht«, sagte der Marquis. Er schaute auf den Zettel und seine Uhr. Dann deutete er auf eine Stelle auf dem Bahnsteig. »Das ist der Earl's-Court-Zug. Stellen Sie sich alle drei hier hinter mir auf.«

Dann, als die U-Bahn - ein ziemlich langweilig aussehender

Zug, wie Richard enttäuscht feststellte - in den Bahnhof rumpelte und ratterte, beugte der Marquis sich über Richard hinweg und sagte zu Door: »Mylady? Es gibt da etwas, das ich vielleicht schon früher hätte erwähnen sollen.«

Sie wandte ihm ihre seltsam gefärbten Augen zu. »Ja?«

»Nun ja«, sagte er, »der Earl wird vielleicht nicht *allzu* erfreut sein, mich zu sehen.«

Der Zug wurde langsamer und hielt. Der Waggon, neben dem Richard stand, war völlig leer: Das Licht war aus, es war trostlos und leer und dunkel. Andere Züge öffneten sich zischend. Fahrgäste stiegen ein und aus. Die Türen des verdunkelten Waggons blieben geschlossen.

Der Marquis trommelte mit der Faust einen komplizierten Rhythmus an die Tür. Nichts geschah. Richard fragte sich gerade, ob der Zug ohne sie abfahren würde, als die Waggontür von drinnen aufgeschoben wurde. Sie öffnete sich etwa fünfzehn Zentimeter weit, und ein älteres Gesicht lugte zu ihnen heraus.

»Wer klopft da?« fragte der Mann.

Durch den Spalt sah Richard Flammen und Menschen und Rauch. Durch das Glas in den Türen jedoch sah er immer noch einen dunklen und leeren Waggon.

»Lady Door«, sagte der Marquis milde, »und ihre Begleiter.«

Die Tür glitt vollständig auf, und sie waren im Earl's Court.

## *Kapitel Sieben*

Der Boden war mit Stroh bestreut, darunter lag eine Schicht Binsen. Ein offenes Holzfeuer lodernte knisternd in einem großen Kamin. Ein paar Hühner stolzierten pickend auf dem Boden umher. Sessel mit handbestickten Kissen darauf standen herum, und die Fenster und Türen waren mit Tapisserien verhängt.

Als der Zug aus der Haltestelle schlingerte, taumelte Richard vorwärts. Er streckte die Hand aus, bekam die am nächsten stehende Person zu fassen und fand sein Gleichgewicht wieder.

Die am nächsten stehende Person war ein kleinwüchsiger, grauhaariger, älthcher Ritter, der ganz wie ein kürzlich pensionierter Beamter ausgesehen hätte, fand Richard, wären da nicht der Zinnhelm, der Wappenrock, der ziemlich ungeschickt gestrickte Kettenpanzer und der Speer gewesen. So sah er aus wie ein kürzlich pensionierter Beamter, der, eher gegen seinen Willen, zum Eintritt in die örtliche Laienspieltruppe genötigt worden war, wo er einen Ritter spielen mußte.

Der kleine graue Mann blinzelte kurzsichtig in Richards Richtung und sagte: »Entschuldigung.«

»Meine Schuld«, erwiderte Richard.

»Ich weiß«, sagte der Mann.

Ein irischer Wolfshund trottete den Gang entlang und blieb neben einem Lautenspieler stehen, der auf dem Boden saß und zerstreut eine frohe Melodie zupfte. Der Wolfshund starrte Richard an, schnaubte verächtlich, legte sich dann hin und schlief ein.

Am entgegengesetzten Ende des Waggons schäkerte ein älthcher Falkner, einen haubentragenden Falken auf dem Handgelenk, mit einem kleinen Grüppchen von Damen, die

ihr Letztverkaufsdatum bereits alle ein wenig überschritten hatten. Bei einigen war sogar das Haltbarkeitsdatum schon längst abgelaufen. Einige Fahrgäste starrten die vier Reisenden unverhohlen an, andere ignorierten sie ebenso unverhohlen.

Es war, fand Richard, als hätte jemand einen kleinen mittelalterlichen Hofstaat genommen und ihn, so gut es ging, in ein U-Bahn-Abteil gesteckt.

Ein Herold hob seine Fanfare an die Lippen und blies ein unmelodisches Signal. Ein massiger älterer Mann in einem voluminösen pelzgesäumten Morgenrock und Pantoffeln torkelte durch die Verbindungstür zum nächsten Abteil, den Arm auf die Schulter eines Hofnarren in einem schäbigen Narrenkostüm gestützt.

Der riesige Mann war in jeder Hinsicht überlebensgroß. Er trug eine Augenklappe über einem Auge, was dazu führte, daß er ein wenig hilflos und aus dem Gleichgewicht geraten aussah, wie ein einäugiger Vogel. In seinem rotgrauen Bart hingen Essensreste, und am unteren Ende seines schäbigen Pelzgewands lugte etwas hervor, das aussah wie eine Schlafanzughose.

Das, dachte Richard völlig richtig, *muß der Earl sein.*

Der Narr des Earl, ein älterer Mann mit einem verkniffenen Mund und einem angemalten Gesicht, sah aus, als sei er vor hundert Jahren vor einem Leben am Ende der Besetzungslisten der Varietetheater geflohen. Er geleitete den Earl zu einem thronähnlichen geschnitzten Holzsitz, in den sich der Riese ein wenig unsicher niederließ. Der Wolfshund stand auf, trottete durch den ganzen Waggon und ließ sich zu den in Pantoffeln steckenden Füßen des Earl nieder.

*Earl's Court*, dachte Richard. *Natürlich. Der Hof des Earl.*

Und dann begann er zu überlegen, ob es wohl im Barons



Court einen Baron gab oder einen Raben im Ravenscourt oder ...

Der kleine alte Ritter hustete asthmatisch und sagte: »Nun denn, Ihr Leut'. Was ist Euer Begehrt?«

Door trat vor. Sie ging sehr aufrecht und wirkte größer und selbstsicherer, als Richard sie bisher gesehen hatte, und sie sagte: »Wir ersuchen um eine Audienz bei Seiner Gnaden, dem Earl.«

Der Earl rief durch den Waggon: »Was hat die Kleine gesagt, Halvard?« Richard fragte sich, ob er wohl schwerhörig sei.

Schlurfend drehte Halvard, der ältliche Soldat, sich um und legte eine Hand an den Mund.

»Sie ersuchen um eine Audienz, Euer Gnaden«, brüllte er über das Rattern des Zuges hinweg.

Der Earl schob seine dicke Pelzkappe zur Seite und kratzte sich nachdenklich am Kopf. Unter seiner Kappe wurde er kahl. »Tatsächlich? Eine Audienz. Prächtig, prächtig. Wer ist es denn, Halvard?«

Halvard wandte sich ihnen wieder zu. »Er will wissen, wer Ihr seid. Aber bitte faßt Euch kurz.«

»Ich bin Lady Door«, verkündete Door. »Lord Portico war mein Vater.«

Die Miene des Earl hellte sich auf, als er das hörte; er beugte sich vor und spähte mit seinem gesunden Auge durch den Qualm. »Hat sie gesagt, sie sei Porticos Ältteste?« fragte er den Narren.

»Jawohl, Euer Gnaden.«

Der Earl winkte Door zu sich. »Kommt her«, sagte er. »Kommt-kommt-kommt. Laßt mich Euch anschauen.« Sie ging den Waggon entlang und griff beim Gehen, um nicht umzufallen, nach den dicken Seilenden, die von der Decke hingen. Als sie vor dem hölzernen Sessel des Earl stand,

knickste sie. Er kratzte sich am Bart und starrte sie an.

»Wir waren alle sehr bestürzt, als wir von Eures Vaters unglücklichem -«, sagte der Earl und unterbrach sich dann und sagte: »Tja, Eure ganze Familie, das war ein -«, und seine Stimme erstarb, und er sagte: »Ihr müßt nämlich wissen, ich hegte die wärmsten Gefühle für ihn, hatte schließlich geschäftlich recht viel mit ihm zu tun ... Der gute alte Portico ... voller Ideen ...« Er hielt inne. Dann tippte er dem Narr auf die Schulter und flüsterte mit seinem sonoren Organ, laut genug, daß es trotz des Zuglärms gut zu hören war:

»Geh und mach Witze, Tooley. Verdien dir dein Brot.«

Der Narr torkelte den Gang entlang und schnitt dabei arthritische Grimassen. Vor Richard blieb er stehen.

»Und wer mögt Ihr wohl sein?« fragte er.

»Ich?« sagte Richard. »Ahm. Ich? Mein Name? Ich heiße Richard. Richard Mayhew.«

»*Mayhew?*« kiekste der Narr, wobei er auf ältliche, ziemlich theatralische Weise Richards schottischen Akzent nachahmte. »*Mayhew?* Oho! 's ist kein Mann, 's ist ein Mondkalb im Kilt!«

Die Höflinge kicherten zurückhaltend.

»Und ich«, erklärte de Carabas dem Narren mit einem blendenden Lächeln, »bin der Marquis de Carabas.«

Der Narr blinzelte.

»De Carabas, der Dieb?« fragte er. »De Carabas, der Leichenräuber? De Carabas, der Verräter?« Er wandte sich zu den umstehenden Höflingen. »Aber das kann nicht de Carabas sein! Wie denn? De Carabas ist schon vor langer Zeit aus dem Umfeld des Earl verbannt worden. Vielleicht ist es statt dessen ein echter *Schweinehund*.«

Die Höflinge kicherten, diesmal unbehaglich, und ein leises Rauschen nervöser Gespräche setzte ein. Der Earl sagte

nichts, doch seine Lippen waren fest zusammengepreßt, und er hatte zu zittern begonnen.

»Ich heiße Hunter«, sagte Hunter zu dem Hofnarren.

Da waren die Höflinge still. Der Narr öffnete den Mund, als ob er etwas sagen wollte, und dann sah er sie an, und dann schloß er seinen Mund wieder.

Der Anflug eines Lächelns umspielte Hunters wohlgeformte Lippen. »Na los«, forderte sie ihn auf. »Sag etwas Lustiges.«

Der Narr starrte die abgeknickten Spitzen seiner Schuhe an. Dann murmelte er: »Mein Hund hat keine Nase.«

Der Earl hatte den Marquis de Carabas wie eine langsam brennende Zündschnur angestarrt, mit einem hervorquellenden Auge und weißen Lippen. Offenbar traute er seinen Augen und Ohren nicht. Dann explodierte er: Er sprang auf, ein graubrtiger Vulkan, ein ltlicher Berserker. Sein Kopf streifte das Waggon-dach. Er zeigte auf den Marquis und brüllte speichelnd: »Das lasse ich mir nicht gefallen, das nicht! Er soll vortreten!«

Halvard drohte dem Marquis mit seinem kümmerlichen Speer, und dieser schlenderte zum Vorderende des Zuges, bis er neben Door vor dem Thron des Earl stand. Ein Knurren entrang sich der Kehle des Wolfshunds.

»Ihr«, sagte der Earl und stach mit einem bebenden Finger in die Luft. »Ich kenne Euch, de Carabas. Ich habe nichts vergessen. Ich bin vielleicht alt, aber ich habe nichts vergessen.«

Der Marquis verneigte sich.

»Darf ich Euer Gnaden erinnern«, sagte er liebenswürdig, »daß wir ein Abkommen hatten? Ich habe die Friedensverhandlungen zwischen Eurem Volk und dem Raven's Court geführt. Und im Gegenzug willigtet Ihr ein, mir einen kleinen Gefallen zu tun.«

*Also gibt es wirklich einen Raven's Court*, dachte Richard.

Er fragte sich, wie es da wohl zugehen mochte.

»Einen kleinen Gefallen?« fragte der Earl. Er wurde rot wie eine Tomate. »So nennt Ihr das also? Durch Eure Dummheit hatte ich auf dem Rückzug aus White City den Verlust von einem Dutzend Männer zu beklagen. Ich selbst habe ein Auge verloren.«

»Und wenn es gestattet ist, Euer Ehren«, sagte der Marquis würdevoll, »möchte ich die Gelegenheit nutzen, Euch zu sagen, daß diese Augenklappe Euch vorzüglich steht. Euer Antlitz kommt dadurch erst richtig zur Geltung.«

»Ich habe gelobt ...«, wettete der Earl, und seine Barthaare sträubten sich, »ich habe gelobt ... wenn Ihr jemals wieder mein Reich betretet, dann werde ich ...«, seine Stimme erstarb. Er schüttelte den Kopf. Fuhr fort. »Es wird mir schon wieder einfallen. Ich vergesse nichts.«

»Er ist also vielleicht nicht *allzu* erfreut, Sie zu sehen?« flüsterte Door de Carabas zu.

»Na ja, ist er ja auch nicht«, murmelte er zurück.

Door trat noch einmal vor. »Euer Gnaden«, sagte sie laut und deutlich, »de Carabas ist hier als mein Gast und mein Begleiter. Um all der Verbundenheit willen, die zwischen Eurer und meiner Familie geherrscht hat, um der Freundschaft zwischen meinem Vater und -«

»Er hat meine Gastfreundschaft mißbraucht«, dröhnte der Earl. »Ich habe gelobt ... wenn er je wieder mein Reich betritt, lasse ich ihn ausweiden und räuchern ... wie ... wie etwas, das man üblicherweise erst, ähm, ausweidet, und dann, äh, räuchert, ähm ...«

»Vielleicht - ein Bückling, Mylord?« schlug der Hofnarr vor.

Der Earl zuckte mit den Schultern. »Es ist nicht von Bedeu-

tung. Wachen, ergreift ihn.«

Das taten sie. Die Wachen waren zwar beide schon jenseits der Sechzig, doch als sie mit der Armbrust auf den Marquis zielten, zitterten ihre Hände nicht, weder vor Alter noch vor Angst.

Richard sah Hunter an. Sie wirkte völlig gelassen: Sie betrachtete die Szene beinahe amüsiert, wie ein Theaterstück, das ihr zuliebe aufgeführt wurde.

Door verschränkte die Arme und reckte sich, legte den Kopf zurück und hob ihr spitzes Kinn. Jetzt sah sie nicht mehr so sehr wie ein zerlumpter Straßenkobold aus, sondern eher wie jemand, der es gewohnt ist, sich durchzusetzen. Die seltsam gefärbten Augen blitzten. »Euer Gnaden, der Marquis begleitet mich auf meiner Suche. Unsere Familien sind seit langem befreundet -«

»Ja. Das stimmt«, unterbrach sie der Earl zuvorkommend. »Hunderte von Jahren. Hunderte und Aberhunderte. Ich kannte schon Euren Großvater. Ein komischer alter Kauz. Bißchen undurchsichtig.«

»Aber ich muß Euch sagen, daß ich in einem gewaltsamen Vorgehen gegen meinen Begleiter einen Angriff auf mich und mein Haus sehe.« Das Mädchen starrte zu dem alten Mann empört, der über ihm in die Höhe ragte. Einen Moment lang standen sie stocksteif da. Er zupfte erregt an seinem rotgrauen Bart. Dann schob er die Unterlippe vor wie ein kleines Kind. »Ich will ihn hier nicht haben«, sagte er.

Der Marquis zog die goldene Taschenuhr hervor, die er in Porticos Arbeitszimmer gefunden hatte. Lässig warf er einen Blick darauf. Dann wandte er sich an Door, als ob nichts geschehen wäre. »Mylady«, sagte er, »offenbar bin ich Ihnen eher von Nutzen, wenn ich diesen Zug verlasse. Außerdem

muß ich noch andere Avenuen erkunden.«

»Nein«, sagte sie. »Wenn Sie gehen, gehen wir alle.«

»Lieber nicht«, sagte der Marquis. »Hunter wird sich um Sie kümmern, solange Sie sich in Unter-London aufhalten. Wir treffen uns auf dem nächsten Markt. Machen Sie in der Zwischenzeit keine Dummheiten.«

Der Zug hielt an einer Haltestelle.

Door fixierte den Earl: riesige, seltsam gefärbte Augen in einem blassen, herzförmigen Gesicht: »Werdet Ihr ihn in Frieden gehen lassen, Euer Gnaden?« fragte sie.

Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, rieb sich das gesunde Auge und seine Augenklappe und sah sie dann wieder an.

»Hauptsache, er geht«, sagte der Earl. »Das nächste Mal...«, er fuhr sich mit einem dicken alten Finger über den Adamsapfel, »... Bückling.«

»Ich finde allein hinaus«, sagte der Marquis zu den Wachen und ging auf die offene Tür zu.

Halvard hob seine Armbrust und zielte auf den Rücken des Marquis. Hunter streckte die Hand aus und drückte das Ende der Armbrust wieder in Richtung Fußboden.

Der Marquis trat auf den Bahnsteig, drehte sich um und winkte ihnen zum Abschied ironisch zu. Zischend schloß sich die Tür hinter ihm.

Der Earl setzte sich in seinen riesigen Sessel am Ende des Waggons. Er sagte nichts.

Der Zug ratterte und schlingerte durch den dunklen Tunnel. »Wo sind bloß meine Manieren?« murmelte der Earl vor sich hin. Er schaute sie mit einem weitaufgerissenen Auge an. Dann sagte er es noch einmal, mit einem verzweifelten Dröhnen in der Stimme, das Richard wie den Beat einer Bass-drum im Magen

spürte. »WO SIND BLOSS MEINE MANIEREN?«

Er winkte einen der ältlichen Ritter zu sich. »Sie werden hungrig sein nach der Reise, Dagvard. Und auch durstig, möcht' ich meinen.«

»Ja, Euer Gnaden.«

»Haltet den Zug an!« rief der Earl.

Die Türen öffneten sich zischend, und Dagvard trippelte eilig auf einen Bahnsteig hinaus.

Richard beobachtete die Menschen dort draußen. Niemand kam in ihren Wagen. Niemand schien etwas Ungewöhnliches zu bemerken.

Dagvard ging zu einem Süßigkeitenautomaten. Er nahm den Helm ab. Dann klopfte er mit einem Kettenhandschuh seitlich an den Automaten.

»Befehl vom Earl«, sagte er. »Schokolade.«

Es ratschte und surrte tief in den Eingeweiden der Maschine, und sie begann, Dutzende Trauben-Nuß-Schokoriegel auszuspucken, einen nach dem anderen. Dagvard fing sie in seinem Metallhelm auf.

Die Türen begannen sich zu schließen. Halvard steckte den Griff seiner Pike dazwischen, und sie öffneten sich und begannen, sich immer wieder zu öffnen und zu schließen und dabei gegen den Pikengriff zu knallen.

»*Bitte bleiben Sie von den Türen zurück*«, sagte eine Lautsprecherstimme. »*Der Zug kann erst abfahren, wenn alle Türen geschlossen sind.*«

Der Earl glotzte Doorn mit seinem gesunden Auge schief an.

»Nun. Was bringt Euch zu mir?«

Sie leckte sich die Lippen. »Also, indirekt, Euer Gnaden, der Tod meines Vaters. «

Er nickte langsam. »Ja. Ihr wollt Rache. Und das zu Recht.«

Er hustete und rezitierte dann in einem basso profundo:

*»Bietet blitzenden Klingen die Stirn, laßt aufleuchten das wilde Feuer, senkt das eiserne Schwert ins verhaßte Herz, glutrot das ... das ... Dingsda. Ja.«*

»Rache? Ja. Das hat mein Vater auch gesagt. Aber ich will nur verstehen, was passiert ist, und mich selbst schützen. Meine Familie hatte keine Feinde.«

Da torkelte Dagvard wieder in den Zug, den Helm voller Schokoriegel und Coladosen; die Türen konnten sich schließen, und der Zug fuhr wieder los.



Der Mantel war über und über mit Münzen und Scheinen bedeckt - und Schuhen. Schuhen an Füßen, die die Münzen traten, die Banknoten beschmierten und zerrissen und den Mantelstoff zerfetzten. Geld wie Dreck.

»Laßt mich in Ruh'«, bettelte Lear. Er stand mit dem Rücken an der Wand der Unterführung. Blut lief über sein Gesicht und tropfte hellrot in seinen Bart. Sein Saxophon hing schlaff und verdreht auf seiner Brust.

Er war von einer kleinen Menschenmenge umringt - mehr als zwanzig, weniger als fünfzig. Alle drängelten und schubsten, ein hirnloser Mob, die Augen leer und starr, der, verzweifelt um sich schlagend und kratzend, versuchte, Lear Geld zu geben.

An der gekachelten Wand war Blut, dort, wo Lear sich den Kopf aufgeschlagen hatte. Armrudernd wehrte er eine Frau mittleren Alters ab, die ihm mit weit geöffneter Handtasche eine Faust voll Fünf-Pfund-Noten entgegenstieß. In ihrem Eifer, ihm ihr Geld zu geben, drohte sie ihm das Gesicht zu zerkratzen. Er wand sich, um ihr auszuweichen, und stürzte auf den Tunnel-



boden.

Jemand trat auf seine Hand. Sein Gesicht wurde in eine Brühe von Kleingeld gestoßen. Er begann zu schluchzen und zu fluchen.

»Ich hab' Ihnen doch gesagt, Sie sollend nicht übertreiben«, sagte dicht neben ihm eine elegante Stimme. »Wie ungezogen.«

»Helfen Sie mir«, keuchte Lear.

»Nun ja, es *gibt* tatsächlich einen Gegenzauber«, gestand die Stimme beinahe widerstrebend.

Die Menge drängelte sich jetzt noch näher heran. Ein Fünzig-Pence-Stück, das jemand geworfen hatte, schlitzte Lear die Wange auf. Er rollte sich wie ein Fötus zu einer Kugel zusammen, schlang die Arme um sich, vergrub sein Gesicht zwischen den Knien.

»Spielen Sie es, verdammt noch mal«, sagte er. »Egal, was Sie wollen ... Machen Sie bloß, daß sie aufhören ...«

Eine Flöte begann leise zu spielen und hallte durch die Unterführung. Eine einfache Melodielinie, immer wieder von vorn, jedesmal ein wenig anders: die de-Carabas-Variationen.

Die Schritte entfernten sich. Erst schlurfend, dann immer schneller: Bald waren sie fort. Lear öffnete die Augen.

Der Marquis de Carabas lehnte an der Wand und spielte auf |der Flöte. Als er sah, daß Lear ihn anschaute, setzte er die Flöte ab und steckte sie wieder in eine Innentasche. Er warf Lear ein spitzengesäumtes Taschentuch aus geflicktem Leinen zu. Lear wischte sich das Blut von der Stirn und aus dem Gesicht.

»Die hätten mich umgebracht«, sagte er vorwurfsvoll.

»Ich *habe* Sie gewarnt«, sagte de Carabas. »Sie können von Glück sagen, daß ich auf dem Rückweg wieder hier entlang-gekommen bin.«

Er half Lear, sich aufzusetzen.

»Also«, sagte de Carabas. »Ich glaube, jetzt schulden Sie mir noch einen Gefallen.«

Lear hob seinen Mantel - zerrissen und schlammverschmutzt und von den Abdrücken vieler Füße gezeichnet - vom Boden der Unterführung. Plötzlich war ihm sehr kalt, und er wickelte sich den zerfetzten Mantel um die Schultern. Münzen fielen heraus, und Scheine flatterten zu Boden. Er ließ sie liegen.

»Hab' ich wirklich Glück gehabt? Oder haben Sie mich reingelegt?«

Der Marquis sah beinahe beleidigt aus. »Wie können Sie nur so etwas von mir denken?«

»Weil ich Sie kenne. Deshalb. Also - was ist es diesmal? Diebstahl? Brandstiftung? Mord?« Lear klang resigniert und ein wenig traurig.

De Carabas griff hinunter und nahm sein Taschentuch wieder an sich. »Diebstahl, fürchte ich«, sagte er. »Ich brauche zufällig ganz dringend eine Skulptur aus der T'ang-Dynastie.«

Lear schauderte. Dann nickte er langsam.



Richard wurde ein Cadbury's-Trauben-Nuß-Schokoriegel in Automatengröße gereicht und ein großer Silberpokal, der am Rand mit Steinen verziert war, die Richard für Saphire hielt. Der Pokal war mit Coca-Cola gefüllt.

»Ich möchte einen Toast auf unsere Gäste ausbringen«, sagte Tooley, der ältere Hofnarr. »Ein Kind, ein Bravo, ein Trottel. Mögen sie alle bekommen, was sie verdienen.«

»Welcher bin ich?« flüsterte Richard Hunter zu.

»Der Trottel natürlich«, flüsterte sie zurück.

»Früher«, sagte Halvard trübsinnig, nachdem er an seiner

Cola genippt hatte, »gab es noch Wein. Wein mag ich lieber. Er ist nicht so klebrig.«

»Geben Ihnen alle Automaten die Sachen einfach so heraus?« fragte Richard.

»Aber ja«, sagte der alte Mann. »Sie gehorchen dem Earl, müßt Ihr wissen. Er regiert den Untergrund. Den Untergrund der Züge. Er ist der Herrscher der Central, der Circle, der Jubilee, der Victorious, der Bakerloo - tja, er ist der Herrscher aller Linien bis auf die Underside Line.«

»Was ist die Underside Line?« fragte Richard.

Halvard schüttelte den Kopf und schürzte die Lippen.

Hunter berührte Richards Schulter mit den Fingern. »Wissten Sie noch, was ich Ihnen über die Schäfer in Shepherd's Bush gesagt habe?«

»Sie sagten, ich sollte sie lieber nicht kennenlernen und keine Fragen stellen.«

»Gut«, sagte sie. »Jetzt können Sie auch die Underside Line auf die Liste der Dinge setzen, über die Sie besser nichts wissen.«

Door kam vom anderen Ende des Wagens zu ihnen zurück.

Sie lächelte. »Er hat sich bereit erklärt, uns zu helfen«, sagte sie. »Kommt. Er wartet in der Bibliothek auf uns.«

Richard war beinahe stolz darauf, daß er nicht fragte: »Was für eine Bibliothek?« oder darauf hinwies, daß man in einem Zug keine Bibliothek einrichten könne. Statt dessen folgte er Door zum leeren Thron des Earl, darum herum und durch die Verbindungstür dahinter in die Bibliothek.

Es war ein riesiger steinerner Raum mit einer hohen Decke.

An jeder Wand waren Regale angebracht. Die Regale waren voll: auch mit Büchern, ja. Doch es befanden sich Unmengen von anderen Dingen darin: Tennisschläger, Hockeyschläger,

Regenschirme, ein Spaten, ein Notebook-Computer, ein Holzbein, mehrere Becher, Dutzende von Schuhen, Ferngläser, ein kleines Holzschicht, sechs Handpuppen, eine Lavalampe, mehrere CDs, Schallplatten (LPs, Singles und 78er), Kassetten und Achtspurbänder, Würfel, Spielzeugautos, Gebisse, Armbanduhr, Taschenlampen, vier Gartenzwerge in verschiedenen Größen (zwei Angler, einer davon mit heruntergelassenen Hosen), stapelweise Zeitungen, Magazine, dreibeinige Schemel, eine Kiste Zigarren, ein Plastikschäferhund mit nickendem Kopf, Socken ... Der Raum war ein kleines Imperium von Fundsachen.

»Das ist sein wahres Reich«, murmelte Hunter. »Verlorenes. Vergessenes.«

Fenster waren in die Steinwand eingelassen. Durch sie hindurch konnte Richard die ratternde Finsternis und die vorbeifliegenden Lichter der U-Bahn-Tunnel sehen.

Der Earl saß mit gespreizten Beinen auf dem Boden, tätschelte den Wolfshund und kraulte ihn unter dem Kinn. Der Hofnarr stand neben ihm und sah verlegen aus. Der Earl rappelte sich auf, als er ihrer ansichtig wurde. Seine Stirn legte sich in Falten.

»Ah. Da seid Ihr ja. Also, ich habe Euch doch aus einem bestimmten Grund hergebeten, es fällt mir gleich ein ...« Er zupfte an seinem rotgrauen Bart, eine winzige Geste für so einen großen Mann.

»Der Engel Islington, Euer Gnaden«, sagte Door höflich.

»Ach ja. Euer Vater hatte eine Menge Ideen, wißt Ihr. Hat mich nach meiner Meinung gefragt. Ich mißtraue Veränderungen. Deshalb habe ich ihn zu Islington geschickt.« Er hielt inne. Blinzelte mit seinem einen Auge. »Habe ich Euch das schon erzählt?«

»Ja, Euer Gnaden. Und wie kommen *wir* zu Islington?«

Er nickte, als hätte sie etwas Bedeutungsvolles gesagt. »Nur einmal auf dem schnellen Weg. Danach muß man den langen Weg nehmen. Gefährlich.«

Door fragte geduldig: »Und wie geht der schnelle Weg?«

»Nein, nein. Dafür muß man ein Öffner sein. Taugt nur für Porticos Familie.« Er legte ihr eine riesige Hand auf die Schulter. Dann glitt seine Hand zu ihrer Wange hinauf. »Besser für Euch, Ihr bleibt hier bei mir. Einem alten Mann nachts ein bißchen Wärme spenden, he?« Er glotzte sie lüstern an und berührte ihr wirres Haar mit seinen alten Fingern. Hunter trat einen Schritt auf Door zu. Door machte ihr ein Zeichen: *Nein. Noch nicht.*

Door sah zu dem Earl auf und sagte: »Euer Gnaden, ich bin Porticos älteste Tochter. Wie komme ich zum Engel Islington?«

Richard staunte, wie Door angesichts des offenbar aussichtslosen Kampfes des Earl gegen den Zahn der Zeit die Ruhe bewahren konnte.

Der Earl blinzelte würdevoll mit seinem einzelnen Auge: ein alter Raubvogel, den Kopf zur Seite gelegt. Dann nahm er seine Hand von ihrem Haar.

»Das seid Ihr. Das seid Ihr. Porticos Tochter. Wie geht es Eurem geschätzten Vater? Ich hoffe, gut. Ein feiner Mann. Guter Mann.«

»Wie kommen wir zum Engel Islington«, fragte Door, doch ihre Stimme zitterte leicht.

»Hmm? Mit dem Angelus natürlich.«

Richard ertappte sich dabei, wie er sich den Earl vor sechzig, achtzig, fünfhundert Jahren vorstellte: ein mächtiger Krieger, ein raffinierter Stratege, ein großer Frauenliebhaber, ein guter Freund, ein schrecklicher Feind. Irgendwo da drinnen

war noch etwas von diesem Mann übrig.

Der Earl hantierte auf den Regalen herum, schob Stifte und Pfeifen und Blasrohre, kleine Gargoyles und tote Blätter hin und her. Dann griff er wie eine alternde Katze, die zufällig über eine Maus stolpert, nach einer kleinen zusammengerollten Schriftrolle und reichte sie dem Mädchen.

»Hier, Mädels«, sagte der Earl. »Da steht alles drin. Wir sollten Euch wohl lieber an der richtigen Stelle absetzen.«

»Sie setzen uns ab?« fragte Richard. »Mit einem Zug?«

Der Earl blickte sich nach der Quelle dieser Geräusche um, bis sein Blick auf Richard fiel. Er lächelte strahlend. »Ach, das ist nicht der Rede wert«, dröhnte er. »Für Porticos Tochter tu' ich doch alles.«

Triumphierend umklammerte Door die Schriftrolle.

Richard spürte, wie der Zug abbremste, und er und Door und Hunter wurden aus dem steinernen Zimmer zurück in den Waggon geführt.

Richard schaute auf den Bahnsteig hinaus, während sie langsamer wurden.

»Verzeihung. Welche Haltestelle ist das hier?« fragte er.

Der Zug hielt vor einem der Schilder: BRITISH MUSEUM stand darauf. Irgendwie war das zuviel des Guten. Das Wesen im U-Bahn-Schacht, den Earl's Court und sogar die seltsame Bibliothek konnte er akzeptieren. Aber, verdammt noch mal, mit dem U-Bahn-Plan kannte er sich wirklich aus.

Und das hier ging zu weit. »Es gibt keine Haltestelle namens British Museum«, sagte Richard mit fester Stimme.

»Nein?« dröhnte der Earl. »Dann, hmm, müßt Ihr beim Aussteigen sehr vorsichtig sein.« Und er lachte vergnügt und tippte seinem Narren auf die Schulter. »Hast du das gehört, Tooley? Ich bin ebenso komisch wie du.«

Der Narr lächelte das trostloseste Lächeln, das man je gesehen hat. »Mir bersten die Seiten, mir brechen die Rippen, meine Heiterkeit ist unermesslich, Euer Gnaden«, sagte er.

Die Türen öffneten sich zischend.

Door lächelte zu dem Earl empor. »Danke«, sagte sie.

»Fort mit Euch«, erwiderte der riesige alte Mann und scheuchte Door und Richard und Hunter aus dem warmen, verrauchten Waggon auf den leeren Bahnsteig. Und dann schlossen sich die Türen, und der Zug fuhr ab, und Richard ertappte sich dabei, wie er ein Schild anstarrte, das, egal, wie oft er blinzelte - sogar, wenn er weg- und ganz plötzlich wieder hinschaute, um es auf frischer Tat zu ertappen – eigen-sinnig dabei blieb:

BRITISH MUSEUM.

## *Kapitel Acht*

Es war früh am Abend, und der wolkenlose Himmel wechselte seine Farbe von Königsblau zu einem tiefen Violett, mit einem Fleckchen Feuerorangerot und Limonengrün im Westen über Kensington, wo, jedenfalls von Old Baileys Standort aus gesehen, die Sonne gerade prachtvoll untergegangen war.

Himmel. Keiner wie der andere. Weder bei Tag noch bei Nacht. In Himmelsdingen war er so etwas wie ein Connaisseur, der alte Bailey, und dieser hier war ganz besonders gelungen.

Old Bailey hatte sein Zelt für die Nacht auf einem Dach gegenüber von St. Paul's Cathedral aufgeschlagen, im Zentrum der City of London. Er mochte die Kathedrale, wenigstens sie hatte sich in den letzten dreihundert Jahren kaum verändert. Sie war aus weißem Portland-Stein gebaut, der durch den Ruß und Schmutz in der verqualmten Londoner Luft langsam schwarz geworden war, und jetzt war sie gereinigt worden und wieder weiß. Aber sie war immer noch St. Paul's.

Er bezweifelte, daß auch die restliche City of London immer noch die alte war: Er lugte über das Dach, wandte den Blick von seinem geliebten Himmel ab und starrte hinunter auf die natriumbeleuchtete Straße. Er sah Überwachungskameras an einer Wand, ein paar Autos und einen späten Büroangestellten, der eine Tür abschloß und dann zur U-Bahn ging.

*Brrr.* Allein der Gedanke daran, sich unter die Erde zu begeben, ließ Old Bailey schauern. Er war ein Dachmann, und darauf war er stolz; dem Erdboden war er schon vor langer Zeit entflohen ...

Old Bailey erinnerte sich noch an Zeiten, als die Menschen noch hier in der City *lebten*, anstatt nur zu arbeiten; lebten



und liebten und lachten, Häuser bauten, die sich eins ans andere lehnten, jedes voller Menschen. Tja, der Lärm und der Dreck und der Gestank und die Lieder aus der Gasse gegenüber (die damals Shitten Alley, vollgeschissene Gasse, hieß) waren zu ihrer Zeit legendär.

Jetzt lebte niemand mehr in der City. Sie war ein kaltes und freudloses Büroviertel geworden: Tagsüber arbeiteten die Menschen hier, und abends fuhren sie irgendwohin nach Hause. Die City war kein Ort zum Leben mehr. Er vermißte sogar den Gestank.

Das letzte Fleckchen Orange wurde zu einem nächtlichen Blaurot.

Er deckte die Käfige zu, damit die Vögel eine Mütze voll Schlaf nehmen konnten. Sie murrten und schlummerten dann ein.

Old Bailey kratzte sich an der Nase, ging dann in sein Zelt und holte einen rußgeschwärzten Kochtopf, Wasser, ein paar Karotten und Kartoffeln, Salz und zwei tote, gerupfte Stare heraus.

Er ging aufs Dach hinaus, machte in einer rußigen Kaffeebüchse ein kleines Feuer und setzte gerade seinen Eintopf auf, als ihm bewußt wurde, daß ihn jemand aus dem Schatten neben einem Schornstein heraus beobachtete.

Er nahm seine Röstgabel und gestikulierte damit drohend in Richtung Schornstein. »Wer ist da?«

Der Marquis de Carabas trat aus dem Schatten, verneigte sich flüchtig und lächelte strahlend. Old Bailey ließ seine Röstgabel sinken. »Ach«, sagte er. »Sie sind's. Nun, was wollen Sie? Informationen? Oder Vögel?«

Der Marquis ging zu ihm, fischte eine rohe Karottenscheibe aus dem Eintopf und zerkaute sie. »Informationen«, sagte er. Old Bailey gluckste. »Hah!« sagte er. »Na, das ist ein Ding,

was?« Dann beugte er sich zu dem Marquis. »Was bekomme ich dafür?«

»Was brauchen Sie?«

»Vielleicht sollte ich das gleiche wie Sie tun. Ich sollte verlangen, daß Sie mir eines Tages einen Gefallen tun müssen. Als Investition.« Old Bailey grinste.

»Das ist auf die Dauer viel zu teuer«, sagte der Marquis humorlos.

Old Bailey nickte. Jetzt, da die Sonne untergegangen war, wurde es sehr schnell sehr kalt.

»Dann eben Schuhe. Und eine Wollmütze.« Er inspizierte seine fingerlosen Handschuhe: Sie bestanden fast nur aus Löchern. »Und neue Handschuhe. Es wird ein hundsgemeiner Winter.«

»Wie Sie wollen. Ich werde Ihnen alles besorgen.« Der Marquis de Carabas steckte seine Hand in eine Innentasche und holte wie ein Zauberkünstler, der plötzlich eine Rose in der Hand hält, die schwarze Tierfigur hervor, die er aus Porticos Arbeitszimmer hatte mitgehen lassen. »Also. Was können Sie mir hierüber sagen?«

Old Bailey setzte seine Brille auf. Er nahm de Carabas den Gegenstand aus der Hand. Er fühlte sich kalt an. Old Bailey setzte sich auf das Gebläse einer Klimaanlage, und dann verkündete er, die Obsidianstatue hin- und herdrehend: »Das ist das Große Ungeheuer von London.«

Der Marquis sagte nichts. Seine Augen flackerten ungeduldig zwischen der Statue und Old Bailey hin und her.

Old Bailey genoß es, den Marquis ein wenig auf die Folter spannen zu können, und fuhr fort: »Also, es heißt, noch vor dem Feuer und der Pest habe ein Metzger unten am Fleet gelebt, und der besaß so eine arme Kreatur, die er für Weihnachten mästen

wollte. (Einige sagten, es sei ein Ferkel, und andere meinten, es sei keins, und dann gab es noch welche, die wußten es gar nicht.) Eines Nachts ist das Tier weggelaufen, hinein ins Fleet, und es verschwand in der Kanalisation. Und es ernährte sich von den Abwässern, und es wuchs und wuchs. Und es wurde immer grausamer und gefährlicher. Von Zeit zu Zeit ließ man es jagen.«

»Es muß doch schon seit dreihundert Jahren tot sein.«

Old Bailey schüttelte den Kopf. »So etwas ist zu böse, um zu sterben. Zu alt und groß und häßlich.«

Der Marquis seufzte. »Ich dachte, das sei bloß eine Legende«, sagte er. »Wie die Alligatoren in der Kanalisation von New York.«

Old Bailey nickte weise: »Was, diese großen weißen Dinger? Die gibt es wirklich da unten. Ein Freund von mir hat durch so eins seinen Kopf verloren.« Kurze Stille. Old Bailey gab dem Marquis die Statue zurück. Dann hob er die Hand und schnappte damit nach de Carabas, als wäre sie ein Krokodilmaul. »War aber nicht so schlimm«, knurrte Old Bailey. »Er hatte noch einen.«

Der Marquis ließ die Statue des Ungeheuers in seinem Mantel verschwinden.

»Warten Sie«, sagte Old Bailey.

Er ging in sein braunes Zelt und kam mit dem silbernen Kästchen wieder heraus, das der Marquis ihm bei ihrem letzten Treffen gegeben hatte. Er streckte es dem Marquis entgegen. »Und was ist hiermit?« fragte er. »Wollen Sie es nicht wieder zurücknehmen? Mich gruselt's, wenn ich es in meiner Nähe habe.«

Der Marquis ging zum Rand des Daches und ließ sich die zweieinhalb Meter bis zum nächsten Gebäude fallen. »Ich nehme es zurück, wenn all dies vorüber ist«, rief er. »Hoffen wir, daß

Sie es nicht benutzen müssen.«

Old Bailey beugte sich vor. »Woher weiß ich denn, daß ich es muß?«

»Das werden Sie schon merken«, rief der Marquis. »Und die Ratten werden Ihnen sagen, was Sie damit anfangen sollen.«

Und damit schwang er sich über den Rand des Daches und glitt, sich an Abflußrohren und Simsens festhaltend, die Wand hinunter.

»Hoffe nur, daß ich es niemals herausfinden muß«, sagte Old Bailey zu sich selbst. Dann kam ihm ein Gedanke.

»Hey!« rief er in die Nacht und die City hinaus. »Denken Sie an die Schuhe und die Handschuhe!«



Die Plakate warben für Horlicks, für Zugreisen ans Meer zum Preis von zwei Schilling, für Bücklinge und Stiefelwichse. Es waren rauchgeschwärzte Überreste der späten zwanziger oder frühen dreißiger Jahre.

Es schien dort vollkommen verlassen zu sein: ein vergessener Ort. »Das *ist* die Haltestelle British Museum«, gab Richard zu. »Aber ... aber es hat nie eine Haltestelle British Museum *gegeben*. Das ist doch alles nicht wahr.«

»Sie wurde 1933 geschlossen und versiegelt«, sagte Door.

»Wie bizarr«, sagte Richard. Es war, als mache er einen Spaziergang mitten durch die Geschichte. Er hörte Züge durch nahegelegene Tunnel hallen, spürte den Luftzug, wenn sie vorbeifuhren. »Gibt es viele solche Haltestellen?«

»Ungefähr fünfzig«, sagte Hunter. »Man kommt allerdings nicht in alle hinein. Nicht einmal wir.«

Etwas bewegte sich im Schatten am Rande des Bahnsteigs.

»Hallo«, sagte Door fröhlich. »Bin ich froh, daß *du* nicht auch tot bist.«

Richard rückte näher. »Ahm, Door. Könntest du der Ratte etwas für mich sagen?«

Die Ratte wandte ihm den Kopf zu.

»Miss Whiskers sagt, wenn du ihr etwas sagen willst, kannst du es selbst tun«, sagte Door.

»Miss Whiskers?«

Door zuckte mit den Schultern. »Das ist eine wörtliche Übersetzung. Auf Rattisch klingt es besser.«

Daran hatte Richard keine Zweifel. »Ähm. Hallo ... Miss Whiskers ... Hör mal es gab da jemanden von euren Rattensprecherleuten, ein Mädchen namens Anaesthesia. Sie hat mich zum Markt gebracht. Wir sind über diese Brücke im Dunkeln gegangen, und sie hat es einfach nicht bis auf die andere Seite geschafft.«

Die Ratte unterbrach ihn mit einem scharfen *Qiek*. Door begann stockend zu sprechen, wie eine Simultandolmetscherin. »Sie sagt ... die Ratten geben dir nicht die Schuld für das Unglück. Die Nacht hat sich ... hmm ... deine Führerin als Tribut genommen.«

»Aber -«

Die Ratte quiekte wieder. »Manchmal kommen sie zurück ...« sagte Door. »Und sie hat deine Besorgnis zur Kenntnis genommen ... und dankt dir dafür.«

Die Ratte nickte Richard zu, blinzelte mit ihren perlen-schwarzen Augen, sprang dann auf den Boden und huschte zurück in die Finsternis.

»Nette Ratte«, sagte Door. Ihr Laune hatte sich merklich verbessert, seit sie im Besitz der Schriftrolle war. »Dort oben«, fuhr sie fort und deutete auf einen Türbogen, der wie unüber-

windlich durch eine Eisentür versperrt wurde.

Sie gingen hinüber. Richard drückte gegen das Metall. Es war von der anderen Seite verriegelt.

»Sieht aus, als wäre sie versiegelt«, sagte Richard. »Dafür brauchen wir Spezialwerkzeug.«

Door lächelte plötzlich; ihr Gesicht sah wie erleuchtet aus.

Einen Moment lang war ihr Koboldgesicht richtig schön.

»Richard«, sagte sie. »Meine Familie. Wir sind Öffner. Das ist unsere besondere Begabung. Schau her ...« Sie streckte eine schmutzige Hand aus und berührte die Tür. Einen langen Moment lang passierte nichts, dann krachte es auf der anderen Seite der Tür laut, und auf ihrer Seite war ein Scheppern zu hören. Door stieß gegen die Tür, und mit einem schrillen Quietschen der verrosteten Türangeln ging sie auf.

Door stellte den Kragen ihrer Lederjacke hoch und steckte die Hände tief in die Taschen. Hunter leuchtete mit ihrer Taschenlampe in die Schwärze jenseits der Tür: eine steinerne Treppe, die hinauf ins Dunkel führte.

»Hunter. Können Sie als letzte gehen?« fragte Door. »Ich marschiere voran. Richard kommt in die Mitte.«

Sie stieg ein paar Stufen empor. Hunter blieb, wo sie war. »Lady?« fragte sie. »Gehen Sie nach Ober-London?«

»Richtig«, sagte Door. »Wir gehen ins British Museum.«

Hunter biß sich auf die Unterlippe. Dann schüttelte sie den Kopf. »Ich muß in Unter-London bleiben«, sagte sie. Ihre Stimme bebte leicht.

Richard stellte fest, daß er bei Hunter, die sonst ausschließlich mühelose Überlegenheit und gelegentlich nachsichtige Belustigung zur Schau trug, gerade zum ersten Mal so etwas wie eine Gefühlsregung bemerkte.

»Hunter«, sagte Door. »Sie sind meine Leibwächterin.«

Hunter war die Sache offenbar unangenehm. »Ich bin in Unter-London Ihre Leibwächterin«, sagte sie. »Nach Ober-London kann ich nicht mitkommen.«

»Aber das müssen Sie.«

»Mylady. Ich kann nicht. Ich dachte, das hätten Sie begriffen. Der Marquis weiß schließlich Bescheid.«

*Hunter wird auf Sie aufpassen, solange Sie sich in Unter-London aufhalten*, dachte Richard. *Ja.*

»Nein«, sagte Door, das spitze Kinn vorgeschoben, die seltsam gefärbten Augen verengt. »Ich begreife nicht. Was ist es?« fügte sie spöttisch hinzu. »Irgendein Fluch oder so etwas?«

Hunter zögerte, leckte sich die Lippen und nickte dann. Es war, als gäbe sie zu, an einer gesellschaftlich verpönten Krankheit zu leiden.

»Hören Sie zu, Hunter«, hörte Richard seine eigene Stimme sagen, »seien Sie doch nicht dumm.«

Einen Moment lang glaubte er, sie würde ihn schlagen, was schlimm gewesen wäre, oder sogar zu weinen anfangen, was noch sehr viel schlimmer gewesen wäre. Dann holte sie tief Luft und sagte in gemessenem Tonfall: »Ich werde an Ihrer Seite sein, wenn Sie sich in Unter-London aufhalten, und ich werde Ihren Leib vor allem erdenklichen Übel beschützen. Aber verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen nach Ober-London folge. Das kann ich nicht.«

Sie verschränkte die Arme unter ihren Brüsten, stemmte die Beine leicht gegrätscht auf den Boden und sah - Unterwelt hin oder her - aus wie das unverrückbare Standbild einer Frau, die nirgendwo hingehet, aus Messing und Bronze und Karamel gegossen.

»Na gut«, sagte Door. »Komm, Richard.« Und sie stieg weiter die Stufen empor.

»Hör mal«, sagte Richard. »Warum bleiben wir nicht hier unten? Wir können den Marquis holen und dann alle zusammen losziehen, und -« Door verschwand in der Dunkelheit über ihm. Hunter stand wie angewurzelt am Fuß der Treppe.

»Ich werde hier warten, bis sie zurückkommt«, sagte Hunter zu ihm. »Sie können gehen oder bleiben, ganz wie Sie wollen.«

Richard jagte im Dunkeln die Stufen hoch, so schnell er konnte. Bald sah er Doors Lampe über sich leuchten. »Warte!« keuchte er. »Bitte!«

Sie blieb stehen und wartete darauf, daß er sie einholte. Und dann, als er sie eingeholt hatte und neben ihr auf einem Treppenabsatz stand, der so klein war, daß man Platzangst bekam, wartete sie, bis er wieder zu Atem kam.

»Du kannst doch nicht einfach so weglaufen«, sagte Richard.

Door sagte nichts; ihre Lippen wurden etwas schmaler; ihr Kinn hob sich fast unmerklich.

»Sie ist deine Leibwächterin!« sagte Richard.

Door begann, die nächste Treppe hinaufzusteigen. Richard folgte ihr. »Wir sind schließlich bald wieder zurück«, sagte Door. »Dann kann sie mich weiter bewachen.«

Die Luft war dick, feucht, erdrückend. Richard fragte sich, wie man wohl ohne einen Kanarienvogel herausfand, ob die Luft giftig ist oder nicht, und begnügte sich damit zu hoffen, daß sie es nicht sei. »Ich glaube, der Marquis wußte wahrscheinlich wirklich Bescheid. Über ihren Fluch, oder was immer es ist«, sagte er.

»Ja«, sagte sie. »Das nehme ich auch an.«

»Er ...«, begann Richard. »Der Marquis. Also, weißt du, um ehrlich zu sein, kommt er mir ein klein bißchen windig vor.«

Door blieb stehen. Die Stufen endeten an einer schroffen



Backsteinmauer. »Hm. Er ist ebenso ein klein bißchen windig, wie Ratten ein klein bißchen Fell am ganzen Körper haben.«

»Warum hast du dann ausgerechnet ihn um Hilfe gebeten? Gab es denn niemand anderen, zu dem du mich hättest schicken können?«

»Darüber reden wir später.« Sie öffnete die Schriftrolle, die ihr der Earl gegeben hatte, überflog die altertümliche Handschrift und rollte sie wieder zusammen. »Wir werden es schon schaffen«, sagte sie entschlossen. »Es steht alles hier drin. Wir müssen nur ins British Museum kommen. Da suchen wir den Angelus, und dann gehen wir wieder. Ganz einfach. Nichts dabei. Kinderleicht. Mach die Augen zu.«

Richard schloß gehorsam die Augen.

»Nichts dabei«, wiederholte er. »Wenn das jemand im Film sagt, bedeutet das immer, daß gleich etwas Schreckliches passiert.«

Er spürte einen Luftzug auf seinem Gesicht. Irgendwie veränderte sich die Beschaffenheit der Finsternis vor seinen geschlossenen Augenlidern.

»Worauf willst du hinaus?« fragte Door. Die Akustik hatte sich ebenfalls verändert: Sie befanden sich in einem größeren Raum. »Du kannst jetzt die Augen wieder aufmachen.«

Er öffnete die Augen. Sie waren auf der anderen Seite der Mauer, in einer Art Rumpelkammer, nahm er an. Allerdings nicht irgendeiner Rumpelkammer: Dieses Gerümpel hatte etwas ziemlich Ausgefallenes an sich. Wo gibt es so ein prachtvolles, seltenes, fremdartiges und kostbares Gerümpel, wenn nicht im ...

»Sind wir im British Museum?« fragte er.

Sie runzelte die Stirn und schien nachzudenken oder zu lauschen. »Nicht direkt. Wir sind ganz in der Nähe. Ich glaube, das hier muß eine Art Lager sein oder sowas.«

Sie streckte die Hand aus und berührte den Stoff eines antiken Anzuges, der einer Wachspuppe angezogen worden war.

»Ich wünschte, wir wären unten bei der Leibwächterin geblieben«, sagte Richard.

Door legte den Kopf zur Seite und sah ihn ernst an. »Wovor mußt du denn beschützt werden, Richard Mayhew?«

»Vor nichts«, gab er zu. Und dann bogen sie um die Ecke, und er sagte: »Na ja ... vielleicht vor denen«, und gleichzeitig sagte Door: »Scheiße.«

Der Grund, weshalb Richard »Vielleicht vor denen« und Door »Scheiße« sagte, war folgender: Mr. Croup und Mr. Vandemar standen auf Sockeln zu beiden Seiten des Ganges, den sie gerade entlanggingen. Sie erinnerten Richard auf schreckliche Weise an eine Ausstellung moderner Kunst, in die ihn Jessica einmal mitgenommen hatte: Ein aufregender junger Künstler wollte damit alle Tabus der Kunstgeschichte brechen, und zu diesem Zweck hatte er systematisch Gräber geplündert und die dreißig interessantesten Ergebnisse seiner Raubzüge in Glaskästen ausgestellt.

Die Ausstellung wurde geschlossen, nachdem der Künstler den »Gestohlenen Leichnam Nummer 25« für eine sechsstellige Summe an eine Werbeagentur verkauft hatte und die Angehörigen des »Gestohlenen Leichnams Nummer 25«, die ein Foto der Skulptur in der *Sun* gesehen hatten, beide auf einen Anteil am Erlös verklagten und darauf, daß der Name des Kunstobjekts zu »Edgar Fospring, 1919-1987, Unser liebender Gatte, Vater und Onkel. Ruhe in Frieden, Papa« geändert wurde.

Richard hatte die im Glas eingeschlossenen Leichen in ihren fleckigen Anzügen und zerrissenen Kleidern voll Grausen angestarrt: Er haßte sich dafür, daß er hinschaute, doch wegschauen konnte er auch nicht.

Mr. Croup lächelte wie eine Schlange, die versucht, die Mondsichel zu verschlucken, was seine Ähnlichkeit mit den Gestohlenen Leichnamen Nummer 1 bis 30 nur noch verstärkte. »Was?« fragte der lächelnde Mr. Croup. »Wo ist denn der Herr >Was bin ich schlaue-Marquis? Und >Ach, hab' ich euch das nicht gesagt? Hoppla! Ich kann nicht nach oben!<-Hunter?« Er machte eine dramatische Pause. Mr. Croup hatte etwas von einem verfaulten Schinken an sich.

»Da mal mich doch einer grau an und nenn mich den bösen Wolf, wenn das nicht zwei verirrte Lämmchen sind, ganz allein in der Finsternis.«

»Mich können Sie auch ruhig Wolf nennen, Mister Croup«, sagte Mr. Vandemar zuvorkommend.

Mr. Croup kletterte von seinem Sockel herunter. »Ein freundliches Wort in eure wolligen Ohren, kleine Lämmchen«, sagte er. Richard schaute sich um. In irgendeine Richtung mußten sie doch weglaufen können. Er griff hinunter, umklammerte Doors Hand und ließ verzweifelt seinen Blick umherschweifen.

»Nein, bitte. Bleiben Sie einfach, wo Sie sind«, sagte Mr. Croup. »So gefallen Sie uns am besten. Und wir wollen Ihnen doch nicht wehtun müssen.«

»Doch«, sagte Mr. Vandemar.

»Nun ja, Mister Vandemar, wenn Sie es unbedingt so deutlich sagen müssen. Wir wollen Ihnen beiden wehtun. Wir wollen Ihnen außerordentlich wehtun. Aber deshalb sind wir zur Zeit nicht hier. Wir sind hier, um die Sache interessanter zu machen. Sehen Sie, wenn wir uns langweilen, werden mein Partner und ich nervös, und, so schwer das auch zu glauben sein mag, dann ist es vorbei mit unserem sonnigen Gemüt.«

Mr. Vandemar zeigte ihnen die Zähne, um ihnen sein sonni-

ges Gemüt zu demonstrieren. Es war zweifellos das Schrecklichste, was Richard je gesehen hatte.

»Laßt uns in Ruhe«, sagte Door. Ihre Stimme war klar und fest.

Richard drückte ihre Hand. Wenn sie mutig sein konnte, dann konnte er es auch. »Wenn ihr ihr wehtun wollt«, sagte er, »müßt ihr zuerst mich umbringen.«

Mr. Vandemar schien angesichts dieser Aussicht überaus erfreut. »In Ordnung«, sagte er. »Danke.«

»Wehtun werden wir Ihnen aber auch«, ergänzte Mr. Croup.

»Jetzt allerdings noch nicht«, sagte Mr. Vandemar.

»Wissen Sie«, erklärte Mr. Croup mit einer Stimme wie ranzige Butter, »im Moment sind wir nämlich nur hier, um ihr Angst zu machen.«

Mr. Vandemars Stimme war ein Nachtwind, der über eine Wüste voller Knochen blies. »Um sie leiden zu lassen«, sagte er. »Ihnen den Tag zu verderben.«

Mr. Croup setzte sich auf den Fuß von Mr. Vandemars Sockel. »Sie haben heute dem Earl's Court einen Besuch abgestattet«, sagte er in einem Ton, den er, wie Richard vermutete, fälschlicherweise für heiter und beschwingt hielt.

»Und?« fragte Door. Sie begann, von ihnen abzurücken.

Mr. Croup lächelte. »Woher wissen wir das? Woher wußten wir, wo wir Sie finden konnten?«

»Sie entkommen uns nicht«, sagte Mr. Vandemar beinahe im Flüsterton.

»Man hat Sie reingelegt, kleine Lady«, sagte Mr. Croup zu Door, und zwar, wie Richard feststellte, nur zu Door. »Sie haben einen Verräter im Nest. Einen Kuckuck.«

»Komm!« sagte sie. Und sie rannte los.

Richard rannte mit, durch die Halle mit dem Gerümpel, auf

eine Tür zu. Auf Doors Berührung hin öffnete sie sich.

»Sagen Sie ihnen Lebwohl, Mister Vandemar«, hörten sie Mr. Croups Stimme hinter sich.

»Bye-bye«, sagte Mr. Vandemar.

»Nein-nein«, verbesserte Mr. Croup. »*Au revoir.*«

Dann machte er ein Geräusch - ein *Kuck-kuck, Kuck-kuck*, wie es ein Kuckuck vielleicht machen würde, wenn er einen Meter siebzig groß wäre und eine Schwäche für Menschenfleisch hätte -, während Mr. Vandemar, was mehr seinem Charakter entsprach, seinen Ballonschädel zurückwarf und wie ein Wolf heulte, geisterhaft und wild und irr.

Sie waren draußen im Freien, nachts, und rannten eine Straße entlang. Richard glaubte, ihm würde vor Herzklopfen die Brust zerspringen. Ein großes schwarzes Auto fuhr vorbei.

Das British Museum lag jenseits eines hohen, schwarzlackierten Gitters. Diskretes indirektes Licht erhellte die Außenfront des hohen weißen Gebäudes, die Säulen und Stufen und Mauern.

Sie erreichten ein Tor. Door umklammerte es mit beiden Händen und drückte dagegen. Nichts geschah.

»Kannst du nicht machen, daß es aufgeht?« fragte Richard.

»Was glaubst du, was ich hier versuche?« fauchte sie ihn an.

Etwa hundert Meter die Straße hinunter, vor dem Haupteingang, fuhren große Wagen vor, elegant gekleidete Paare stiegen aus und gingen die Zufahrt zum Museum hinauf.

»Da drüben«, sagte Richard. »Der Haupteingang.«

Door nickte. Sie schaute sich um.

»Offenbar folgen sie uns nicht«, sagte sie. Sie eilten zum Haupteingang.

»Fehlt dir etwas?« fragte Richard. »Was ist passiert?«

Door verkroch sich tief in ihrer Lederjacke. Sie sah blaß aus

und hatte dunkle Ringe unter den Augen.

»Ich bin müde«, sagte sie mit ausdrucksloser Stimme. »Hab' heute zu viele Türen geöffnet. Das zehrt an meinen Kräften. Ich brauche ein wenig Zeit, um mich zu erholen. Wenn ich etwas zu essen kriege, geht's mir wieder gut.«

An der Tür stand ein Wachmann, der penibel die geprägten Einladungen überprüfte, die all die gutrasierten Männer im Smoking und all die parfümierten Frauen im Abendkleid vorzeigen mußten, und ihre Namen dann auf einer Liste abhakte, bevor sie eintreten durften. Ein uniformierter Polizist musterte die Gäste unbarmherzig.

Richard und Door gingen durch das Tor, und niemand würdigte sie eines Blickes. Auf den Steinstufen, die zu den Museumstüren hinaufführten, standen die Menschen Schlange, und Richard und Door reihten sich ein. Ein weißhaariger Mann in Begleitung einer Frau, die mutig einen Nerzmantel trug, stellte sich unmittelbar hinter ihnen an.

Richard kam ein Gedanke. »Können die uns wohl sehen?« fragte er.

Door drehte sich zu dem Herrn um. Sie blickte zu ihm hoch. »Hallo«, sagte sie.

Der Mann sah sich mit einem fragenden Gesichtsausdruck um, als wüßte er nicht genau, was seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Dann fiel sein Blick auf Door, die direkt vor ihm stand. »Hallo ...?« sagte er.

»Ich bin Door«, erklärte sie. »Das ist Richard.«

»Ach ...«, erwiderte er. Dann wühlte er in einer Innentasche, zog ein Zigarrenetui hervor und vergaß sie einfach wieder.

»Na also. Verstehst du?« fragte Door.

»Ich glaube ja«, antwortete Richard.

Eine Zeitlang sagten sie nichts, während sich die Schlange

langsam auf die einzige offene Tür des Museums zubewegte.

Door schaute irgend etwas auf ihrer Schriftrolle nach. Dann sagte Richard: »Ein Verräter?«

»Die haben uns bloß aufgezogen«, sagte Door. »Wollten uns beunruhigen.«

»Das ist ihnen auch verdammt gut gelungen«, erwiderte Richard. Und sie gingen durch die offene Tür, und dann waren sie im British Museum.



Da Mr. Vandemar Hunger hatte, überquerten sie auf dem Rückweg den Trafalgar Square.

»Ihr Angst machen«, murmelte Mr. Croup angewidert. »*Ihr Angst machen*. Daß es so weit mit uns kommen mußte.«

Mr. Vandemar hatte ein halbes Sandwich mit Krabben und Kopfsalat in einem Mülleimer gefunden und riß es vorsichtig in kleine Stücke, die er auf die Platten vor sich warf und damit einen kleinen Schwärm hungriger nächtlicher Tauben anlockte.

»Hätte lieber tun sollen, was ich ursprünglich vorhatte«, sagte Mr. Vandemar. »Hätte ihr viel mehr Angst gemacht, wenn ich ihm hinter ihrem Rücken den Kopf abgerissen, meine Hand durch seine Kehle gesteckt und die Finger bewegt hätte. Gibt immer ein großes Geschrei«, verriet er, »wenn die Augäpfel rausfallen.«

Zur Demonstration bohrte er die Finger in die Luft und bewegte sie hin und her.

Mr. Croup war keineswegs einverstanden. »Warum gerade jetzt so zimperlich?« fragte er.

»Ich bin nicht zimperlich, Mister Croup«, sagte Mr. Vande-

mar. »Es gefällt mir, wenn die Augäpfel herausfallen. Die lustigen kleinen Guckerchen.«

Immer mehr graue Tauben, die eigentlich längst ins Bett gehörten, stolzierten herüber, pickten an den Brotkrumen und Krabben herum und verschmähnten den Kopfsalat.

»Nicht Sie«, sagte Mr. Croup. »Der Chef. Erst sollen wir sie töten, dann entführen, dann ihr Angst machen. Was will er denn nun?«

Von Mr. Vandemars Sandwich war nichts mehr übrig, und so stürzte er sich auf den Schwarm Tauben, die mit ein paar klickenden Geräuschen und vereinzelt nörgelndem Gurren aufflogen.

»Gut gefangen, Mister Vandemar«, sagte Mr. Croup anerkennend.

Mr. Croup hielt eine verblüffte und beunruhigte Taube in der Hand, die sich murrend in seinem Griff wand und fruchtlos auf seine Finger einpickte.

Mr. Croup seufzte dramatisch. »Na ja, wie auch immer. Jetzt haben wir jedenfalls die Katze in den Taubenschlag gesetzt«, sagte er genüßlich.

Mr. Vandemar hielt sich die Taube vors Gesicht. Es knirschte, als er ihr den Kopf abbiß und zu kauen begann.



Das Wachpersonal dirigierte die Museumsgäste in einen Korridor, der offenbar als eine Art Warteraum fungierte.

Door beachtete die Wärter gar nicht und marschierte mit Richard im Schlepptau schnurstracks zu den Ausstellungsräumen.

Sie gingen durch die ägyptische Abteilung, ein paar Treppen



hoch und in einen Saal, der laut Beschilderung zur frühenglischen Abteilung gehörte.

»Dieser Schriftrolle zufolge«, sagte sie, »geht es hier durch direkt zum Angelus.«

Door blickte auf ihre Schriftrolle. Sah sich im Raum um. Zog ein Gesicht. »Tch«, seufzte sie und lief wieder die Treppen hinunter, auf dem gleichen Weg, den sie gekommen waren.

Richard war der Meinung, er habe gerade ein intensives *Déjà-vu*-Erlebnis, bis ihm klar wurde, daß ihm all dies *natürlich* vertraut war: So hatte er früher seine Wochenenden verbracht, als er noch mit Jessica zusammen war. Was ihm bereits langsam wie etwas vorkam, das vor langer, langer Zeit jemand anders erlebt hatte.

»Dann war der Angelus also nicht da?« fragte Richard.

»Nein, da war er nicht«, entgegnete Door, etwas schärfer, fand Richard, als es auf seine Frage angebracht war.

»Aha«, sagte er. »Ich dachte nur.«

Sie gingen in einen anderen Raum. Richard fragte sich, ob er anfing, zu halluzinieren, entweder aufgrund einer Überdosis Zucker im Earl's Court oder als Folge systematischer Desensibilisierung. »Ich höre Musik«, sagte er. Es klang wie ein Streichquartett.

»Die Party«, erwiderte Door.

Richtig. Die Leute im Smoking, mit denen sie in der Schlange gestanden hatten. Nein, hier schien der Angelus auch nicht zu sein. Door ging in den nächsten Saal, und Richard trottete hinterher. Er wünschte, er könnte sich irgendwie nützlich machen.

»Dieser Angelus«, sagte er. »Wie sieht der eigentlich aus?«

Einen Moment lang glaubte er, sie würde ihn ausschimpfen, weil er gefragt hatte. Doch sie blieb stehen und rieb sich die

Stirn. »Hier steht nur, daß darauf ein Engel abgebildet ist.

Aber so schwer kann er ja nicht zu finden sein. Schließlich -«, fügte sie hoffnungsvoll hinzu, »wie viele Sachen mit Engeln drauf gibt's denn hier schon?«

## *Kapitel Neun*

Jessica stand ein wenig unter Druck. Sie war besorgt und unruhig und furchtbar nervös. Sie hatte die Sammlung katalogisiert, das British Museum als Ausstellungsort gewonnen, die Restaurierung des Hauptausstellungsstücks organisiert, beim Hängen der Sammlung assistiert und die Gästeliste für die Grandiose Vernissage zusammengestellt.

Daß sie keinen Freund hatte, war ganz in Ordnung, sagte sie ihren Freundinnen immer. Selbst wenn sie einen hätte, würde sie ja doch keine Zeit für ihn haben. Trotzdem, eigentlich wäre es doch ganz schön, dachte sie, wenn sie mal einen Moment Zeit hatte: jemand, mit dem man am Wochenende in Galerien gehen konnte. Jemand, mit dem man ...

Nein. Von diesem Winkel ihres Verstands hielt sie sich fern.

Diese Gedankenfetzen konnte sie ebensowenig auf den Punkt bringen, wie sie ihren Finger auf eine Quecksilberperle legen konnte, und sie konzentrierte sich wieder auf die Ausstellung.

Selbst jetzt noch, in letzter Minute, gab es so viele Dinge, die schiefgehen konnten. So manches Pferd ist noch an der letzten Hürde gestürzt. So mancher allzu optimistische General mußte schon mit ansehen, wie sich ein sicher geglaubter Sieg in der letzten Minute einer Schlacht in eine Niederlage verwandelte.

Jessica wollte nur sichergehen, daß es keine Pannen gab.

Sie trug ein grünes Seidenkleid - eine schulterfreie Generalin, die ihre Truppen aufmarschieren ließ und unerschütterlich so tat, als hätte Mr. Stockton nicht bereits vor einer halben Stunde eintreffen müssen.

Ihre Truppen bestanden aus einem Oberkellner, einem Dut-

zend Kellner und Kellnerinnen, drei Frauen vom Catering-Service, einem Streichquartett und ihrem Assistenten, einem jungen Mann namens Clarence. Jessica war überzeugt, daß Clarence den Job nur bekommen hatte, weil er a) offen schwul und b) ebenso offen schwarz war; und daher war es für sie ein stetes Ärgernis, daß er bei weitem der effizienteste, kompetenteste und beste Assistent war, den sie bis jetzt gehabt hatte.

Sie inspizierte den Getränketisch. »Wir haben doch genug Champagner? Ja?«

Der Oberkellner deutete auf eine Kiste Champagner unter dem Tisch.

»Und Selter?«

Noch ein Nicken. Noch eine Kiste.

Jessica schürzte die Lippen. »Und wie ist es mit *stillem* Mineralwasser? Sprudel ist nicht jedermanns Sache, müssen Sie wissen.«

Sie hatten jede Menge stilles Mineralwasser. Gut.

Das Streichquartett spielte sich warm. Es war nicht laut genug, um den Lärm, der von draußen aus dem Korridor kam, zu übertönen. Es war der Lärm einer kleinen, aber gutbetuchten Menschenmenge: Das Raunen von Damen in Nerzmänteln und Männern, die, gäbe es die RAUCHEN VERBOTEN-Schilder an den Wänden nicht - und auch nicht den Rat ihres Arztes -, Zigarren rauchen würden; das Raunen von Journalisten und Berühmtheiten, die schon die Canapes, Vol-au-vents, Knabbereien und den kostenlosen Champagner riechen konnten.

Clarence sprach in sein Handy, ein schlankes, ausklappbares Stück Technik, neben dem die *Raumschiff-Enterprise*-Funkgeräte klotzig und altmodisch gewirkt hätten. Er schaltete es ab, schob die Antenne hinein und steckte es in die Armani-Tasche

seines Armani-Anzugs, ohne daß dieser auch nur das kleinste Fältchen warf. Er lächelte aufmunternd. »Jessica, Mr. Stocktons Fahrer hat aus dem Wagen angerufen. Sie kommen ein paar Minuten später. Kein Grund zur Sorge.«

»Kein Grund zur Sorge«, echote Jessica. Das *konnte ja* nicht gutgehen. Die ganze Sache würde ein Desaster werden. *Ihr* Desaster. Sie nahm ein Glas Champagner vom Tisch, leerte es und reichte das leere Glas dem Weinkellner.

Clarence legte den Kopf zur Seite und lauschte dem vibrierenden Raunen auf dem Korridor vor der Tür. Er schaute auf seine Armbanduhr und sah dann Jessica fragend an, wie ein Captain, der von seinem General wissen will: *Auf ins Tal des Todes, Chef?*

»Mister Stockton ist unterwegs, Clarence«, sagte sie ruhig.

»Er hat um eine Einzelführung vor Beginn der Veranstaltung gebeten.«

»Soll ich hinausgehen und nachsehen, wie die Stimmung ist?«

»Nein«, sagte Jessica entschieden. Dann, ebenso entschieden: »Ja.«

Nachdem das Thema Essen und Trinken erledigt war, wandte sich Jessica dem Streichquartett zu und fragte die Mitglieder zum dritten Mal an diesem Abend, was genau sie spielen wollten.

Clarence öffnete die Doppeltüren. Es war schlimmer, als er gedacht hatte: Bestimmt über hundert Leute standen im Korridor. Und das waren nicht einfach bloß Leute. Es waren LEUTE. Ein paar davon waren sogar Persönlichkeiten.

»Verzeihen Sie«, sagte der Vorsitzende der Kulturbehörde. »Auf der Einladung stand Punkt acht Uhr. Jetzt ist es bereits zwanzig nach acht.«

»Es dauert nur noch ein paar Minuten«, versicherte Clarence liebenswürdig. »Sicherheitsvorkehrungen.«

Eine Frau mit Hut stürzte auf ihn zu. »Junger Mann«, verkündete sie im Kommandoton, mit markerschütternder, entschieden parlamentarisch klingender Stimme. »Wissen Sie, wer ich bin?«

»Eigentlich nicht, nein«, log Clarence, der ganz genau wußte, wer all die Anwesenden waren. »Warten Sie einen Moment. Ich schau' mal nach, ob jemand anders Sie kennt.«

»Zum Angelus geht's hier lang«, verkündete Door und deutete in die Richtung, aus der die Musik kam.

»Woher weißt du das?«

»Ich weiß es eben«, sagte sie mit außerordentlicher Bestimmtheit. »Komm.« Sie traten aus der Dunkelheit in einen beleuchteten Korridor.

Ein riesiges Schild hing von der Decke. Darauf stand:

ENGEL ÜBER ENGLAND

EINE AUSSTELLUNG DES BRITISH MUSEUM

*Gesponsert von Stocktons PLC*

Sie überquerten den Korridor und gingen durch eine offene Tür in einen großen Raum, in dem eine Party im Gange war.



Ein Streichquartett musizierte, und Kellner versorgten einen Raum voller gutgekleideter Herrschaften mit Essen und Trinken. In einer Ecke des Raums befand sich neben einem langen Vorhang eine kleine Bühne mit einem Rednerpult darauf.

Der Raum war voller Engel.

Da waren Statuen von Engeln auf winzigen Sockeln. Da waren Gemälde von Engeln an den Wänden. Da waren Engels-

fresken. Da waren große Engel und kleine Engel, steife Engel und liebenswerte Engel, Engel mit Flügeln und Heiligenscheinen und Engel ohne alles, kriegerische Engel und friedfertige Engel. Da waren moderne Engel und klassische Engel. Hunderte und Aberhunderte von Engeln in jeder Form und Größe. Westliche Engel, nahöstliche Engel, östliche Engel. Michelangelo-Engel. Joel-Peter-Witkin-Engel, Picasso-Engel, Warhol-Engel. Mr. Stocktons Engelkollektion war »so bunt zusammengewürfelt, daß es schon beinahe trashig ist, in ihrem Eklektizismus jedoch zweifelsohne beeindruckend« (*Time Out*).

»Würdest du mich«, fragte Richard, »unausstehlich finden, wenn ich dir sagte, daß es ungefähr ebenso kompliziert ist, hier drinnen etwas mit einem Engel drauf zu finden, wie, oh mein Gott, da ist Jessica.«

Richard spürte, wie ihm das Blut aus dem Gesicht wich. Bis jetzt hatte er geglaubt, das sei nur eine Redewendung. Daß es so etwas wirklich gab, hätte er nicht gedacht.

»Kanntest du sie?« fragte Door.

Richard nickte. »Sie war meine. Also. Wir wollten heiraten. Wir waren ein paar Jahre lang zusammen. Sie war bei mir, als ich dich fand. Sie war die auf dem. Sie hat diese Nachricht hinterlassen. Auf dem Anrufbeantworter.«

Jessica plauderte mit Andrew Lloyd Webber, Janet Street-Porter und einem bebrillten Herrn, der, da war sie so gut wie sicher, einer der Saatchis sein mußte. Alle paar Minuten sah sie auf die Uhr und blickte zur Tür.

»Die?« fragte Door, als es ihr wieder einfiel. Dann fügte sie hinzu, offenbar der Ansicht, sie müßte über jemanden, den Richard sehr gemocht hatte, etwas Nettes sagen: »Also, sie ist sehr ...«, und sie hielt inne und überlegte, » .. sauber.«

Richard starrte quer durch den Raum. »Wird sie ... wird es

sie ängstigen, daß wir hier sind?«

»Das bezweifle ich«, sagte Door. »Offen gesagt, wenn du nicht irgend etwas Dummes tust - sie zum Beispiel ansprichst -, wird sie dich wahrscheinlich gar nicht bemerken.« Und dann sagte sie, sehr viel euphorischer: »Essen!«

Sie stürzte sich auf die Canapes, ein kleines, rotznasiges, koboldhaariges Mädchen in einer großen braunen Lederjacke, das ewig nichts Vernünftiges mehr gegessen hatte. Sie begann sofort, sich enorme Essensmengen in den Mund zu stopfen, zu kauen und hinunterzuschlucken, während sie gleichzeitig die gehaltvolleren Schnittchen in Papierservietten wickelte und in ihre Taschen steckte.

Dann, einen mit Hühnerbeinen, Melonenscheiben, Pilz-Vol-au-vents, Kaviarpastetchen und kleinen Wildbretwürstchen beladenen Pappteller in der Hand, schritt sie langsam die Wände ab und schaute sich jedes Engelskunstwerk aufmerksam an. Richard trottete mit einem Brie-und-Fenchel-Sandwich und einem Glas frischgepreßtem Orangensaft hinter ihr her.



Jessica war zutiefst verwirrt. Sie hatte Richard bemerkt, und da sie ihn gesehen hatte, hatte sie auch Door bemerkt. Irgend etwas an den beiden kam ihr bekannt vor: Es war, als kitzele sie etwas im Hinterkopf, das sie beim besten Willen nicht einzuordnen vermochte, was ausgesprochen irritierend war.

Sie mußte an etwas denken, das ihre Mutter ihr einmal erzählt hatte: Diese hatte einmal eine Frau getroffen, die sie schon ihr ganzes Leben lang kannte - sie war mit ihr zur Schule gegangen, mit ihr im Gemeinderat gewesen, hatte mit ihr zusammen die Tombola beim Dorffest geleitet -, und bei einer



Party hatte Jessicas Mutter plötzlich festgestellt, daß sie den Namen dieser Frau gar nicht kannte, obgleich sie wußte, daß sie mit einem Mann aus dem Verlagswesen namens Eric verheiratet war und einen Golden Retriever namens Major hatte.

Darüber hatte sich Jessicas Mutter ziemlich geärgert.

Es trieb Jessica zur Verzweiflung.

»Wer sind diese Leute?« fragte sie Clarence.

»Die? Also, *er* ist der neue Chefredakteur der *Vogue*, und sie ist die Kunstkorrespondentin der *New York Times*. Die dazwischen ist, glaube ich, Emma Freud ...«

»Nein, nicht die«, sagte Jessica. »*Die*. Da.«

Clarence sah auf die Stelle, auf die sie zeigte. Hm? Ach. *Die*.

Er begriff nicht, wieso er sie nicht schon früher gesehen hatte. Das Alter, dachte er. Er wurde demnächst dreiundzwanzig. »Journalisten?« sagte er nicht sonderlich überzeugt. »Möchtegern-Trendnasen. Grunge-Chic? Du liebe Güte! Ich weiß, daß ich *The Face* eingeladen habe ...«

»Den *kenn'* ich«, sagte Jessica entnervt. Dann rief Mr. Stocktons Chauffeur von Holborn aus an, um zu sagen, daß er fast am British Museum sei, und Richard entglitt ihr, wie flüssiges Quecksilber einem durch die Finger tropft.

»Was gefunden?« fragte Richard.

Door schüttelte den Kopf und schluckte einen Mundvoll hastig gekautes Hühnerbein hinunter. »Das ist, als wollte man am Trafalgar Square eine ganz bestimmte Taube finden«, sagte sie.

»Der Angelus ist so einzigartig, daß man ihn *spüren* kann. Auf dem Blatt stand, wenn ich davorstünde, würde ich ihn erkennen.«

Sie schlenderte davon, vorbei an einem Industrieboß, dem Stellvertretenden Fraktionsvorsitzenden der Opposition und

dem Bestbezahlten Callgirl des englischen Südens.

Richard wandte sich ab und stand plötzlich Auge in Auge mit Jessica. Sie trug ihr Haar hochgesteckt, und die kastanienroten Korkenzieherlocken bildeten den perfekten Rahmen für ihr Gesicht. Sie war sehr schön. Sie lächelte ihn an.

Das Lächeln war schuld.

»Hallo, Jessica«, sagte er. »Wie geht's dir?«

»Hallo. Sie werden es nicht glauben«, sagte sie, »aber mein Assistent hat versäumt zu notieren, von welcher Zeitung Sie sind, Mister äh.«

»Zeitung?« fragte Richard.

»Habe ich Zeitung gesagt?« entgegnete Jessica mit einem klingelnden, liebenswerten und selbstironischen Lachen.

»Magazin ... Fernsehsender. Sie *sind* doch aus der Medienbranche?«

»Du siehst sehr gut aus, Jessica«, erklärte Richard.

»Sie sind im Vorteil - ich weiß leider Ihren Namen nicht«, sagte sie schalkhaft.

»Du bist Jessica Bartram. Du bist Marketing-Chefin bei Stocktons. Du bist sechsundzwanzig. Dein Geburtstag ist der dreiundzwanzigste April, und in Augenblicken höchster Leidenschaft neigst du dazu, >I'm a Believer< von den Monkees zu summen ...«

Jetzt lächelte Jessica nicht mehr.

»Soll das ein Witz sein?« fragte sie kalt.

»Ach ja, und wir waren die letzten achtzehn Monate verlobt«, sagte Richard.

Jessica lächelte nervös. Vielleicht war es wirklich ein Witz: einer jener Witze, die offenbar jeder verstand, nur sie nicht.

»Ich denke doch, ich würde es wissen, wenn ich achtzehn Monate lang mit jemandem verlobt gewesen wäre, Mister ähm«,

sagte Jessica.

»Mayhew«, sagte Richard zuvorkommend. »Richard Mayhew. Du hast mit mir Schluß gemacht, und jetzt gibt es mich nicht mehr.«

Jessica winkte ostentativ niemand Speziellem ganz am anderen Ende des Raumes zu, »Komme schon!« rief sie verzweifelt, und sie begann zurückzuweichen.

»*I'm a believer*«, sang Richard vergnügt, »/ *couldn't leave her if I tried ...*«

Jessica schnappte sich ein Glas Champagner von einem Tablett, das gerade vorbeigetragen wurde, und leerte es in einem Zug. Am anderen Ende des Raumes bemerkte sie Mr. Stocktons Chauffeur, und wo Mr. Stocktons Chauffeur war ...

Sie steuerte auf die Türen zu.

»Und, wer war's denn nun?« fragte Clarence, als er sich an ihre Seite schob.

»Wer?«

»Der große Geheimnisvolle.«

»Weiß ich nicht«, gab sie zu. Dann sagte sie: »Hör mal, vielleicht solltest du den Sicherheitsdienst rufen.«

»Mach ich. Warum?«

»Hol ... hol mir einfach den Sicherheitsdienst«, und dann betrat Mr. Arnold Stockton den Saal, und alles andere verschwand aus ihrem Kopf.



Nicht nur sein Bauch war dick, sondern auch seine Brieftasche: ein Mann wie eine Karikatur von Hogarth, von enormem Körperumfang, mit einem vielfachen Doppelkinn und einem vorstehenden Bauch. Er war über sechzig; sein Haar war grau

und silbern, und er trug es hinten zu lang, weil es die Menschen ein wenig aus der Fassung brachte, daß sein Haar zu lang war; und Mr. Stockton gefiel es, wenn seinetwegen Menschen aus der Fassung gerieten.

Verglichen mit Arnold Stockton war Rupert Murdoch ein zwielihtiger kleiner Hosenscheißer und der verstorbene Robert Maxwell ein gestrandeter Wal. Arnold Stockton war ein Pitbull, und als solcher wurde er von Karikaturisten oft gezeichnet.

Stocktons gehörte von allem ein bißchen: Satelliten, Zeitungen, Plattenfirmen, Freizeitparks, Bücher, Magazine, Comics, Fernsehsender, Filmgesellschaften.

»Ich werde jetzt meine Rede halten«, sagte Mr. Stockton als Begrüßung zu Jessica. »Dann hau ich wieder ab. Ich komm' ein andermal wieder, wenn hier nicht all diese ausgestopften Hemden rumstehen.«

»Gut«, sagte Jessica. »Ja. Die Rede jetzt. Natürlich.«

Und sie geleitete ihn zu der kleinen Bühne und hinauf zum Rednerpult. Sie klickte mit dem Fingernagel an ein Glas, um die Leute zum Schweigen zu bringen. Niemand hörte sie, deshalb sagte sie: »Entschuldigen Sie« in das Mikrofon.

Diesmal wurden die Gespräche leiser. »Meine Damen und Herren. Verehrte Gäste. Ich möchte Sie alle im British Museum willkommen heißen«, sagte sie, »und zu der von Stocktons gesponserten Ausstellung ›Engel über England‹ begrüßen. Hier ist der Mann, dem wir all das hier zu verdanken haben, unser Hauptgeschäftsführer und Vorstandsvorsitzender: Mister Arnold Stockton.«

Die Gäste applaudierten, schließlich wußten sie genau, wer die Engelsammlung zusammengetragen und immerhin auch ihren Champagner bezahlt hatte.

Mr. Stockton räusperte sich. »Gut«, sagte er. »Ich mache es

kurz. Als ich ein kleiner Junge war, bin ich immer samstags ins British Museum gegangen, weil es dann nichts kostete und wir nicht viel Geld hatten. Und dann bin ich die große Treppe zum Museum hinauf und hintenrum in diesen Raum gegangen, um diesen Engel anzuschauen. Es kam mir vor, als wüßte er, was ich dachte.«

(Clarence kam wieder herein, ein paar Wärter neben sich. Er zeigte auf Richard, der aufgehört hatte, Mr. Stocktons Rede zu lauschen. Door schaute sich immer noch die Ausstellungsstücke an. »Nein, *der*«, sagte Clarence wieder und wieder mit gedämpfter Stimme zu den Wärtern. »Nein, schauen Sie, genau da. Ja? *Der*.«)

»Wie auch immer. Wie alles, um das sich keiner kümmert«, fuhr Mr. Stockton fort, »verfiel er immer mehr, wurde ein Opfer des Zahns unserer Zeit. Vergammelte. Verfaulte. Tja, es hat ein Scheißgeld gekostet«, er machte eine rhetorische Pause - wenn er, Arnold Stockton, es als Scheißgeld betrachtete, dann war es natürlich auch ein Scheißgeld -, »und ein Dutzend Handwerker haben eine Menge Zeit damit verbracht, ihn zu restaurieren und wieder herzurichten. Nach dieser Ausstellung reist er nach Amerika und dann um die ganze Welt, und vielleicht kann er noch irgendein anderes armes Schwein dazu anregen, sein eigenes Medienimperium auf die Beine zu stellen.«

Er schaute sich um. Wandte sich zu Jessica, murmelte: »Was soll ich jetzt machen?«

Sie deutete auf das Zugseil neben dem Vorhang. Mr. Stockton zog daran. Der Vorhang blähte und öffnete sich, und dahinter kam eine alte Tür zum Vorschein.

(»Nein. *Der*«, sagte Clarence. »Du meine Güte! Sind Sie blind?«)

Sie sah aus, als sei sie einmal die Tür zu einer Kathedrale

gewesen. Sie war so groß wie zwei Männer und breit genug, um ein Pony durchzulassen. In das Holz der Tür geschnitzt, rot und weiß angemalt und mit Blattgold vergoldet, war ein ganz außergewöhnlicher Engel. Er starrte mit leeren mittelalterlichen Augen in die Welt hinaus.

Die Gäste schnappten beeindruckt nach Luft. Dann applaudierten sie.

»Der Angelus!« Door zupfte Richard am Ärmel. »Das ist er! Richard, komm!«

Sie lief zur Bühne.

»Entschuldigen Sie, mein Herr«, sagte ein Wärter zu Richard. »Dürften wir einmal Ihre Einladung sehen?« sagte ein weiterer, wobei er Richard fest, aber diskret am Arm nahm. »Und können Sie sich irgendwie ausweisen?«

»Nein«, sagte Richard.

Door war auf der Bühne. Richard versuchte, sich loszureißen und ihr zu folgen, in der Hoffnung, die Wärter würden ihn vergessen. Aber nein.

Jetzt, da sie auf ihn aufmerksam geworden waren, würden sie ihn wie jeden anderen schäbig gekleideten, ungewaschenen, etwas unrasierten Eindringling behandeln. Der Wärter, der Richard am Arm festhielt, verstärkte seinen Griff und murmelte: »So nicht.«

Door hielt auf der Bühne inne und überlegte, wie sie die Wärter dazu bringen könnte, Richard loszulassen. Dann tat sie das einzige, was ihr einfiel. Sie ging hinüber zum Mikrofon, stellte sich auf die Zehenspitzen, und sie schrie, so laut sie nur konnte, hinein.

Sie hatte eine bemerkenswerte Art zu schreien: Auch unverstärkt drang so ein Schrei einem schon in den Kopf wie eine neue Bohrmaschine mit einem Knochensägeaufsatz. Und verstärkt ...

Eine Kellnerin ließ ein Tablett voller Getränke fallen. Köpfe drehten sich. Hände hielten Ohren zu. Jedes Gespräch verstummte. Die Menschen starrten entgeistert und entsetzt auf die Bühne.

Und Richard nahm die Beine in die Hand. »Entschuldigung«, sagte er zu dem verdutzten Wärter, als er sich losriß und flüchtete. »Falsches London.«

Er erreichte die Bühne, ergriff Doors ausgestreckte linke Hand. Ihre rechte Hand berührte den Angelus, die riesige Kathedrentür. Berührte sie und *öffnete* sie.

Diesmal ließ niemand ein Getränk fallen. Sie erstarrten, die Augen weit aufgerissen, völlig überwältigt - und vorübergehend geblendet. Der Angelus hatte sich geöffnet, und von der anderen Seite der Tür flutete strahlendes Licht in den Saal. Da bedeckten die Menschen zögernd die Augen, öffneten sie wieder und gafften einfach nur. Es war, als hätte man in dem Raum ein Feuerwerk angezündet. Kein Feuerwerk für Innenräume, diese seltsamen Kriechdinger, die zischen und stinken; auch keins, wie man es im eigenen Garten abbrennt; sondern ein professionelles Feuerwerk, das so weit nach oben schießt, daß es eine potentielle Gefahr für den Flugverkehr darstellt: ein Feuerwerk, wie es einen Tag in Disneyland beschließt oder der Feuerwehr bei Pink-Floyd-Konzerten Kopfzerbrechen macht. Es war ein Augenblick reiner Magie.

Das Publikum glotzte, verzaubert und verblüfft. Es war nur noch das leise, japsende Beinahe-Stöhnen des Staunens zu hören, das Menschen entfährt, wenn sie sich ein Feuerwerk ansehen: das Geräusch der Ehrfurcht.

Dann gingen ein schmuddeliger junger Mann und ein rotznasiges Mädchen in einer riesigen Lederjacke in die Lightshow hinein und verschwanden. Die Tür schloß sich hinter

ihnen. Die Lightshow war vorüber.

Und alles war wieder normal. Die Gäste und Wärter und Kellner blinzelten, schüttelten den Kopf, und da sie es mit etwas zu tun gehabt hatten, das ganz und gar außerhalb ihres Erfahrungshorizonts lag, kamen sie irgendwie wortlos überein, daß es einfach nicht geschehen war.

Mr. Stockton ging ab und nickte dabei einigen Bekannten schroff zu.

Jessica ging zu Clarence hinüber. »Was«, fragte sie leise, »tun diese Wärter hier?«

Die besagten Wärter standen zwischen den Gästen und schauten sich um, als wüßten sie selbst nicht genau, was sie dort taten.

Clarence begann zu erklären, was die Wärter dort taten, und dann stellte er fest, daß er nicht die leiseste Ahnung hatte.

»Ich kümmere mich darum«, sagte er rasch.

Jessica nickte. Sie ließ den Blick über ihre Party schweifen und lächelte wohlwollend. Es lief alles ziemlich gut.



Richard und Door gingen ins Licht hinein. Und dann war es plötzlich dunkel und kühl, und Richard blinzelte, denn er war fast blind durch das Bild, das das Licht in seine Netzhaut gebrannt hatte: ein geisterhaftes Orange-Grün, das langsam verblich, während seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten, die sie umgab.

Sie befanden sich in einer riesigen, in einen Felsen gehauenen Halle. Eisenpfiler, schwarz und rostbestäubt, stützten das Dach und ragten, vielleicht kilometerweit, ins entfernte Dunkel. Von irgendwoher hörte er das sanfte Plätschern von Wasser: ein



Springbrunnen vielleicht, oder eine Quelle.

Door hielt immer noch fest seine Hand.

In der Ferne flackerte eine kleine Flamme auf. Und noch eine. Und noch eine. Es war eine Unmenge von Kerzen, stellte Richard fest. Und durch die Kerzen hindurch kam eine große Gestalt in einem einfachen schlichten weißen Gewand auf sie zu.

Die Gestalt bewegte sich scheinbar langsam, doch sie mußte sehr schnell gegangen sein, denn schon nach wenigen Sekunden stand sie neben ihnen. Sie hatte goldenes Haar und ein blasses Gesicht. Sie war nicht viel größer als Richard, doch er fühlte sich neben ihr wie ein kleines Kind. Es war kein Mann. Es war keine Frau. Es war sehr schön.

Seine Stimme war leise. Es sagte: »Lady Door, ja?«

Door sagte: »Ja.«

Ein sanftes Lächeln. Fast ergeben neigte es den Kopf vor ihr.

»Es ist mir eine Ehre, dich und deinen Begleiter endlich kennenzulernen. Ich bin der Engel Islington.«

Seine Augen waren klar und groß. Sein Gewand war nicht weiß, wie Richard anfangs geglaubt hatte: Es sah aus, als sei es aus *Licht* gewoben.

Richard glaubte nicht an Engel. Er hatte noch nie an Engel geglaubt. Er wollte verdammt sein, wenn er jetzt damit anfing. Aber es ist viel einfacher, an etwas nicht zu glauben, wenn es einem nicht direkt in die Augen schaut und einen beim Namen nennt.

»Richard Mayhew«, sagte er. »Auch du bist hier in meinen Hallen willkommen.«

Er wandte sich ab. »Bitte«, sagte er. »Folgt mir.«

Richard und Door folgten dem Engel. Hinter ihnen verloschen die Kerzen von selbst.



Der Marquis de Carabas schritt durch das leere Krankenhaus, Glasscherben und alte Spritzen unter seinen schwarzen Motorradstiefeln zermalmend.

Er trat durch eine Doppeltür, die zu einem schwarzen Treppenhaus führte. Er stieg die Treppe hinab.

Er ging durch die Tunnel unter dem Gebäude und bemühte sich, nicht in die schimmelnden Müllhaufen zu treten. Er ging durch die Duschen und die Toiletten, eine alte Eisentreppe hinunter, durch eine matschige Stelle; und dann zog er eine halbverrottete Holztür auf und ging hinein.

Er schaute sich um und inspizierte angewidert das halb aufgegessene Kätzchen und den Haufen Rasierklingen.

Dann fegte er den Schutt von einem Stuhl, machte es sich in dem klammen Keller so richtig bequem und schloß die Augen.

Bald darauf wurde die Kellertür geöffnet, und Leute kamen herein.

Der Marquis de Carabas öffnete die Augen und gähnte. Dann schenkte er Mr. Croup und Mr. Vandemar ein breites Lächeln.

»Hallo Jungs«, sagte de Carabas. »Ich fand, es sei höchste Zeit, daß ich mal runterkomme und persönlich mit euch spreche.«

## *Kapitel Zehn*

Trinkt Ihr Wein?« fragte er.

Richard nickte.

»Ich hab' schon mal einen Schluck Wein getrunken«, sagte Door. »Mein Vater. Er. Hat uns. Beim Essen. Davon probieren lassen.«

Der Engel Islington hob die Flasche hoch. Sie sah aus wie eine Art Karaffe.

Richard fragte sich, ob die Flasche aus Glas war; sie brach und reflektierte das Kerzenlicht so seltsam. Vielleicht war sie aus irgendeinem Kristall oder einem riesigen Diamanten. Es sah sogar so aus, als glühte der Wein darin, als wäre er aus Licht.

Der Engel nahm den Deckel von dem Kristall und goß die Flüssigkeit ein paar Zentimeter hoch in ein Weinglas. Es war ein Weißwein, aber einer, wie Richard noch keinen gesehen hatte. Er strahlte wie Sonnenlicht auf der Oberfläche eines Schwimmbeckens.

Door und Richard saßen an einem altersgeschwärzten Holztisch, auf riesigen Holzstühlen, und schwiegen.

»Diese Flasche Wein«, sagte Islington, »ist die letzte ihrer Art. Einer deiner Vorfahren hat mir zwölf Flaschen davon geschenkt.«

Er reichte Door das Glas und begann, noch etwas von dem glühenden Wein aus der Karaffe in ein weiteres Glas zu gießen, ehrfürchtig, beinahe liebevoll, wie ein Priester, der einen Ritus ausführt.

»Es war ein Willkommensgeschenk. Das ist, ach, dreißig-, vierzigtausend Jahre her. Ziemlich lange her jedenfalls.«

Er reichte Richard das Weinglas.

Eigentlich sollte ich so etwas Kostbares lieber nicht verschwenden, sondern wie einen Schatz hüten«, sagte er.

»Aber ich empfangen so selten Gäste. Und der Weg hierher ist schwer.«

»Der Angelus ...« murmelte Door.

»Ihr seid mit Hilfe des Angelus hergekommen, ja. Doch diesen Weg kann jeder nur einmal gehen.« Der Engel hob sein Glas in die Höhe und schaute ins Licht. »Trinkt vorsichtig«, riet er ihnen. »Er ist äußerst stark.« Er setzte sich zwischen Richard und Door an den Tisch. »Mir will immer scheinen«, sagte er träumerisch, »als schmeckte man das Sonnenlicht vergangener Tage, wenn man ihn trinkt.« Er hielt sein Glas hoch. »Ein Toast: auf den Glanz früherer Zeiten.«

»Auf den Glanz früherer Zeiten«, sprachen Richard und Door nach. Und dann probierten sie den Wein; ganz behutsam nippten sie daran.

»Er ist unglaublich«, sagte Door.

»Ja, wirklich«, sagte Richard. »Ich dachte, alte Weine werden an der Eufu zu Essig.«

Der Engel schüttelte den Kopf. »Dieser nicht. Das ist alles eine Frage der Traubensorte und des Ortes, an dem sie gewachsen ist. Diese Traubensorte wurde leider vernichtet, als der Weinberg ein Opfer der Wellen wurde.«

»Das ist Magie«, sagte Door, an dem flüssigen Eicht nippend.

»So einen Geschmack habe ich noch nie erlebt.«

»Und du wirst ihn auch nie wieder erleben«, sagte Islington.

»Es gibt keinen Wein aus Atlantis mehr.«

Richard öffnete den Mund, um seinem Gastgeber zu sagen, daß es nie ein Atlantis gegeben habe, doch dann fiel ihm ein, daß es auch keine Engel gab und daß daher das meiste von

dem, was er in den letzten Tagen erlebt hatte, gar nicht möglich war, daher schloß er den Mund wieder und nahm noch einen Schluck Wein.

Er machte ihn *glücklich*. Er ließ ihn an einen Himmel denken, der größer und blauer war, als er je einen gesehen hatte, eine goldene Sonne, die am Himmel hing; alles war einfacher, alles war *jünger* als die Welt, die er kannte.

Zu ihrer Linken befand sich ein Wasserfall; klares Wasser lief den Felsen hinab und sammelte sich in dem Felsbecken.

Zu ihrer Rechten war eine Tür, zwischen zwei Eisenpfeiler eingefügt: Die Tür bestand aus poliertem Feuerstein, der in ein Metall von beinahe schwarzer Farbe eingelassen war.

»Sie behaupten tatsächlich, ein Engel zu sein?« fragte Richard. »Ich meine, Sie haben wirklich schon einmal Gott gesehen und so weiter?«

Islington lächelte nachsichtig. »Ich behaupte gar nichts, Richard«, sagte er. »Aber ich bin ein Engel.«

»Sie erweisen uns eine große Ehre«, sagte Door.

»Nein. Ihr habt mir eine Ehre erwiesen, indem ihr hierher gekommen seid. Dein Vater war ein guter Mann, Door, und er war mein Freund. Sein Tod hat mich sehr traurig gemacht.«

»Er hat gesagt ... in seinem Tagebuch ... hat er gesagt, ich solle zu Ihnen gehen. Er hat gesagt, ich könne Ihnen trauen.«

»Dann will ich hoffen, daß ich dieses Vertrauens würdig bin.« Der Engel nippte an seinem Wein. »Unter-London ist die zweite Stadt, die mir je etwas bedeutet hat. Die erste ist in den Wellen versunken, und ich konnte nichts dagegen tun. Ich weiß, was Schmerz und was Trauer ist. Du hast mein ganzes Mitgefühl. Was möchtest du wissen?«

Door zögerte. »Meine Familie ... sie wurde von Mister Croup und Mister Vandemar umgebracht. Aber - wer hat den

Befehl dazu gegeben? Ich will ... ich will wissen, *warum*.«

Der Engel nickte. »Viele Geheimnisse finden ihren Weg zu mir herab«, sagte er. Dann wandte er sich Richard zu. »Und du? Was willst du, Richard Mayhew?«

Richard zuckte mit den Schultern. »Ich will mein Leben wiederhaben. Und meine Wohnung. Und meinen Job.«

Das läßt sich machen«, sagte der Engel.

»Ja. Gut.", sagte Richard mit ausdrucksloser Stimme.

»Zweifelst du an mir, Richard Mayhew?« fragte der Engel Islington. Richard sah ihm in die Augen. Er blickte in Augen, die so alt waren wie das Universum: Augen, die gesehen hatten, wie Sternenstaub zu Galaxien gerann.

Er schüttelte den Kopf.

Islington lächelte ihn freundlich an. »Es wird nicht leicht sein, und euch und euren Begleitern stehen noch bestimmte Prüfungen bevor. Doch es gibt einen Weg. Einen Schlüssel zu euren Problemen.« Er erhob sich, ging zu einem kleinen Felsregal hinüber und nahm eine kleine Statue in die Hand, eine von mehreren auf dem Regal. Es war eine schwarze Statuette, die eine Art Tier darstellte, aus vulkanischem Glas.

Der Engel reichte sie Door.

»Dies wird euch sicher durch den letzten Teil eurer Reise zurück zu mir bringen«, sagte er. »Der Rest liegt bei euch.«

»Was sollen wir tun?« fragte Richard.

»Die Black Friars, die Schwarzen Mönche, sind die Wächter eines Schlüssels«, sagte er. »Bringt ihn mir.«

»Und damit können Sie herausfinden, wer meine Familie getötet hat?« fragte Door.

»Ich hoffe es«, sagte der Engel.

Richard leerte sein Weinglas. Er spürte, wie der Wein ihn wärmte, als er durch ihn hindurchfloß. Er hatte das seltsame

Gefühl, wenn er auf seine Finger schaute, würde er den Wein durch sie hindurch glühen sehen. Als wäre er aus Licht ...

»Viel Glück«, flüsterte der Engel Islington.

Ein Rauschen war zu hören, wie ein Wind, der über einen untergegangenen Wald streift, oder das Schlagen mächtiger Flügel.



Richard und Door saßen in einem Raum des British Museum auf dem Boden und starrten zu der bemalten Schnitzerei eines Engels auf einer Kathedralentür empor.

Der Raum war dunkel und leer.

Die Party war seit geraumer Zeit vorbei. Draußen wurde der Himmel langsam hell.

Richard stand auf, beugte sich dann hinab und half Door auf.

»Black Friars?« fragte er.

Door nickte.

»Personen oder Ort?« fragte er.

»Personen.«

Richard ging zum Angelus hinüber. Er fuhr mit dem Finger über dessen gemaltes Gewand. »Glaubst du, daß er das wirklich kann? Mir mein Leben zurückgeben?«

»So etwas hab' ich noch nie gehört. Aber ich glaube nicht, daß er uns anlügen würde. Er ist ein Engel.«

Door öffnete die Faust und blickte auf die Statue des Ungeheuers.

»Mein Vater hatte auch so eine«, sagte sie.

Sie steckte sie tief in eine der Taschen ihrer braunen Lederjacke.

»Also«, sagte Richard. »Wir kriegen den Schlüssel bestimmt nicht, indem wir hier herumtrödeln, oder?«

Sie gingen durch die leeren Korridore.

»Was weißt du eigentlich über diesen Schlüssel?« fragte Richard.

»Nichts«, erwiderte Door. Sie hatten den Haupteingang des Museums erreicht. »Ich hab' schon mal von den Black Friars gehört, aber ich hatte noch nie wirklich etwas mit ihnen zu tun.«

Sie berührte eine Glastür, und diese ging auf.

»Mönche...«, sagte Richard nachdenklich. »Ich wette, wenn wir denen sagen, daß der Schlüssel für einen Engel ist, einen richtigen Engel, dann geben sie uns den heiligen Schlüssel und den magischen Dosenöffner und den phantastischen pfeifenden Korkenzieher noch als Überraschungsbonus dazu.« Er begann zu lachen.

»Du bist ja ziemlich guter Stimmung«, sagte Door.

Er nickte begeistert. »Ich kann wieder nach Haus. Alles wird wieder normal. Wieder langweilig. Wieder wunderbar.«

Richard sah die Steinstufen an, die zum British Museum hinaufführten, und fand, sie seien dazu geschaffen, von Fred Astaire und Ginger Rogers hinabgetanzt zu werden. Und da er sah, daß von beiden keiner in der Nähe war, begann er selbst die Stufen hinabzutanzten, wobei er sich einbildete, daß er es durchaus mit Fred Astaire aufnehmen konnte, und irgend etwas zwischen »Puttin' on the Ritz« und »Wombling White Tie and Tails« summt.

Door stand oben an der Treppe und starrte ihn entsetzt an. Dann begann sie haltlos zu kichern.

Er schaute zu ihr hoch und lüpfte seinen imaginären weißen Seidenzylinder.



»Schwachkopf«, sagte Door und lächelte ihn an.

Als Antwort ergriff Richard ihre Hand und fuhr fort, die Stufen auf und ab zu tanzen. Door zögerte einen Moment, dann begann auch sie zu tanzen. Sie tanzte viel besser als Richard.

Am Fuß der Treppe fielen sie einander atemlos und erschöpft und kichernd in die Arme.

Um Richard drehte sich alles.

»Laß uns gehen und unsere Leibwächterin suchen«, sagte , Door.

Und sie gingen zusammen die Straße hinunter und straukelten dann und wann.



»Was«, fragte Mr. Croup, »wollen Sie?«

»Was«, fragte der Marquis de Carabas, »will jeder?«

»Tote Sachen«, antwortete Mr. Vandemar. »Zusätzliche Zähne.«

»Ich dachte, vielleicht könnten wir einen Handel abschließen«, sagte der Marquis.

Mr. Croup begann zu lachen. Es klang, als würde man eine Schiefertafel über eine Wand voll abgeschnittener Fingernägelspitzen ziehen. »Ach, Messire Marquis. Ich glaube, ich kann guten Gewissens - und ohne daß mir irgendwelche der hier anwesenden Parteien widersprechen würden - behaupten, daß Sie jeglicher Vernunft, die Ihnen einst zugebilligt wurde, verlustig gegangen sind. Wenn Sie diese vulgäre Ausdrucksweise gestatten: Sie haben sie nicht mehr alle.«

»Ein Wort«, sagte Mr. Vandemar, der jetzt hinter dem Stuhl des Marquis stand, »und er ist im Nu um einen Kopf kürzer.«

Der Marquis hauchte kräftig auf seine Fingernägel und polierte sie an seinem Mantelrevers. »Ich war schon immer der Ansicht«, bekannte er, »daß Gewalt das einzige Mittel der Dilettanten ist, und daß leere Drohungen der letzte Strohalm der ewigen Stümper sind.«

Mr. Croup funkelte ihn wütend an. »Was tun Sie hier?« zischte er.

Der Marquis de Carabas reckte und streckte sich wie eine große Katze: ein Luchs vielleicht, oder ein riesiger schwarzer Panther. Am Ende der Bewegung stand er, die Hände tief in den Taschen.

»Mir ist zu Ohren gekommen, Mister Croup«, warf er bei-läufig hin, »daß Sie Figurinen aus der T'ang-Dynastie sammeln.«

»Woher wissen Sie das?«

»So etwas erzählt man mir eben. Ich bin ein zugänglicher Mensch.« Das Lächeln des Marquis war rein, ungetrübt, treuherzig: das Lächeln eines Mannes, der einem einen Gebrauchtwagen verkaufen will.

»Selbst wenn ich das täte ...«, begann Mr. Croup.

»Wenn Sie das täten«, sagte der Marquis de Carabas, »würden Sie sich vielleicht hierfür interessieren.«

Er nahm eine Hand aus der Tasche und hielt Mr. Croup etwas vor die Nase.

Bis vor wenigen Stunden hatte es in einer Vitrine in den Katakomben einer der führenden Handelsbanken Londons gestanden. Es hieß »Der Geist des Herbstes (Grabfigur)«. Es war etwa zwanzig Zentimeter hoch: eine glasierte Keramikfigur. Sie war geformt und bemalt und gebrannt worden, als in Europa noch das finsterste Mittelalter geherrscht hatte.

Mr. Croup zischte unwillkürlich und streckte die Hand danach aus. Der Marquis zog sie schnell weg und drückte sie

an seine Brust.

»Warum sollte uns etwas davon abhalten, sie uns einfach zu nehmen? Und Ihre Überreste über die gesamte Unterseite zu verstreuen?« fragte Mr. Croup. »Wir haben noch nie einen Marquis zerstückelt.«

»Doch«, sagte Mr. Vandemar. »In York. Im vierzehnten Jahrhundert. Im Regen.«

»Das war kein Marquis«, sagte Mr. Croup. »Das war der Earl of Exeter.«

»Und Marquis von Westmoreland.« Mr. Vandemar blickte ziemlich selbstzufrieden drein.

Mr. Croup schiefte. »Warum sollen wir Sie nicht einfach in ebenso viele Stücke zerhacken wie den Marquis von Westmoreland?« fragte er.

De Carabas nahm die andere Hand aus der Tasche. Sie hielt einen kleinen Hammer. Er warf den Hammer in die Luft, wie ein Barmann in einem Film über die Zubereitung von Cocktails, und als er ihn mit dem Griff voran wieder auffing, schwebte der Hammer über der Porzellanfigur. »Oh, bitte« sagte er. »Keine dummen Drohungen mehr. Ich glaube, ich würde mich besser fühlen, wenn Sie beide dort drüben stehen würden.«

Mr. Vandemar warf Mr. Croup einen Blick zu, und dieser nickte fast unmerklich. Die Luft erzitterte, und Mr. Vandemar stand neben Mr. Croup.

Mr. Croup lächelte wie ein Totenschädel. »Es ist tatsächlich richtig, daß ich bereits das eine oder andere Stück aus der T'ang-Dynastie erworben habe. Ist das da zu verkaufen?«

»Wir hier auf der Unterseite geben nichts aufs Kaufen und Verkaufen, Mister Croup. Tauschhandel. Baratt. Darum geht es uns. Aber ja, dieses reizende kleine Exemplar ist tatsächlich noch

zu haben.«

»Nennen Sie Ihren Preis«, sagte Mr. Croup.

Dem Marquis entfuhr ein Seufzer der Erleichterung. »Erstens: Drei Antworten auf drei Fragen«, sagte er.

Croup nickte. »Beiderseits. Auch wir bekommen drei Antworten.«

»Na gut«, sagte der Marquis. »Zweitens versprechen Sie, mich ungehindert ziehen zu lassen und mir mindestens eine Stunde Vorsprung zu geben.«

Croup nickte heftig. »Einverstanden. Stellen Sie Ihre erste Frage.« Seine Augen fixierten die Statue.

»Erste Frage. Für wen arbeiten Sie?«

»Oh, das ist leicht«, sagte Mr. Croup. »Darauf gibt es eine einfache Antwort. Wir arbeiten für unseren Arbeitgeber, der lieber ungenannt bleiben möchte.«

»Hmpf. Warum haben Sie Doors Familie umgebracht?«

»Befehl von unserem Arbeitgeber«, sagte Mr. Croup, dessen Lächeln von Minute zu Minute füchsischer wurde.

»Warum haben Sie Door nicht getötet, als Sie die Gelegenheit dazu hatten?«

Bevor Mr. Croup antworten konnte, sagte Mr. Vandemar: »Muß am Leben bleiben. Sie ist die einzige, die die Tür öffnen kann.«

Mr. Croup funkelte seinen Kompagnon wütend an.

»Das reicht«, sagte er. »Warum erzählen Sie ihm nicht gleich alles?«

»Ich wollte auch mal«, murrte Mr. Vandemar.

»Gut«, sagte Mr. Croup. »Jetzt haben Sie Ihre drei Antworten, wozu auch immer das gut sein mag. Meine erste Frage: Warum beschützen Sie sie?«

»Ihr Vater hat mir das Leben gerettet«, antwortete der Mar-

quis. »Ich habe ihm diese Schuld nie vergolten. Mir ist es lieber, wenn Leute bei *mir* Schulden haben.«

»Ich habe eine Frage«, sagte Mr. Vandemar.

»Genau wie ich, Mr. Vandemar. Der Oberweltler, Richard Mayhew. Warum ist er bei ihr? Warum läßt sie das zu?«

»Aus Sentimentalität«, erwiderte der Marquis de Carabas.

»Jetzt bin ich dran«, sagte Mr. Vandemar. »An welche Zahl denke ich gerade?«

»Wie bitte?«

»An welche Zahl denke ich gerade?« wiederholte Mr. Vandemar. »Irgendwas zwischen eins und ganz viel«, fügte er zuvorkommend hinzu.

»Sieben«, sagte der Marquis.

Mr. Vandemar nickte beeindruckt.

Mr. Croup begann: »Wo ist -«, doch der Marquis schüttelte den Kopf. »Mh-mh«, sagte er. »Jetzt werden wir unverschämt.«

Einen Moment lang herrschte absolute Stille in dem klammen Keller. Dann tropfte Wasser, und Maden raschelten, und der Marquis sagte: »Nicht vergessen: eine Stunde Vorsprung.«

»Gewiß«, sagte Mr. Croup.

Der Marquis de Carabas warf Mr. Croup die Figurine zu, die dieser gierig auffing, wie ein Drogensüchtiger, der eine Plastiktüte voll weißen Pulvers von zweifelhafter Legalität erwischt.

Und dann verließ der Marquis den Keller, ohne sich noch einmal umzusehen.

Mr. Croup drehte und wendete die Figurine, um sie gründlich zu untersuchen, wie ein Priester der Kirche der *Fliegenden Antiquitätenhändler* aus einem Dickens-Buch. Seine Zunge schoß von Zeit zu Zeit hervor, wie die einer Schlange.

»Oh, sehr schön«, flüsterte er. »In der Tat: T'ang-Dynastie. Zwölfhundert Jahre alt, die feinsten Keramikfiguren, die je auf dieser Erde gefertigt wurden. Diese ist eine Arbeit von Kai Lung, dem Besten der Besten: so etwas gibt es kein zweites Mal. Man beachte nur die Farbe der Glasur; den Sinn für Proportionen; das Leben ...«

Jetzt lächelte er wie ein Baby; das unschuldige Lächeln war in der düsteren Landschaft seines Gesichts äußerst fehl am Platze.

»Sie bringt ein wenig Magie und Schönheit in die Welt.«

Und dann grinste er, zu breit, neigte das Gesicht zu der Figurine hinab und zermalmte ihren Kopf zwischen den Zähnen, kaute und mampfte wild und schluckte in großen Brocken herunter. Seine Zähne zerbröselten das Porzellan zu einem feinen Pulver, das den unteren Teil seines Gesichts bestäubte.

Dieser Akt der Zerstörung verschaffte ihm eine ekstatische Befriedigung, er schwelgte darin mit dem merkwürdigen Wahnsinn eines Fuchses, der im Hühnerstall in einen Bluttausch gerät.

Und dann, als nur noch Staub übrig war, drehte er sich zu Mr. Vandemar um. Er wirkte seltsam melancholisch, fast matt.

»Wieviel Zeit wollten wir ihm geben?«

»Eine Stunde.«

»Mmm. Und wieviel Zeit ist jetzt vergangen?«

»Sechs Minuten.«

Mr. Croup senkte den Kopf. Er fuhr sich mit dem Finger über das Kinn und leckte den pulverisierten Ton von der Fingerspitze.

»Folgen Sie ihm, Mister Vandemar«, sagte Mr. Croup. »Ich brauche noch ein wenig Zeit, um dieses Erlebnis bis zur Neige auszukosten.«



Hunter hörte sie die Stufen herunterkommen. Sie stand mit verschränkten Armen im Schatten, in der gleichen Haltung, in der sie sie verlassen hatten.

Richard summte laut vor sich hin.

Door kicherte unbeherrscht. Dann hörte sie auf und sagte Richard, er solle still sein. Dann fing sie wieder an zu kichern.

Sie gingen an Hunter vorbei, ohne sie zu bemerken.

Hunter trat aus dem Schatten und sagte: »Sie waren acht Stunden lang fort.« Das war eine reine Feststellung, weder vorwurfsvoll noch neugierig gemeint.

Door blinzelte in ihre Richtung. »Es kam mir gar nicht so lange vor.«

Hunter sagte nichts.

Richard grinste sie glasig an. »Wollen Sie nicht wissen, was passiert ist? Also, Mister Croup und Mister Vandemar haben uns aufgelaert. Leider hatten wir keinen Leibwächter dabei. Dafür habe ich mich ihrer angenommen.«

Hunter zog eine perfekte Augenbraue hoch. »Ich wußte gar nicht, daß Sie so schlagkräftig sind«, sagte sie kühl.

Door kicherte. »Er macht nur Spaß. In Wirklichkeit - haben sie uns umgebracht.«

»Als Experte in der Stilllegung von Körperfunktionen«, erwiderte Hunter, »muß ich Ihnen widersprechen. Keiner von Ihnen beiden ist tot. Ich tippe eher darauf, daß Sie alle beide sehr betrunken sind.«

Door steckte ihrer Leibwächterin die Zunge heraus. »Un-sinn. Hab' kaum was angerührt. So 'n bißchen nur.«

Sie hielt zwei Finger hoch, um zu zeigen, wie wenig »so 'n

bißchen« war.

»Wir waren bloß auf 'ner Party«, sagte Richard, »und haben Jessica gesehen und einen echten Engel, und dann haben wir ein klitzekleines Schlückchen getrunken und sind gleich wieder hergekommen.«

»Bloß ein kleines Glas«, fuhr Door beharrlich fort, »'n gaaanz alten Wein. Bloß 'n winnnzigkleines Gläschen. Ganz winzig. Fast gar nicht da.«

Sie bekam einen Schluckauf. Dann kicherte sie wieder. Ein Hicksen unterbrach sie, und sie setzte sich abrupt auf den Bahnsteig.

»Ich glaube fast, wir haben einen Schwips«, sagte Door nüchtern.

Dann schloß sie die Augen, sank zur Seite und begann feierlich zu schnarchen.



Der Marquis de Carabas rannte die unterirdischen Wege entlang, als seien ihm alle Höllenhunde auf den Fersen. Er watete fünfzehn graue Zentimeter tief durch den Tyburn River, den Henkersfluß, der in der Finsternis unter der Park Lane durch ein Backsteinsiel zum Buckingham Palace geleitet wurde. Der Marquis rannte seit siebzehn Minuten.

Zehn Meter unter Marble Arch hielt er inne. Das Siel teilte sich.

Der Marquis de Carabas lief die linke Abzweigung hinunter.

Einige Minuten später marschierte Mr. Vandemar das Siel entlang. Und als er die Kreuzung erreichte, hielt auch er einen Moment inne und sog witternd die Luft ein. Und dann ging auch er die linke Abzweigung hinunter.





Hunter ließ Richard Mayhews besinnungslosen Leib mit einem Grunzen auf einen Strohhaufen fallen. Er rollte ins Stroh, sagte etwas, das sich anhörte wie »Frossel bwlibbig pschuller blp«, und schlief wieder ein.

Door legte sie etwas sanfter neben ihm ins Stroh. Dann ließ sie sich neben Door nieder, in den dunklen Ställen unter der Erde, immer noch Wache haltend.



Der Marquis de Carabas war erschöpft. Er lehnte an der Tunnelmauer und schaute die Stufen an, die vor ihm nach oben führten. Dann sah er auf die goldene Taschenuhr. Fünf- unddreißig Minuten waren vergangen, seit er aus dem Krankenhauskeller geflüchtet war.

»Schon eine Stunde rum?« fragte Mr. Vandemar.

Er saß auf den Stufen vor dem Marquis und säuberte sich mit einem Messer die Nägel.

»Noch lange nicht«, japste der Marquis.

»Kam mir aber wie 'ne Stunde vor«, sagte Mr. Vandemar.

Die Welt erschauerte, und Mr. Croup stand hinter dem Marquis de Carabas. Er hatte immer noch Pulver am Kinn. De Carabas starrte Croup an. Er drehte sich um, um Mr. Vandemar anzusehen. Und dann begann er auf einmal zu lachen.

Mr. Croup lächelte. »Sie finden uns komisch, Messire Marquis, nicht wahr? Eine Quelle der Heiterkeit. Das stimmt doch, oder? Wir mit unseren schönen Anzügen und unserer prolixen Lokution -«

Mr. Vandemar murmelte: »Was für 'n Lokus?«

»- und unseren dummen kleinen Eigenheiten. Und vielleicht *sind* wir sogar amüsant.« Mr. Croup hob einen Finger und drohte de Carabas damit. »Aber kommen Sie nur nicht auf die Idee«, fuhr er fort, »daß etwas, nur weil es amüsant ist, Messire Marquis, nicht auch gefährlich sein kann.«

Und Mr. Vandemar warf sein Messer nach dem Marquis, schwungvoll und präzise. Es traf ihn mit dem Heft voran an der Schläfe. Seine Augen rollten nach oben, und seine Knie gaben nach.

»Lokution«, sagte Mr. Croup. »Prolixe Lokution bedeutet geschraubte Ausdrucksweise. Weitschweifigkeit. Geschwafel.«

Mr. Vandemar hob den Marquis de Carabas am Hosenbund hoch und zerrte ihn die Treppe hinauf, und der Kopf des Marquis rumpelte dabei die Stufen hoch.

Mr. Vandemar nickte. »Ich hatte mich schon gewundert«, sagte er.



*Er wußte, daß es auf sie wartete. In jedem Tunnel, den er entlangging, an jeder Ecke, an jeder Abzweigung spürte er es deutlicher. Er wußte, daß es da war. Das Gefühl, daß gleich etwas Entsetzliches geschehen würde, verstärkte sich mit jedem Schritt.*

*Er hätte eigentlich erleichtert sein müssen, als er um die letzte Ecke bog und es dastehen sah, eingerahmt vom Tunnel, auf ihn wartend. Doch er hatte nur furchtbare Angst.*

*In seinem Traum war es so groß wie die ganze Welt. Es gab nur noch das Ungeheuer mit seinen dampfenden Flanken. Zerbrochene Rundhölzer und Teile alter Waffen ragten stachelig aus seinem Fell. An seinen Hörnern und Stoßzähnen klebte*

*getrocknetes Blut. Es war widerwärtig und riesengroß und böse.*

*Und dann griff es an.*

*Er hob die Hand (doch es war nicht seine Hand), und er warf den Speer nach der Kreatur.*

*Er sah seine Augen, rot und boshaft und hämisch, als sie auf ihn zuschwebten, alles im Bruchteil einer Sekunde, der zu einer winzigen Ewigkeit wurde. Und dann war es über ihm ...*

Das Wasser war kalt, und es traf Richard ins Gesicht wie eine Ohrfeige. Er riß die Augen auf und schnappte nach Luft.

Hunter sah auf ihn herunter. Sie hatte einen großen Holzeimer in der Hand. Er war leer.

Er hob eine Hand. Seine Haare waren klatschnaß. Er wischte sich das Wasser aus den Augen und schauderte.

»Das hätten Sie nicht tun müssen«, sagte Richard. Er hatte einen Geschmack im Mund, als ob irgendwelche Kleintiere diesen als Toilette benutzt hatten, bevor sie zu etwas undefinierbar Grünem zerflossen waren. Er versuchte aufzustehen und setzte sich dann sofort wieder hin. »Uuh«, erklärte er.

»Wie geht es Ihrem Kopf?« fragte Hunter geschäftsmäßig.

»Dem ging's schon mal besser«, sagte Richard.

Hunter nahm einen weiteren Holzeimer, diesmal mit Wasser gefüllt, und schleppte ihn über den Stallboden. »Ich weiß nicht, was Sie getrunken haben«, sagte sie. »Aber es muß stark gewesen sein.«

Hunter tauchte ihre Hand in den Eimer und benetzte Doors Gesicht mit Wasser. Doors Augenlider zuckten.

»Kein Wunder, daß Atlantis untergegangen ist«, murmelte Richard. »Wenn die sich morgens alle so gefühlt haben, war es wahrscheinlich eine Erlösung. Wo sind wir?«

Hunter spritzte Door noch eine Handvoll Wasser ins Gesicht. »In den Stallungen einer Freundin«, sagte sie.

Richard schaute sich um. Hier sah es wirklich ein wenig wie in einem Stall aus. Er fragte sich, ob er für Pferde gedacht war - was für Pferde mochten unter der Erde leben? An der Wand war eine Zeichnung: der Buchstabe S (oder war es eine Schlange? Richard konnte es nicht erkennen), umringt von sieben Sternen.

Door streckte zögernd die Hand aus und berührte prüfend ihren Kopf, als wüßte sie nicht genau, was sie da finden würde. »Uuh«, sagte sie beinahe flüsternd. »Temple und Arch. Bin ich tot?«

»Nein«, sagte Hunter.

»Schade.«

Hunter half ihr auf. »Na ja«, sagte Door verschlafen, »immerhin hatte er uns vor dem Wein gewarnt.«

Und dann wachte sie endgültig auf, sehr heftig, sehr schnell. Sie packte Richards Schulter, zeigte auf die Zeichnung an der Wand, das schlangengleiche S mit den Sternen darum herum. Sie japste und erinnerte an eine Maus, die gerade gemerkt hat, daß sie in einem Katzenzwinger aufgewacht ist.

»Serpentine!« sagte sie zu Richard, zu Hunter. »Das ist Serpentine's Wappen. Richard, steh auf! Wir müssen weglaufen - bevor sie herausfindet, daß wir hier sind ...«

»Glaubst du wirklich«, fragte eine trockene Stimme vom Eingang her, »daß du Serpentine's Haus betreten kannst, ohne daß Serpentine etwas davon weiß, mein Kind?«

Door preßte sich gegen das Holz der Stallwand. Sie zitterte.

Richard wurde trotz des Hämmerns in seinem Kopf klar, daß er Door noch nie in Angst gesehen hatte.

Serpentine stand in der Tür. Sie trug eine weiße Ledercorsette, hohe weiße Lederstiefel und die Überreste von etwas, das aussah, als sei es vor langer Zeit einmal ein weißes Hoch-

zeitskleid aus Seide und Spitze gewesen, das jetzt zerlumpt und schmutzfleckig und zerrissen war. Sie überragte sie alle: Ihr ergrauernder Haarschopf streifte den Türrahmen. Ihre Augen waren scharf, und ihr Mund war ein grausamer Strich in einem herrischen Gesicht.

Sie schaute Door an, als gebührte es ihr, daß man eine Todesangst vor ihr hatte; als wäre sie an Furcht nicht nur gewöhnt, sondern erwartete sie, mochte sie sogar.

»Beruhigen Sie sich«, sagte Hunter.

»Aber das ist Serpentine«, wimmerte Door. »Von den Seven Sisters.«

Serpentine neigte höflich den Kopf. Dann gab sie den Eingang frei. Hinter ihr stand eine dünne Frau mit einem strengen Gesicht und langem dunklen Haar, in einem schwarzen Kleid, das ihre Taille wespengleich einzwängte. Die Frau sagte nichts.

Serpentine ging zu Hunter hinüber.

»Hunter hat vor langer Zeit für mich gearbeitet«, sagte Serpentine. Sie streckte einen weißen Finger aus und streichelte sanft Hunters braune Wange, eine besitzergreifende und liebevolle Geste. Und dann: »Du hast dich besser gehalten als ich, Hunter.«

Hunter sah zu Boden.

»Ihre Freunde sind meine Freunde, mein Kind«, sagte Serpentine. »Du bist Door?«

»Ja«, sagte Door mit trockenem Mund.

Serpentine wandte sich Richard zu. »Was bist du?« fragte sie ungerührt.

»Richard«, sagte Richard.

»Ich bin Serpentine«, erklärte sie würdevoll.

»Ist mir nicht entgangen«, sagte Richard.

»Auf euch alle wartet etwas zu essen«, sagte Serpentine, »falls ihr Lust auf ein Frühstück habt.«

»Oh Gott, nein«, stöhnte Richard höflich.

Door sagte nichts. Sie stand immer noch mit dem Rücken zur Wand und zitterte leise, wie ein Blatt im Sommerwind.

»Was gibt es zu essen?« fragte Hunter.

Serpentine sah die Frau mit der Wespentaille im Eingang an.

»Nun?« fragte sie.

Die Frau lächelte das eisigste Lächeln, das Richard je auf einem menschlichen Gesicht gesehen hatte. Dann sagte sie: »Spiegeleier hartgekochte Eier Soleier Wildbretcurry Perlzwiebeln eingelegte Heringe Räucherheringe Salzheringe Pilzragout Salzschinken Kohlrouladen Hammelfleisch Kalbsfußsülze -«

Richard öffnete den Mund, um sie anzuflehen, aufzuhören, aber es war zu spät. Er mußte sich plötzlich ganz fürchterlich übergeben.

Er wollte, daß ihn jemand in den Arm nahm, ihm sagte, daß alles wieder gut würde, daß er sich bald besser fühlen würde; wollte, daß ihm jemand ein Aspirin und ein Glas Wasser gab und ihn wieder ins Bett brachte. Aber niemand tat es; und sein Bett war ein ganzes Leben weit weg. Er wusch sich mit Wasser aus dem Eimer das Erbrochene aus dem Gesicht und von den Händen. Dann spülte er sich den Mund aus. Und dann folgte er den vier Frauen leicht schwankend zum Frühstück.



»Kann ich mal die Kalbsfußsülze haben«, sagte Hunter mit vollem Mund.

Serpentines Eßzimmer befand sich auf dem kleinsten U-Bahnsteig, den Richard je gesehen hatte. Er war etwa dreieinhalb Meter lang, und den größten Teil davon nahm ein Eßtisch ein. Er war mit einer weißen Damasttischdecke und einem offiziellen Silberservice gedeckt. Darauftürmten sich übelriechende Lebensmittel. Die eingelegten Wachteleier, dachte Richard, stanken am schlimmsten.

Seine Haut war kalt und feucht, und seine Augen fühlten sich so an, als seien sie falsch herum eingesetzt worden, wobei sein gesamter Schädel offenbar gegen einen anderen ausgetauscht worden war, der zwei oder drei Nummern zu klein war.

Eine U-Bahn fuhr keine zwei Meter von ihnen entfernt vorbei; der Fahrtwind zerrte an ihrem Tisch. Der Lärm drang durch Richards Kopf wie ein heißes Messer durch Hirn. Er stöhnte auf.

»Dein Held verträgt nichts, wie ich sehe«, stellte Serpentine sachlich fest.

»Er ist nicht mein Held«, sagte Door.

»Ich fürchte doch. Mit der Zeit erkennt man solche Typen. Vielleicht verraten es ihre Augen.« Sie wandte sich zu der Frau in Schwarz um, die eine Art Majordomus zu sein schien. »Eine kleine Stärkung für den Herrn.«

Die Frau lächelte dünn und glitt davon.

Door stocherte in einem Pilzgericht. »Wir sind für all dies sehr dankbar, Lady Serpentine«, sagte sie.

Serpentine schniefte. »Einfach Serpentine, mein Kind. Ich habe keine Zeit für dumme Formalitäten. Nun. Du bist also Porticos älteste Tochter.«

Serpentine tauchte den Finger in die salzige Soße, die etwas enthielt, das aussah wie kleine Aale. Sie leckte den Finger ab und nickte anerkennend. »Ich hatte nicht viel übrig für deinen Vater.

Immer dieses Gefasel von der Vereinigung der Unterseite. So ein Unsinn. Dieser Dummkopf. Der hat doch das Schicksal herausgefordert. Das letzte Mal, als ich deinen Vater gesehen habe, habe ich ihm gesagt, wenn er jemals wieder hier auftaucht, werde ich ihn in eine Blindschleiche verwandeln.« Sie wandte sich Door zu. »Wie geht es deinem Vater übrigens?«

»Er ist tot«, sagte Door.

Serpentine sah sehr zufrieden aus. »Siehst du?« sagte sie. »Genau das hab' ich gemeint.«

Door sagte nichts.

Serpentine pflückte sich etwas aus den Haaren. Sie untersuchte es eingehend, zerquetschte es dann zwischen Daumen und Zeigefinger und ließ es auf den Bahnsteig fallen.

Dann wandte sie sich Hunter zu, die einen kleinen Berg eingelegerter Heringe vertilgte. »Du bist also auf der Jagd nach dem Ungeheuer?« fragte sie.

Hunter nickte mit vollem Mund.

»Dann brauchst du natürlich den Speer«, sagte Serpentine.

Die Frau mit der Wespentaille stand jetzt neben Richard, ein schmales Tablett in der Hand. Auf dem Tablett stand ein kleines Glas mit einer schreiend smaragdfarbenen Flüssigkeit. Richard starrte es an und warf dann Door einen Blick zu.

»Was geben Sie ihm?« fragte Door.

»Nichts, was ihm schaden würde«, sagte Serpentine mit einem frostigen Lächeln. »Ihr seid meine Gäste.«

Richard stürzte die grüne Flüssigkeit herunter, die nach Thymian und Pfefferminz und Wintermorgen schmeckte.

Er spürte sie hinunterrinnen und versuchte sich dagegen zu wappnen, daß sie ihm wieder hochkam. Doch dann holte er tief Luft und merkte ein wenig überrascht, daß sein Kopf nicht mehr wehtat.



Und daß er einen Bärenhunger hatte.



Old Bailey gehörte nun wirklich nicht zu den Menschen, die in die Welt gesetzt wurden, damit sie Witze erzählten. Trotz dieses Handicaps ließ er es sich nicht nehmen, ständig welche zu erzählen. Die Witze, die zu erzählen er sich nicht nehmen ließ, waren meistens überlange unverständliche Geschichten, die in einem traurigen Wortspiel endeten, das Old Bailey allerdings nur allzuoft vergessen hatte, bis es endlich so weit war.

Old Baileys Publikum beim Witzeerzählen bestand nur aus ein paar eingesperrten Vögeln, die - besonders die Krähen - seine Witze als tiefsinnige philosophische Gleichnisse betrachteten, die ihnen bedeutsame und scharfsinnige Einblicke in das verschafften, was es bedeutete, ein Mensch zu sein, und die ihn daher von Zeit zu Zeit um eine seiner Geschichten baten.

»Na gut, na gut, na gut«, sagte Old Bailey. »Sagt Bescheid, wenn ihr den schon kennt. Ein Mann kommt in eine Bar. Nein, das war kein Mann. Das ist der Witz daran. 'Tschuldigung. Das war ein Pferd. Ein Pferd ... nein ... eine Krawatte. Drei Krawatten. Genau. Drei Krawatten kommen in eine Bar.«

Eine riesige alte Krähe krächzte eine Frage.

Old Bailey rieb sich das Kinn und zuckte dann mit den Schultern. »Sie tun's eben. Das ist ein Witz. In dem Witz können sie laufen. Sie bestellt einen Drink für sich und je einen für ihre beiden Freunde. Und der Barman sagt, wir bedienen hier keine Krawatten. Zu einer der Krawatten.

Also. Die geht wieder zu ihren Freunden und sagt, die bedienen hier keine Krawatten. Das ist ein Witz, also geht die

mittlere auch hin, sie sind zu dritt, versteht ihr, und die dritte, die bindet sich ganz neu und zieht ein Ende von sich ganz raus. Und sie bestellt einen Drink.«

Die Krähe krächzte wieder altklug.

»Drei Drinks. Stimmt. Und der Barman sagt, hör mal, bist du nicht eine von diesen Krawatten? Und sie sagt, die Krawatte, sie brummelt: Nein, ich bin ein Knoten in Not. Knoten, in (K)Not sein, ohne K - verstanden? Wortspiel. Sehr, sehr lustig.«

Die Stare machten höfliche Geräusche. Die Krähen nickten und legten den Kopf zur Seite. Dann krächzte die älteste Krähe etwas.

»Noch einen? Also wißt ihr, ich bin doch keine Witzmaschine. Laßt mich mal überlegen ...«

Ein Geräusch drang aus dem Zelt. Ein tiefes, pulsierendes Geräusch, wie das Schlagen eines fernen Herzens. Old Bailey eilte hinein. Das Geräusch kam aus einer alten Holztruhe, in der Old Bailey die Sachen aufbewahrte, die ihm kostbar waren. Er öffnete die Truhe.

Das pochende Geräusch wurde sehr viel lauter.

Das kleine Silberkästchen lag zuoberst auf Old Baileys Schatz. Er streckte seine schwielige Hand aus und nahm es heraus. Ein rotes Licht pulsierte und glimmte rhythmisch darin, wie ein Herzschlag, und schien durch die silberne Filigranarbeit und durch die Ritzen und Halterungen.

»Er ist in Schwierigkeiten«, sagte Old Bailey.

Die älteste Krähe krächzte eine Frage.

»Der Marquis«, sagte Old Bailey. »Er ist in großen Schwierigkeiten.«



Richard hatte seinen zweiten Teller gerade halb aufgegessen, als Serpentine ihren Stuhl vom Tisch wegschob.

»Ich glaube, es reicht jetzt mit der Gastfreundschaft«, sagte sie »Mein Kind, junger Mann, guten Tag. Hunter ...« Sie hielt inne. Dann fuhr sie Hunter mit einem klauenähnlichen Finger die Kinnlade entlang. »Hunter, du bist hier immer willkommen.«

Sie nickte ihnen gebieterisch zu, stand auf und ging davon, gefolgt von dem Butler mit der Wespentaille.

»Wir sollten jetzt gehen«, sagte Hunter. Sie erhob sich vom Tisch, und Door und Richard folgten ihr, letzterer allerdings eher widerstrebend.

Sie gingen einen Korridor entlang, der so schmal war, daß nur einer zur Zeit hindurchpaßte. Sie stiegen ein paar Stein-  
stufen empor. Sie überquerten in der Finsternis eine eiserne Brücke, während unter ihnen U-Bahnen hallten. Dann betraten sie etwas, das offenbar ein endloses Netz unterirdischer Katakomben war, die nach Feuchtigkeit und Fäulnis rochen, nach Ziegeln und Steinen und Zeit.

»Das war also Ihre alte Chefin, hm? Die machte doch einen ganz netten Eindruck«, sagte Richard zu Hunter.

Hunter sagte nichts.

Door, die etwas wortkarg gewesen war, sagte: »Wenn auf der Unterseite die Kinder unartig sind, sagt man zu ihnen: >Wenn du nicht brav bist, kommt Serpentine dich holen.<<« »Oh«, sagte Richard. »Und Sie haben für sie gearbeitet, Hunter?«

»Ich habe für alle Seven Sisters gearbeitet.«

»Ich dachte, die hätten seit, ach, mindestens dreißig Jahren nicht mehr miteinander gesprochen«, sagte Door.

»Gut möglich. Aber damals sprachen sie noch miteinander.«

»Wie alt *sind* Sie denn?« fragte Door. Richard war froh, daß

sie gefragt hatte; er hätte sich das nie getraut.

»So alt wie meine Zunge«, sagte Hunter, »und ein bißchen älter als meine Zähne.«

»Wie auch immer«, sagte Richard, und es hörte sich an, als hätte er seinen Kater überwunden und wüßte genau, daß irgendwo über ihnen jemand einen schönen Tag genoß.

»Das war in Ordnung. Leckerer Essen. Und keiner hat versucht, uns umzubringen.«

»Ich bin sicher, das wird sich im Laufe des Tages noch ändern«, sagte Hunter völlig zutreffend. »In welcher Richtung geht es zu den Black Friars, Mylady?«

Door hielt inne und konzentrierte sich.

»Wir gehen am Fluß entlang«, sagte sie. »Dort drüben.«



»Kommt er schon wieder zu sich?« fragte Mr. Croup.

Mr. Vandemar piekte einen langen Finger in den leblosen Körper des Marquis. Dessen Atem ging flach. »Noch nicht, Mister Croup. Ich glaube, ich habe ihn kaputtgemacht.«

»Sie müssen vorsichtiger mit Ihren Spielzeugen umgehen, Mister Vandemar«, sagte Mr. Croup.

## *Kapitel Elf*

Hunter, worauf haben Sie es eigentlich abgesehen?« fragte Richard.

Die drei gingen am Ufer eines unterirdischen Flusses entlang.

Richard betrachtete respektvoll das graue Wasser, das eine Armlänge entfernt rauschte und wogte. Dies war nicht die Sorte Fluß, in den man hineinfiel und aus dem man dann wieder herausstieg. Es war die andere Sorte.

»Abgesehen?«

»Na ja«, sagte er. »Ich versuche, ins richtige London zurückzukommen und in mein altes Leben. Door will herausfinden, wer ihre Familie umgebracht hat. Und worauf haben Sie es abgesehen?«

Sie quälten sich Schritt für Schritt am Ufer entlang. Hunter ging voraus. Sie sagte nichts.

Der Fluß floß gemächlicher und mündete in einen kleinen unterirdischen See. Sie gingen am Ufer entlang, ihre Lampen spiegelten sich im schwarzen Wasser, die Reflektion wurde vom Flußnebel verwischt.

»Also, was ist es?« fragte Richard. Eigentlich erwartete er gar keine Antwort.

Hunters Stimme war leise und eindringlich. Sie ließ sich nicht aus dem Takt bringen. »Ich habe in der Kanalisation unter New York mit dem großen blinden weißen Alligatorkönig gekämpft. Er war neun Meter lang, mit Abwässern gemästet und ein gefährlicher Gegner. Und ich habe ihn besiegt, und ich habe ihn getötet. Seine Augen waren wie rie-

sige Perlen in der Finsternis.«

Ihre Stimme mit dem seltsamen Akzent hallte durch den Untergrund, vom Nebel umschlungen.

»Ich habe mit dem Bären gekämpft, der in der Stadt unter Berlin jagte. Er hatte tausend Männer getötet, und das getrocknete Blut von hundert Jahren klebte braun und schwarz an seinen Klauen, aber mir mußte er sich geschlagen geben. Er flüsterte Worte in einer menschlichen Sprache, als er starb.«

Der Nebel hing tief über dem See. Richard bildete sich ein, er könne die Kreaturen sehen, von denen sie sprach, weiße Schemen, die sich im Dunst krümmten.

»Es gab einen schwarzen Tiger in der Unterstadt von Kalkutta. Einen Menschenfresser, intelligent und verbittert, von der Größe eines kleinen Elefanten. Ein Tiger ist ein würdiger Gegner. Ich habe ihn mit meinen bloßen Händen besiegt.«

Er warf Door einen Blick zu. Sie lauschte Hunter aufmerksam: Dies war also auch ihr neu.

»Und ich werde das Ungeheuer von London erlegen. Es heißt, sein Fell starre vor Schwertern und Speeren und Messern von jenen, die vergeblich versucht haben, es zu töten. Seine Stoßzähne sind Rasiermesser, und seine Hufe sind Donnerkeile. Ich werde es töten, oder ich werde bei dem Versuch umkommen.«

Ihre Augen leuchteten bei dem Gedanken an ihre Beute. Der Flußnebel wurde langsam zu einer dicken gelben Brühe. Eine Glocke schlug nicht weit von ihnen dreimal. Man hörte sie über das Wasser schallen.

Es wurde langsam heller. Richard glaubte, er könne um sie herum die Umrisse von Gebäuden erkennen. Der gelbgrüne Nebel verdickte sich: Er schmeckte nach Asche und dem Schmutz von tausend Jahren in der Stadt. Er klebte an ihren

Limpen und dämpfte das Licht.

»Was ist das?« fragte er.

»Der Londoner Nebel«, sagte Hunter.

»Aber den gibt es doch schon seit Jahren nicht mehr, oder? Seit dem Clean Air Act und so weiter.« Richard ertappte sich dabei, wie er an die Sherlock-Holmes-Bücher seiner Kindheit dachte. »Wie wurde er noch mal genannt?«

»Erbsensuppe«, sagte Door. »Waschküche. Auf der Oberseite hat es jetzt seit bestimmt vierzig Jahren keinen mehr gegeben. Sein Geist spukt bei uns hier unten. Hm. Kein Geist. Eher ein Echo.«

Richard atmete einen Strang des gelbgrünen Nebels ein und begann zu husten.

»Das klingt gar nicht gut«, sagte Door.

»Hab' was in den falschen Hals gekriegt«, sagte Richard.

Der Boden wurde klebriger, matschiger: Er sog beim Gehen an Richards Füßen.

»Immerhin«, sagte er, um sich zu beruhigen, »ein bißchen Nebel hat noch keinem geschadet.«

Door schaute ihn mit großen Koboldaugen an. »1952 gab es einen, der schätzungsweise viertausend Leute das Leben gekostet hat.«

»Leute von hier?« fragte er. »Aus Unter-London?«

»Ihre Leute«, sagte Hunter.

Richard war durchaus bereit, das zu glauben. Er dachte daran, die Luft anzuhalten, doch der Nebel wurde dicker. Der Boden wurde breiiger. »Ich versteh' das nicht. Wieso habt ihr hier unten Nebel, und wir haben keinen?«

Door kratzte sich an der Nase. »Es gibt in London kleine Blasen der alten Zeit, in denen die Dinge und Orte sich nicht verändern, genau wie in den Blasen in Bernstein«, erklärte

sie. »Es gibt eine Menge Zeit in London, und die muß schließlich irgendwohin - es wird nicht alles auf einmal verbraucht.«

»Vielleicht bin ich noch nicht wieder ganz klar im Kopf«, seufzte Richard. »Aber das machte beinahe Sinn.«



Der Abt wußte, daß der heutige Tag Pilger bringen würde.

Dies Wissen stammte aus seinen Träumen; es umgab ihn wie die Finsternis. So wurde es ein Tag des Wartens, was, wie er wußte, eine Sünde war: der Augenblick wollte erlebt werden; Warten war eine Sünde, nicht nur wider die Zeit, die noch kommen würde, sondern auch wider den Augenblick, dem man gerade keine Beachtung schenkte.

Dennoch wartete er.

Jeden Gottesdienst des Tages, jede ihrer kärglichen Mahlzeiten verbrachte der Abt aufmerksam darauf lauschend, ob endlich die Glocke ertönte, ob er endlich erfahren würde, wer und wie viele es waren.

Er ertappte sich dabei, daß er auf einen sauberen Tod hoffte.

Der letzte Pilger hatte noch fast ein Jahr überlebt, als sabberndes, schreiendes Etwas. Der Abt betrachtete seine Blindheit weder als Segen noch als Fluch: Sie war einfach *da*, aber dennoch war er dankbar gewesen, daß er das Gesicht der armen Kreatur nicht hatte sehen können. Bruder Jet, der sich um sie gekümmert hatte, wachte nachts immer noch schreiend mit ihrem verzerren Gesicht vor Augen auf.

Am späten Nachmittag schlug die Glocke dreimal. Der Abt kniete gerade in der Kapelle und verharrte vor dem, was in die Obhut seines Ordens gegeben worden war. Er richtete



sich auf, tastete sich zum Korridor und wartete dort.

»Vater?« Die Stimme gehörte Bruder Fuliginous.

»Wer bewacht die Brücke?« fragte der Abt ihn. Seine Stimme klang für einen alten Mann überraschend tief und melodios.

»Bruder Sable«, kam die Antwort aus der Finsternis.

Der Abt streckte die Hand aus, ergriff den Ellenbogen des jungen Mannes und ging langsam neben ihm her durch die Korridore der Abtei.



Es war kein fester Boden mehr da und kein See. Sie waten in dem gelben Nebel durch eine Art Sumpf. Es spritzte und matschte.

»Das ist ekelhaft«, sagte Richard. Es durchweichte seine Schuhe, drang in seine Socken und freundete sich viel intensiver mit seinen Zehen an, als Richard lieb war.

Vor ihnen ragte eine Brücke aus dem Sumpf, und eine schwarzgekleidete Gestalt wartete an ihrem Ende. Er trug die schwarze Tracht eines Dominikanermönchs. Seine Haut hatte die dunkle Farbe alten Mahagonis. Er war ein großer Mann, und er hatte einen hölzernen Stock in der Hand, der so groß war wie er selbst.

»Haltet ein!« rief er »Sagt mir eure Namen und euren Rang.«

»Ich bin Lady Door.«, sagte Door »Ich bin Porticos Tochter, vom Hause Arch.«

»Ich bin Hunter. Ich bin ihre Leibwächterin.«

»Richard Mayhew.«, sagte Richard. »Naß.«

»Und ihr wollt passieren?«

Richard trat vor. »Ja, so ist es. Wir sind wegen eines Schlüssels hier.«

Der Mönch sagte nichts. Er hob seinen Stock und stieß Richard damit sanft vor die Brust. Richard verlor den Halt, und er landete in dem schlammigen Wasser (oder, um einen Tick genauer zu sein, in dem wäßrigen Schlamm).

Der Mönch wartete einen Moment, um zu sehen, ob Richard sich erheben und zu kämpfen beginnen würde. Aber nein.

Hunter war es, die vortrat.

Richard rappelte sich aus dem Schlamm auf und verfolgte mit offenem Mund seinen ersten Stockkampf.

Der Mönch war gut. Er war größer als Hunter und, wie Richard vermutete, kräftiger. Hunter hingegen war schneller als der Mönch.

Die hölzernen Stöcke klickten und knallten im Nebel aufeinander.

Der Stock des Mönchs traf Hunter plötzlich in die Magen-grube. Sie stolperte in den Schlamm. Er kam näher - zu nah, denn er erkannte, daß es ein Täuschungsmanöver gewesen war und ihr Stock traf ihn heftig und präzise in die Kniekehlen, und seine Beine gaben nach.

»Genug! « rief eine Stimme von der Brücke.

Hunter trat einen Schritt zurück. Sie stand neben Richard und Door.

Der große Mönch erhob sich aus dem Schlamm. Seine Lippe blutete. Er verneigte sich tief vor Hunter und ging dann zum Fuß der Brücke.

Wer ist das, Bruder Sable?« rief die Stimme.

»Lady Door, Lord Porticos Tochter vom Hause Arch, Hunter, ihre Leibwächterin, und Richard Mayhew Naß, ihr Begleiter«, sagte Bruder Sable durch seine aufgesprungenen Lip-

pen. »Sie hat mich in einem fairen Kampf besiegt, Bruder Fuliginous.«

»Laß sie heraufkommen«, sagte die Stimme.

Hunter ging voran zur Brücke. Auf dem Scheitelpunkt der Brücke wartete ein weiterer Mönch auf sie. Bruder Fuliginous. Er war jünger und kleiner als der erste Mönch, den sie getroffen hatten, aber genauso gekleidet. Seine Haut war von einem tiefen, satten Braun.

Weitere schwarzgekleidete Gestalten standen kaum sichtbar im gelben Nebel. Weitere Black Friars, vermutete Richard.

Der zweite Mönch starrte die drei einen Moment lang an und sagte dann:

»Wenn ich den Kopf drehe, ist der Weg frei. Dreh ich ihn wieder, kommt keiner vorbei. Ein Gesicht hab' ich nicht, doch Zähne durchaus. Also - wer bin ich? Wer findet's heraus?«

Door trat einen Schritt vor. Sie leckte sich die Lippen und schloß halb die Augen. »Wenn ich den Kopf drehe ...«, sprach sie grübelnd vor sich hin. »Zahne durchaus ... ist der Weg frei ...« Dann breitete sich ein Lächeln auf ihrem Gesicht aus. Sie blickte zu Bruder Fuliginous empor. »Ein Schlüssel«, sagte sie. »Die Antwort heißt: ein Schlüssel.«

»Sehr schlau«, sagte Bruder Fuliginous. »Damit seid ihr schon zwei Schritte weiter. Einer fehlt noch.«

Ein sehr alter Mann trat aus dem gelben Nebel und ging vorsichtig auf sie zu, wobei er sich mit seiner schwieligen Hand an der steinernen Brücke festhielt. Er blieb stehen, als er bei Bruder Fuliginous angekommen war. Seine Augen waren milchigweiß, vom grauen Star getrübt. Richard mochte ihn vom ersten Augenblick an.

»Wie viele sind es?« fragte er den jüngeren Mann mit tiefer und beruhigender Stimme.

»Drei, Vater Abt.«

»Und hat einer davon den ersten Pfortner besiegt?«

»Ja, Vater Abt.«

»Und hat einer davon dem zweiten Pfortner richtig geantwortet?«

»Ja, Vater Abt.«

»Also steht noch einem von ihnen die Bewährungsprobe bevor. Er oder sie soll jetzt vortreten.«

Door sagte: »Oh, nein.«

Hunter sagte: »Lassen Sie mich an seiner Stelle gehen. Ich werde die Bewährungsprobe machen.«

Bruder Fuliginous schüttelte den Kopf. »Das können wir nicht erlauben.«

Als Richard ein kleiner Junge war, hatte er mal auf einem Schulausflug ein Schloß in der Nähe seines Heimatortes besucht. Er war mit seiner Klasse die vielen Stufen bis zum höchsten Punkt des Schlosses hinaufgestiegen, einem teilweise verfallenen Turm. Während sie dort oben standen, erklärte ihnen der Lehrer die Landschaft, die sich unter ihnen ausbreitete.

Selbst in jenem Alter hatte Richard bereits Höhenangst gehabt. Er hatte sich an das Sicherheitsgeländer geklammert, die Augen zusammengekniffen und versucht, nicht hinunterzusehen.

Der Lehrer hatte ihnen erzählt, daß man von der Spitze des Turms bis zum Fuß des Berges, über dem er auftrug, hundert Meter tief stürzte. Und er hatte ihnen erklärt, daß ein Groschen, den man von der Turmspitze hinunterwarf, am Fuß des Berges genug Kraft hätte, um den Schädel eines Mannes zu durchschlagen.

In jener Nacht lag Richard im Bett und stellte sich den Gro-

schen vor, wie er mit der Kraft einer Pistolenkugel oder eines Donnerkeils hinunterfiel. Er sah immer noch aus wie ein Groschen, doch im Fallen wurde er zur Mordwaffe ...

*Eine Bewährungsprobe.*

Bei Richard fiel der Groschen. Ein spezieller Groschen.

»Moment mal«, sagte er. »Noch mal von vorn. Hm-mm: Bewährungsprobe. Da steht jemandem eine Bewährungsprobe bevor. Jemandem, der sich nicht im Schlamm herumgeprügelt hat und der es nicht geschafft hat, das >Mein-erster-Buchstabe- findet-sich-in-Robert,-aber-nicht-in-Bett<-Rätsel zu lösen ...«

Er faselte Unsinn. Er hörte sich faseln, und es war ihm völlig egal.

»Diese Bewährungsprobe«, fragte er den Abt, »wie schwer ist die? Etwa so wie ein Besuch bei einer ziemlich übellaunigen älteren Verwandten oder eher so, als würde man die Hand in siedendes Wasser tauchen, um zu sehen, wie schnell die Haut abgeht?«

»Hier entlang«, sagte der Abt.

»Bei ihm sind Sie an der falschen Adresse«, sagte Door. »Nehmen Sie eine von uns.«

»Drei von euch sind gekommen. Es gibt drei Prüfungen. Jeder von euch absolviert eine Prüfung: So ist es gerecht«, sagte der Abt. »Wenn er die Bewährungsprobe besteht, kehrt er zu euch zurück.«

Eine leichte Brise lockerte den Nebel ein wenig auf. Die anderen dunklen Gestalten waren, wie Richard es sich gedacht hatte, weitere Black Friars. Jeder Mönch hielt eine Armbrust in den Händen. Jede Armbrust war auf Richard oder auf Hunter oder auf Door gerichtet. Sie schlossen die Reihen und schnitten Richard so von Hunter und Door ab.

»Wir suchen einen Schlüssel -«, sagte Richard.

»Ja«, sagte der Abt.

»Er ist für einen Engel«, erklärte Richard.

»Ja«, sagte der Abt. Er streckte eine Hand aus und fand Bruder Fuliginous' Armbeuge.

Richard senkte die Stimme. »Hören Sie, einem Engel kann man doch keine Bitte abschlagen, besonders nicht als Mann Gottes wie Sie ... Warum lassen wir die Sache mit der Bewährungsprobe nicht einfach aus? Wenn Sie mir den Schlüssel geben, sage ich den anderen, wir hätten die Prüfung gemacht.«

Der Abt begann, die Wölbung der Brücke hinabzugehen. An ihrem Fuß befand sich eine Tür, die offenstand. Richard folgte ihm. Manchmal kann man einfach nichts tun.

»Als unser Orden gegründet wurde, wurde uns der Schlüssel anvertraut. Er ist eine der heiligsten und mächtigsten Reliquien, die es gibt. Wir müssen ihn weitergeben, aber nur an denjenigen, der die Bewährungsprobe besteht und sich als würdig erweist.«

Richard hinterließ eine Spur nassen Schlamms auf dem Weg durch die gewundenen, engen Korridore.

»Wenn ich die Prüfung nicht bestehe, dann bekommen wir den Schlüssel nicht, oder?«

»Nein, mein Sohn.«

Richard dachte kurz darüber nach. »Könnte ich es ein zweites Mal probieren?«

»Eher nicht, mein Sohn«, sagte der Abt. »Wenn das geschehen sollte, bist du aller Wahrscheinlichkeit nach ...«, er zögerte und sagte dann: »... jenseits von Gut und Böse. Aber Sorge dich nicht, vielleicht bist du derjenige, dem der Schlüssel zufällt, hm?«

In seiner Stimme lag etwas gespenstisch Beruhigendes, das viel erschreckender war als jeder Versuch, Richard Angst zu

machen.

»Sie würden mich umbringen?«

Der Abt starrte mit milchigblauen Augen geradeaus. Seine Stimme klang ein klein wenig vorwurfsvoll. »Wir sind heilige Männer«, sagte er. »Nein, die Bewährungsprobe bringt dich um.«

Sie gingen eine Treppe hinunter in einen niedrigen Raum, eine Art Krypta mit seltsam geschmückten Wänden.

»Jetzt«, sagte der Abt. »Lächeln!«

Ein elektrischer Kamerablitz zischte auf und blendete Richard für einen Moment. Als er wieder sehen konnte, hatte Bruder Fuliginous die abgenutzte Polaroidkamera wieder gesenkt und riß gerade das Foto heraus.

Der Mönch wartete, bis es fertig entwickelt war, und dann heftete er es an die Wand.

»Das hier sind die, die es vergeblich versucht haben«, seufzte der Abt. »Wir haben ihnen eine Wand gewidmet, damit keiner von ihnen vergessen wird. Auch das ist unsere Pflicht: Gedenken.«

Richard starrte die Gesichter an. Ein paar Polaroids; zwanzig oder dreißig andere Fotos, ein paar Gummidrucke und Daguerrotypien; und danach Bleistiftskizzen und Aquarelle und Miniaturen. Sie zogen sich an der ganzen Wand entlang. Die Mönche betrieben das schon seit geraumer Zeit.



Door schauderte. »Ich bin so dumm«, murmelte sie. »Das hätte ich wissen müssen. Schließlich sind wir zu dritt. Ich hatte nicht so voreilig sein dürfen.«

Hunters Kopf bewegte sich von einer Seite zur anderen. Sie hatte sich die Position eines jeden Mönchs, einer jeden Arm-

brust eingeprägt; sie hatte das Risiko berechnet, mit dem sie Door über die Brücke schaffen konnte: erstens unverletzt, zweitens leichtverletzt, und drittens, wenn sie selber schwere, Door aber nur leichte Verletzungen erleiden würde. Jetzt rechnete sie alles noch einmal nach. »Und was hätten Sie anders gemacht, *wenn* Sie es gewußt hätten?« fragte sie.

»Vor allem hätte ich *ihn* nicht hierher mitgenommen«, sagte Door. »Ich hätte den Marquis geholt.«

Hunter legte den Kopf zur Seite. »Trauen Sie ihm?« fragte sie direkt, und Door wußte, daß sie de Carabas meinte und nicht Richard.

»Ja«, sagte Door. »Mehr oder weniger.«

*Door war seit gerade zwei Tagen fünf Jahre alt. Der Markt wurde an jenem Tag in den Gärten von Kew abgehalten, und ihr Vater hatte sie mitgenommen, als Geburtstagsgeschenk. Es war ihr erster Markt.*

*Sie befanden sich im Schmetterlingshaus, umgeben von leuchtendbunten Flügeln, irisierenden federleichten Dingern, die sie verzauberten und faszinierten, als ihr Vater sich neben sie kauerte.*

»Door?« sagte er. »Dreh dich langsam um, und schau dort hinüber, zur Tür.«

*Sie drehte sich um und sah hin. Ein dunkelhäutiger Mann in einem voluminösen Mantel, das schwarze Haar zu einem langen Pferdeschwanz zusammengebunden, stand neben der Tür und redete mit zwei goldhäutigen Zwillingen, einem jungen Mann und einer jungen Frau. Die junge Frau weinte, wie Erwachsene weinen: Sie unterdrücken es, so sehr sie können, und hassen es, wenn es sich dennoch seinen Weg bahnt und sie dabei häßlich und komisch aussehen läßt.*

*Door wandte sich wieder den Schmetterlingen zu.*



*»Hast du ihn gesehen?« fragte ihr Vater.*

*Sie nickte.*

*»Das ist der Marquis de Carabas«, sagte er. »Er ist ein Lügner und Betrüger und vielleicht sogar so etwas wie ein Ungeheuer. Wenn du je in Not bist, geh zu ihm. Er wird dich beschützen, Mädchen. Er muß.«*

*Und Door schaute sich noch einmal nach dem Mann um. Er hatte den Zwilligen seine Hände auf die Schultern gelegt und führte sie aus dem Raum; doch er warf einen Blick über die Schulter zurück, als er ging, und er zwinkerte ihr zu.*

Die Mönche, die sie umringten, wirkten im Nebel wie dunkle Geister. Door erhob die Stimme. »Verzeihung, Bruder«, rief sie Bruder Säble zu. »Wenn unser Freund, der gegangen ist, um den Schlüssel zu holen, scheitert, was geschieht dann mit uns?«

Er trat einen Schritt auf sie zu.

»Wir begleiten Sie hier heraus, und wir lassen Sie gehen.«

»Was ist mit Richard?« fragte sie.

Sie sah, wie er unter seiner Kapuze den Kopf schüttelte, traurig, endgültig.

»Ich hätte den Marquis mitnehmen sollen«, sagte Door; und sie fragte sich, wo er war und was er gerade tat.



Der Marquis de Carabas wurde gerade auf einem großen x-förmigen Holzgebilde gekreuzigt, das Mr. Vandemar aus ein paar alten Paletten, dem Teil eines Stuhls, einem Holztor und etwas, das offenbar ein Wagenrad war, zusammengebastelt hatte. Außerdem hatte er eine große Schachtel rostiger Nägel zu Hilfe genommen. Mr. Vandemar stand auf einer Leiter und zog die ganze Vorrichtung hoch.

»Ein bißchen höher«, rief Mr. Croup, der unten auf der Erde stand. »Ein bißchen nach links. Ja. Genau. Wunderbar.«

Es war schon sehr lange her, seit sie das letzte Mal jemanden gekreuzigt hatten.

Die Arme und Beine des Marquis de Carabas waren zu einem breiten X gespreizt. Nägel steckten in seinen Händen und Füßen. Um seine Mitte war ein Seil gebunden. Er war bewußtlos.

Das ganze Gebilde baumelte, von mehreren Seilen gehalten, in der Luft, dort, wo sich früher einmal die Kantine des Krankenhauses befunden hatte.

Mr. Croup hatte am Boden einen großen Berg scharfer Gegenstände zusammengetragen: von Rasierern und Küchenmessern bis zu herrenlosen Skalpellern und Lanzetten und ein paar interessanten Sachen, die Mr. Vandemar in der ehemaligen zahnärztlichen Abteilung gefunden hatte. Es war sogar ein Schürhaken aus dem Heizraum darunter.

»Warum schauen Sie nicht mal nach, wie es ihm geht, Mister Vandemar?« fragte er.

Mr. Vandemar streckte seinen Hammer aus und hob damit das Kinn des Marquis an.

Die Lider des Marquis zitterten und öffneten sich. Er holte tief Luft und spuckte Mr. Croup einen Klumpen scharlachroten Blutes ins Gesicht.

»Wie unartig«, sagte Mr. Croup streng. In Wirklichkeit war er recht erfreut.

Wurfübungen machen viel mehr Spaß, wenn das Ziel wach ist.



Der Kessel brodelte heftig. Richard betrachtete das kochende Wasser und fragte sich, was sie wohl damit anstellen würden. Seine Phantasie hatte mit Leichtigkeit alle möglichen Antworten parat.

Keine davon war richtig.

Das kochende Wasser wurde in eine Kanne geschüttet, und Bruder Fuliginous fügte drei Löffel Teeblätter hinzu. Die sich daraus ergebende Flüssigkeit wurde aus der Kanne, durch ein Teesieb in drei Porzellantassen gegossen.

Der Abt hob seinen Kopf, sog die Luft ein und lächelte. »Der erste Teil der Bewährungsprobe«, sagte er, »ist eine schöne Tasse Tee. Nimmst du Zucker?«

»Nein danke«, sagte Richard mißtrauisch.

Bruder Fuliginous goß ein wenig Milch in den Tee und reichte Richard eine Tasse mit Untertasse.

»Ist er vergiftet?« fragte Richard.

Der Abt sah beinahe beleidigt aus. »Gute Güte, nein.«

Richard nippte an dem Tee, der mehr oder weniger genau wie Tee schmeckte. »Aber es *gehört* zur Prüfung?«

Bruder Fuliginous nahm die Hände des Abts und legte sie um eine Tasse Tee.

»In gewisser Weise. Wir servieren den Suchenden immer gern eine Tasse Tee, bevor sie beginnen. Für uns gehört das zur Prüfung. Für dich nicht.« Der Abt nippte an seinem Tee, und ein glückseliges Lächeln breitete sich auf seinem uralten Gesicht aus. »Ziemlich guter Tee, alles in allem.«

Richard setzte seine Teetasse ab. »Hätten Sie dann etwas dagegen«, fragte er, »wenn wir jetzt einfach mit der Prüfung weitermachen würden?«

»Keineswegs«, sagte der Abt. »Keineswegs.«

Er stand auf. Die drei gingen zu einer Tür am entgegenge-

setzten Ende des Raums.

»Gibt es ...«, Richard zögerte und versuchte, sich zu entscheiden, was er fragen wollte. Dann sagte er: »Gibt es irgend etwas, das Sie mir über die Prüfung sagen können?«

Der Abt schüttelte den Kopf.

Es gab wirklich nichts zu sagen: Er pflegte den Suchenden zur Tür zu geleiten. Und dann wartete er ein oder zwei Stunden. Danach ging er wieder hinein und holte die Überreste des Suchenden aus der Kapelle und bestattete sie in der Gruft. Und manchmal war einer noch nicht tot, obwohl man das, was von ihm übrig war, auch nicht *lebendig* nennen konnte. Und für diese Unglücklichen sorgten die Black Friars, so gut sie eben konnten.

»Na gut«, sagte Richard. Und er lächelte. »Also dann: Macduff, voran.«

Bruder Fuliginous zog die Bolzen an der Tür zurück. Sie knallten wie zwei Schüsse. Er zog die Tür auf.

Richard trat hindurch.

Bruder Fuliginous stieß die Tür hinter ihm zu und verriegelte sie wieder.

Er geleitete den Abt zu seinem Stuhl zurück und gab dem alten Mann die Teetasse wieder in die Hand. Der Abt nippte schweigend an seinem Tee. Und dann sagte er: »Eigentlich heißt es >Macduff, stoß zu<. Aber ich hab' es nicht übers Herz gebracht, ihn zu verbessern. Er klang wie ein sehr netter junger Mann.«

## *Kapitel Zwölf*

Richard Mayhew ging den U-Bahnsteig entlang.

Die Haltestelle erkannte er nicht. Es war eine Station der District Line: Auf dem Schild stand BLACK-FRIARS.

Der Bahnsteig war leer. Irgendwo rührte ein U-Bahnzug und blies einen Geisterwind herüber, der ein Exemplar der *Sun* in einzelne Seiten zerlegte und Brüste und Beleidigungen über den Bahnsteig huschen und auf die Gleise taumeln ließ.

Richard schaute von links nach rechts.

Dann setzte er sich auf eine Bank und wartete darauf, daß etwas geschah.

Nichts geschah.

Er rieb sich den Kopf, und ihm war etwas übel.

Auf dem Bahnsteig erklangen Schritte. Er blickte auf: Ein affektiert wirkendes Kind ging an ihm vorbei, Hand in Hand mit einer Frau, die aussah wie eine größere, ältere Ausgabe des Kindes. Sie sahen ihn an, und dann schauten sie ziemlich offensichtlich weg.

»Geh nicht zu dicht an ihn ran, Melanie«, mahnte die Mutter in einem äußerst hörbaren Flüsterton.

Melanie starrte Richard an, wie Kinder einen anstarren, ohne Verlegenheit oder Hemmungen. Dann sah sie wieder ihre Mutter an. »Warum leben solche Menschen weiter?« fragte sie neugierig.

»Zu feige, um allem ein Ende zu machen«, erklärte ihre Mutter.

Melanie riskierte noch einen Blick. »Jämmerlich«, sagte sie.

Ihre Füße klackten den Bahnsteig entlang davon, und bald waren sie fort.

Er fragte sich, ob er sich das eingebildet hatte. Er versuchte sich zu erinnern, warum er sich auf diesem Bahnsteig befand. Wartete er auf eine U-Bahn? Wo wollte er hin?

Er wußte es nicht.

Er saß da. Träumte er? Er betastete mit den Händen den harten Plastiksitz unter sich, stampfte mit schlammverkrusteten Schuhen auf den Bahnsteig (woher kam der Schlamm?), berührte sein Gesicht ... Nein. Das war kein Traum. Wo er auch war, es war Wirklichkeit.

Er fühlte sich seltsam: losgelöst und deprimiert und entsetzlich, merkwürdig traurig.

Jemand setzte sich neben ihn. Richard blickte nicht auf, wandte nicht den Kopf.

»Hallo«, sagte eine vertraute Stimme. »Wie geht's dir, Dick? Alles in Ordnung?«

Richard sah auf. Er spürte, wie sein Gesicht sich zu einem Lächeln verzog, wie die Hoffnung ihn wie ein Faustschlag vor die Brust traf. »Garry?« fragte er ängstlich. Dann: »Du kannst mich sehen?«

Garry grinste. »Du warst schon immer ein Witzbold«, sagte er. »Echt 'n lustiger Typ.«

Garry trug Anzug und Krawatte. Er war sauber rasiert, und jedes Haar lag an seinem Platz. Richard wurde klar, wie er selbst aussehen mußte: schlammverkrustet, unrasiert, zerknittert ...

»Garry? Ich ... hör zu, ich weiß, wie ich aussehen muß. Ich kann das erklären.« Er dachte kurz nach. »Nein ... kann ich nicht. Nicht wirklich.«

»Schon gut«, sagte Garry. Seine Stimme klang besänftigend, vernünftig. »Ich weiß nicht recht, wie ich es dir sagen soll. Ist mir 'n bißchen unangenehm.« Er zögerte. »Schau

mal«, erklärte er. »Ich bin nicht wirklich hier.«

»Doch, das bist du«, sagte Richard.

Garry schüttelte mitleidig den Kopf. »Nein«, sagte er. »Bin ich nicht. Ich bin du. Du sprichst mit dir selbst.«

Richard überlegte dunkel, ob das einer von Garrys Witzen war.

»Vielleicht wird dies ...« sagte Gary. Er hob die Hände an sein Gesicht, drückte daran herum, quetschte, modellierte.

Es verformte sich wie Knetmasse.

»Ist es so besser?« sagte die Person, die Garry gewesen war, mit einer Stimme, die nervenzerreißend vertraut klang. Richard kannte dieses Gesicht. Er hatte es, seit er die Schule verlassen hatte, an den meisten Wochentagen morgens rasiert. Er hatte ihm die Zähne geputzt, die Pickel ausgedrückt und gelegentlich gewünscht, es würde eher so aussehen wie das von Tom Cruise oder John Lennon oder ...

Es war sein Gesicht.

»Du sitzt in der Rush-hour an der Haltestelle Blackfriars«, sagte der andere Richard. »Du führst Selbstgespräche. Und du weißt, was man über Leute sagt, die Selbstgespräche führen. Du rückst der Vernunft jetzt allerdings wieder ein wenig näher.«

Und der feuchte, schlammverkrustete Richard starrte dem sauberen, gutangezogenen Richard ins Gesicht, und er sagte: »Ich weiß nicht, wer Sie sind oder was Sie vorhaben. Aber Sie sind nicht besonders überzeugend: Sie sehen mir nicht mal ähnlich.«

Er wußte, daß er log.

Sein anderes Ich lächelte traurig und schüttelte den Kopf.

»Ich bin du, Richard. Ich bin das, was von deiner Vernunft übrig ist...« Der andere Richard starrte ihn aufmerksam an. »Konzentriere dich! Sieh dir diesen Ort an, bemühe dich, die

Menschen wahrzunehmen, versuche, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen ... du bist bereits dichter an der Realität, als du es in der ganzen letzten Woche warst ...«

»Das ist alles Quatsch«, sagte Richard, ausdruckslos, verzweifelt.

Er schüttelte den Kopf, doch er blickte auf den Bahnsteig.

Irgend etwas flackerte am Rande seines Sichtfeldes.

Er folgte der Bewegung mit dem Kopf, doch es war fort.

»Schau hin«, flüsterte sein Doppelgänger mit dieser Stimme, die Richard nur allzu gut kannte.

Er stand auf dem leeren, schwach beleuchteten Bahnsteig einer U-Bahn-Haltestelle, die wirkte wie ein einsames Mausoleum.

Und dann ...

Der Lärm und das Licht trafen ihn wie ein brutaler Hieb.

Er stand an der Haltestelle Blackfriars, mitten in der Rush-hour. Leute hasteten an ihm vorbei: eine Explosion von Lärm und Licht, von drängelnden Menschen.

An der Haltestelle wartete ein Zug. Richard sah sein Spiegelbild in einem Fenster.

Und so sah er aus:

Er sah wahnsinnig aus. Er hatte sich eine Woche lang nicht rasiert. Verkrustetes Essen klebte um seinen Mund und in seinem Bart. Er hatte ein relativ frisches blaues Auge, auf einem Nasenflügel wuchs eine Entzündung, ein schreiend roter Karbunkel. Er war schmutzig, von schwarzem, verkrustetem Dreck bedeckt, der seine Poren verstopfte und unter seinen Fingernägeln lebte. Seine Augen waren rot und glasig. Sein Haar war verfilzt und wirr.

Er war ein verrückter Obdachloser, der mitten in der Rush-hour auf dem Bahnsteig einer von Menschen wimmelnden



U-Bahn-Haltestelle stand.

Er vergrub sein Gesicht tief in den Händen.

Ab er es wieder hob, waren die Menschen fort. Der Bahnsteig war wieder dunkel, und er war allein.

Eine Hand fand die seine, hielt sie und drückte sie dann. Eine Frauenhand. Er roch ein vertrautes Parfüm.

Der andere Richard saß zu seiner Linken. Jessica saß zu seiner Rechten, hielt seine Hand und sah ihn an. Diesen Ausdruck hatte er noch nie auf ihrem Gesicht gesehen.

»Jess?« sagte er.

Jessica schüttelte den Kopf. Sie ließ seine Hand los. »Leider nicht«, sagte sie. »Ich bin immer noch du. Aber du mußt nur zuhören, Liebling. Du bist so dicht an der Realität wie schon -«

»Andauernd redet ihr von der Realität, von der Vernunft, ich weiß nicht, was ihr ...« Er hielt inne. Etwas fiel ihm wieder ein. Er schaute die andere Ausgabe seiner selbst an, die Frau, die er geliebt hatte. »Gehört das zu der Prüfung?« fragte er.

»Prüfung?« fragte Jessica Sie wechselte einen besorgten Blick mit dem anderen Richard-der-nicht-er-war.

»Ja. Prüfung. Bei den Black Friars, die unter London leben.«, sagte Richard Während er es sagte, wurde es realer. »Es gibt da einen Schlüssel. Den muß ich für einen Engel namens Islington besorgen. Wenn ich ihm den Schlüssel besorge, schickt er mich wieder nach Haus.« Sein Mund wurde trocken, und er schwieg.

»Nun hör bloß mal«, sagte der andere Richard »Merkst du nicht selbst, wie lächerlich das alles klingt?«

Jessica sah aus, als versuchte sie, nicht zu weinen Ihre Augen glitzerten feucht. »Du absolvierst hier keine Prüfung, Richard. Du - du hattest eine Art Nervenzusammenbruch. Vor

ein paar Wochen. Ich glaube, du bist einfach durchgedreht. Ich habe unsere Verlobung gelöst - du hast dich so merkwürdig verhalten, es war, als seist du ein anderer Mensch, das - das war zuviel für mich ... Dann bist du verschwunden ...« Die Tränen begannen ihr die Wangen herabzurinnen, und sie hörte auf zu reden, um sich mit einem Papiertaschentuch die Nase zu putzen.

Der andere Richard begann zu sprechen. »Allein und wahn-sinnig wanderte ich durch die Straßen Londons, schlief unter Brücken, aß aus Mülltonnen und Abfallcontainern. Zitternd und verloren und allein. Murmelte vor mich hin, sprach mit Menschen, die gar nicht da waren ...«

»Es tut mir so leid, Richard«, sagte Jessica. Sie weinte mit verzerrtem und wenig anziehendem Gesicht. Ihre Wimperntusche begann zu verlaufen, und ihre Nase war rot.

Er hatte sie noch nie verletzt gesehen, und ihm wurde bewußt, wie sehr er ihren Schmerz lindern wollte.

Er streckte die Hand nach ihr aus, um sie in den Arm zu nehmen, sie zu trösten, sie zu beruhigen, aber die Welt entglitt ihm und verdrehte und veränderte sich ...

Jemand stolperte über ihn.

Er lag ausgestreckt auf dem Bahnsteig, im grellen Licht und Lärm der Rush-hour. Seine Wange war klebrig und kalt. Er hob den Kopf vom Boden. Er hatte in einer Pfütze seines eigenen Erbrochenen gelegen. Zumindest hoffte er, daß es sein eigenes war.

Passanten starrten ihn voll Ekel an oder vermieden es, nach einem kurzen Blick, ihn anzusehen.

Er wischte in seinem Gesicht herum, versuchte aufzustehen, doch er wußte nicht mehr, wie. Richard begann zu wimmern. Er schloß fest die Augen und ließ sie zu.

Als er sie wieder öffnete, dreißig Sekunden oder eine

Stunde oder einen Tag später, lag der Bahnsteig im Halbdunkel.

Er rappelte sich auf. Es war niemand da.

»Hallo?« rief er. »Helft mir. Bitte.«

Garry saß auf der Bank und beobachtete ihn.

»Was, brauchst du immer noch jemanden, der dir sagt, was du zu tun hast?« Garry stand auf und ging dorthin, wo Richard stand. »Richard«, sagte er eindringlich. »Ich bin du. Der einzige Rat, den ich dir geben kann, besteht in dem, was du dir selber sagst. Vielleicht hast du nur zu große Angst, dir zuzuhören.«

»Du bist nicht ich«, sagte Richard, aber er glaubte es nicht mehr.

»Faß mich an«, sagte Garry.

Richard streckte die Hand aus. Sie stieß in Garrys Gesicht, zerdrückte und verzerrte es, als steckte er sie in warme Kaugummimasse. In der Luft, die seine Hand umgab, spürte Richard nichts.

Er zog die Hand wieder zurück.

»Siehst du?« sagte Garry. »Ich bin nicht hier. Du bist allein, und du gehst den Bahnsteig auf und ab, führst Selbstgespräche und versuchst, den Mut aufzubringen, zu ...«

Richard hatte gar nichts sagen wollen, doch sein Mund bewegte sich, und er hörte seine Stimme sagen: »Den Mut wozu aufzubringen?«

Eine tiefe Stimme drang aus dem Lautsprecher. »*Die Londoner Verkehrsbetriebe bitten Sie für die Verzögerung um Verzeihung. Schuld daran ist ein Vorfall an der Haltestelle Blackfriars.*«

»Dazu«, sagte Garry. »Ein Vorfall an der Haltestelle Blackfriars zu werden. Allem ein Ende zu machen. Dein Leben ist ein freudloser, leerer Schwindel ohne jede Liebe. Du hast keine

Freunde -«

»Ich habe dich«, flüsterte Richard.

Garry taxierte Richard mit offenem Blick. »Für mich bist du ein Schwachkopf«, sagte er.

»Ich habe Door und Hunter und Anaesthesia.«

Garry lächelte. Mitleid lag in diesem Lächeln, und das tat Richard mehr weh als irgend etwas sonst.

»Noch mehr imaginäre Freunde? Wir haben dich im Büro alle wegen dieser Trolle ausgelacht Weißt du noch? Auf deinem Schreibtisch.« Er lachte.

Auch Richard begann zu lachen. Es war alles zu furchtbar.

Man konnte nur noch lachen.

Nach einer Weile hörte er auf.

Garry steckte die Hand in seine Tasche und holte einen Troll hervor. Er hatte lila Haare, und er hatte einmal oben auf Richards Computermonitor gestanden. »Hier«, sagte Garry.

Er warf ihn Richard zu.

Richard versuchte ihn zu fangen. Er streckte die Hände aus, doch der Troll fiel hindurch, als wären sie gar nicht da.

Richard ließ sich auf Hände und Knie nieder und tastete nach dem Troll. Es schien ihm, als sei er das einzige, was ihm von seinem wahren Leben noch geblieben war. Wenn er nur den Troll zurückbekäme, würde er vielleicht alles zurückbekommen ...

*Blitz.*

Es war wieder Rush-hour. Ein Zug spie Hunderte von Menschen aus, und Hunderte andere versuchten einzusteigen und Richard kauerte am Boden und wurde von den Pendlern getreten und gestoßen. Jemand trat ihm fest auf die Finger.

Er schrie schrill auf und steckte sich die Finger in den Mund wie ein Kind. Sie schmeckten sehr schlecht.

Das war ihm egal. Er sah den Troll am Rand des Bahnsteigs nur noch drei Meter entfernt.

Er kroch langsam auf allen vieren durch die Menge, über den Bahnsteig. Leute beschimpften ihn; sie stellten sich ihm in den Weg, sie schubsten ihn. Er hatte nie gedacht, daß drei Meter so lang sein könnten. Er hörte eine gellende Stimme kichern, und er fragte sich, wer das sein konnte. Es war ein beunruhigendes Kichern, eklig und irr. Er fragte sich, was für ein Mensch so kichern konnte. Er schluckte, und das Kichern hörte auf, und da wußte er es.

Eine ältliche Frau stieg in den Zug und stieß dabei mit dem Fuß den lila-haarigen Troll hinunter in die Dunkelheit, hinunter in die Leere zwischen dem Zug und dem Bahnsteig.

»Nein«, sagte Richard. Er lachte immer noch, ein unangenehmes, röchelndes Lachen, doch Tränen brannten in seinen Augen und liefen über seine Wangen. Er rieb sich mit den Händen die Augen, aber dadurch brannten sie nur noch mehr. *Blitz.*

Und dann war der Bahnsteig wieder verlassen und dunkel. Er rappelte sich auf und ging unsicher den letzten Meter bis zum Bahnsteigrand.

Dort unten sah er ihn, unten auf den Gleisen, bei der dritten Schiene, derjenigen, die unter Strom stand: einen kleinen Spritzer Lila. Seinen Troll.

Er schaute geradeaus. An der Wand auf der anderen Seite der Gleise klebten große Plakate. Die Plakate warben für Kreditkarten und Sportschuhe und Urlaub auf Zypern. Während er hinschaute, verzerrten und verwandelten sich die Wörter.

Neue Botschaften:

MACH ALLEM EIN ENDE war eine davon.

ERLÖSE DICH VON DEM ELEND.

SEI EIN MANN - BRING DICH UM.  
ERLEIDE NOCH HEUTE EINEN TÖDLICHEN  
UNFALL.

Er nickte. Er führte Selbstgespräche. Das stand nicht wirklich auf den Plakaten. Ja. Er führte Selbstgespräche, und es wurde Zeit, daß er sich zuhörte.

Er hörte einen Zug, nicht weit entfernt, auf die Haltestelle zufahren.

Er biß die Zähne zusammen und schwankte vor und zurück, als würde er immer noch von den Pendlern geschubst, obwohl er allein auf dem Bahnsteig war.

Der Zug kam auf ihn zu. Und da begriff er, wie wenig Mühe es ihn kosten würde, den Schmerz zum Schweigen zu bringen, all dem Schmerz für immer und ewig ein Ende zu machen.

Er steckte die Hände in die Taschen und holte tief Luft. Es wäre so einfach. Ein Augenblick des Schmerzes, und dann wäre alles aus und vorbei ...

Da war etwas in seiner Tasche. Er betastete es mit den Fingern: etwas Glattes und Hartes und mehr oder weniger Rundes.

Er holte es hervor: eine Quarzperle.

Ihm fiel wieder ein, wie er sie aufgehoben hatte. Er war auf der anderen Seite der Night's Bridge gewesen. Sie hatte zu Anaesthesias Halskette gehört.

Und von irgendwoher, in seinem Kopf oder außerhalb davon, glaubte er das Rattenmädchen sagen zu hören: »Richard. Halt durch.«

Er nickte und steckte die Perle wieder in die Tasche. Und er stand auf dem Bahnsteig und wartete auf den Zug. Er fuhr ein, wurde langsamer und hielt.

Die Zugtüren öffneten sich zischend.

Der Waggon war voller toter Menschen; aller möglichen Arten toter Menschen. Da waren frische Leichen mit zeretzter Kehle und Einschußlöchern in der Schläfe. Da waren alte, vertrocknete Körper. An den Haltegriffen hingen mit Spinnweben bedeckte Kadaver, und auf den Sitzen lümmelten sich wie vom Krebs entstellte Wesen. Jede Leiche war offenbar, soweit man das beurteilen konnte, von eigener Hand gestorben.

Es gab männliche Leichen und weibliche Leichen.

Richard glaubte, er habe einige dieser Gesichter schon mal gesehen, an eine lange Wand geheftet, doch er wußte nicht mehr, wo oder wann.

Der Waggon roch, wie eine Leichenhalle am Ende eines langen, heißen Sommers riechen mochte, in dessen Verlauf das Kühlsystem den Geist aufgegeben hatte.

Richard hatte keine Ahnung mehr, wer er war; keine Ahnung, was wahr war und was nicht; ob er mutig war oder feige, verrückt oder nicht.

Aber er wußte, was er als nächstes tun mußte. Er stieg in den Zug.

Und alle Lichter gingen aus.



Die Bolzen wurden zurückgezogen. Es knallte zweimal laut.

Die Tür zu der winzigen Kapelle wurde aufgestoßen, und Lampenlicht strömte aus dem Flur herein.

Es war ein kleiner Raum mit einer hohen gewölbten Decke.

Ein silberner Schlüssel hing an einem Faden vom Scheitelpunkt der Decke herab. Der Wind, den das Öffnen der Tür erzeugt hatte, ließ den Schlüssel vor und zurück schwingen und

sich dann langsam drehen, erst in die eine Richtung und dann in die andere.

Der Abt hielt Bruder Fuliginous' Arm, und die beiden Männer gingen Seite an Seite in die Kapelle. Dann ließ der Abt den Arm des Mönchs los und sagte: »Hol die Leiche, Bruder Fuliginous.«

»Aber. Aber Vater ...«

»Was ist?«

Bruder Fuliginous ließ sich auf ein Knie nieder. Der Abt hörte Finger über Stoff und Haut streichen. »Er ist nicht tot.«

Der Abt seufzte. Es war schlimm, so etwas zu denken, das wußte er, aber er war ehrlich der Meinung, es sei viel gnädiger, wenn sie gleich starben. Dies war sehr viel schlimmer.

»Wieder so einer, hm?« sagte er. »Nun ja, wir kümmern uns um die arme Kreatur, bis sie endlich vollends erlöst wird. Bring ihn ins Krankenzimmer.«

Und eine schwache Stimme sagte sehr leise. »Ich bin keine ... arme Kreatur ...«

Der Abt hörte, wie jemand aufstand, hörte, wie Bruder Fuliginous scharf Luft holte.

»Ich ... ich glaube, ich hab's geschafft«, sagte Richard Mayhews Stimme unsicher. »Vorausgesetzt, die Bewährungsprobe geht nicht noch weiter ...«

»Nein, mein Sohn«, sagte der Abt.

Stille »Ich ... ich würde jetzt gern meine Tasse Tee trinken, wenn Sie nichts dagegen haben«, sagte Richard.

»Aber gewiß«, sagte der Abt. »Hier entlang.«

Richard starrte den alten Mann an. Der Abt zitterte. Die weißlichblauen Augen starrten ins Nichts. Er schien sich zu freuen, daß Richard am Leben war, aber ...

»Verzeihung, Sir?« sagte Bruder Fuliginous respektvoll zu



Richard. »Vergessen Sie Ihren Schlüssel nicht.«

»Oh. Ja. Danke.«

Den hatte er völlig vergessen. Er streckte die Hand aus und schloß sie um den silbernen Schlüssel, der sich langsam an seinem Band drehte. Er zog, und das Band riß mit Leichtigkeit.

Richard öffnete die Faust, und der Schlüssel starrte ihn aus seiner Handfläche an.

»... doch Zahne durchaus«, erinnerte sich Richard. »Wer bin ich?«

Er steckte ihn in die Tasche, zu der kleinen Quarzperle, und gemeinsam verließen sie diesen Ort.



Der Nebel wurde langsam dünner. Hunter war zufrieden.

Sie war jetzt sicher, daß sie Lady Door, wenn es nötig sein sollte, unverletzt vor den Mönchen retten konnte und selbst mit nur geringen Fleischwunden davonkommen würde.

Auf der anderen Seite der Brücke war ein Flirren zu sehen.

»Da ist irgendwas los«, sagte Hunter halblaut. »Machen Sie sich zum Losrennen bereit.«

Die Mönche zogen sich zurück.

Richard, der Oberweltler, kam an der Seite des Abts durch den Nebel. Richard wirkte ... Hunter musterte ihn prüfend, um herauszufinden, was sich verändert hatte. Sein Gleichgewichtszentrum hatte sich nach unten verlagert, war mehr in den Mittelpunkt gerückt. Nein ... es war mehr als das.

Er wirkte ...

Er wirkte, als sei er erwachsener geworden.

»Noch am Leben?« sagte Hunter.

Er nickte, steckte die Hand in die Tasche und zog einen silbernen Schlüssel hervor. Er warf ihn Door zu, die ihn fing und dann Richard um den Hals fiel und ihn so fest drückte, wie sie konnte.

Dann ließ sie ihn wieder los und lief zum Abt. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wieviel das für uns bedeutet«, sagte sie zu ihm.

Er lächelte, schwach, aber würdevoll. »Mögen der Temple und der Arch mit euch allen sein, auf eurer Reise durch die Unterseite«, sagte er.

Door knickste, und dann ging sie, den Schlüssel fest umklammernd, zurück zu Richard und zu Hunter.

Die drei Reisenden schritten die Brücke hinab.

Die Mönche standen auf der Brücke, bis sie außer Sichtweite waren, verloren in dem alten Nebel der Welt unter der Welt.

»Der Schlüssel ist nicht mehr unser«, sagte der Abt. »Gott steh uns bei.«

## *Kapitel Dreizehn*

Der Engel Islington hatte einen dunklen und stürmischen Traum.

Riesige Wogen stiegen empor und schlugen über der Stadt zusammen, von einem Horizont zum andern zerrissen Blitze den Himmel, der Regen fiel, die Stadt erzitterte, Feuer brach in der Nähe des großen Amphitheaters aus. Islington blickte von hoch oben darauf hinab, er schwebte in der Luft, wie man es in Träumen tut, wie er es in jenen längst vergangenen Tagen getan hatte. Es gab Gebäude in dieser Stadt, die viele hundert Meter hoch waren, doch vor den grünen Wogen des Atlantiks wirkten sie winzig klein.

Und dann hörte er die Menschen schreien.

Vier Millionen Menschen lebten in Atlantis Und in seinem Traum hörte Islington jede einzelne Stimme, klar und deutlich, als sie schrien und erstickten und verbrannten und starben.

Die Wogen verschluckten die Stadt, und der Sturm legte sich wieder.

Beim Morgengrauen gab es keine Anzeichen mehr dafür, daß es dort je eine Stadt gegeben hatte. Nichts als die vom Wasser aufgeblähten Leiber von Kindern, von Frauen und von Männern, die auf den kalten Morgenwellen trieben, Leiber, an denen die grauweißen Möwen bereits mit ihren grausamen Schnäbeln zu picken begannen.

Und Islington erwachte.

Er stand neben der großen schwarzen Tür aus Feuerstein und angelaufenem Silber. Er berührte die kalte Glatte des Feuersteins, die Kühle des Metalls.

Er berührte den Tisch. Er fuhr flüchtig mit den Fingern über

die Wände.

Dann durchschritt er die Gemacher seines Saals eins nach dem anderen, und berührte alle möglichen Gegenstände.

Beim Gehen folgte er Mustern, glatten Rinnen, die seine nackten Füße im Laufe der Jahrhunderte im Fels hinterlassen hatten. Als er beim Felsbecken angekommen war, blieb er stehen. Er kniete nieder und berührte mit den Fingern das Wasser.

Es kräuselte sich. Die Spiegelungen im Becken, die den Engel und die Kerzenflammen, die ihn umrahmten, zeigten, gerieten schimmernd in Bewegung und verformten sich.

Er blickte in einen Keller.

Der Engel konzentrierte sich einen Augenblick lang.

Irgendwo in der Ferne hörte er ein Telefon klingeln.

Mr. Croup ging zum Telefon und nahm den Hörer ab. Er sah reichlich selbstzufrieden aus. »Croup und Vandemar«, bellte er. »Im Angebot Augen ausstechen, Nasen zerschlagen, Zungen durchbohren, Kinne spalten und Kehlen durchschneiden.«

»Mister Croup«, sagte der Engel. »Sie haben jetzt den Schlüssel. Ich will, daß das Mädchen namens Door auf ihrem Weg zu mir zurück nicht zu Schaden kommt.«

»Nicht zu Schaden kommt«, wiederholte Mr Croup unbeeindruckt. »Gut. Wir passen auf, daß sie nicht zu Schaden kommt. Was für eine glänzende Idee - sehr originell. Wirklich erstaunlich. Die meisten Menschen würden Mörder für Exekutionen engagieren, für hinterhältige Morde, sogar für abscheuliche Massaker. Nur Sie, Sir, beauftragen die beiden besten Killer in Zeit und Raum, aufzupassen, daß einem kleinen Mädchen nichts zustößt.«

»Es ist mein Ernst, Mister Croup. Ihr darf kein Leid geschehen. Wenn Sie ihr irgend etwas antun, bekommen Sie es mit mir zu tun. Verstanden?«

»Ja.«

»Gibt es sonst noch etwas?« fragte Islington.

»Ja, Sir.« Croup hustete in seine Hand. »Erinnern Sie sich noch an den Marquis de Carabas?«

»Gewiß.«

»Ich vermute, die Auslöschung des Marquis ist nicht mit einem derartigen Verbot belegt ...?«

»Nein«, sagte der Engel. »Hauptsache, Sie beschützen das Mädchen.«

Er zog die Hand aus dem Wasser. Jetzt spiegelten sich nur noch Kerzenflammen und ein Engel darin wider.

Und dann stand der Engel Islington auf und kehrte gemessenen Schritts in seine inneren Gemächer zurück, um auf seine Gäste zu warten.



»Was hat er gesagt?« fragte Mr. Vandemar.

»Er hat gesagt, Mister Vandemar, daß wir mit dem Marquis verfahren können, wie es uns beliebt.«

Vandemar nickte. »Einschließlich ihn auf quälend schmerzhaft Weise umbringen?«

»Ja, Mister Vandemar, das will ich meinen.«

»Das ist gut, Mister Croup. Würde mir ungern noch so eine Standpauke anhören.« Er blickte zu dem blutigen Etwas hoch, das über ihnen hing. »Dann sollten wir besser die Leiche loswerden.«



Eines der Vorderräder des Einkaufswagens quietschte und

zog beharrlich nach links. Mr. Vandemar war auf einer mit Gras zugewachsenen Verkehrsinsel in der Nähe des Krankenhauses auf den Einkaufswagen gestoßen. Er hatte, wie ihm auf den ersten Blick aufgefallen war, genau die richtige Größe für einen Leichentransport. Mr. Vandemar hätte die Leiche natürlich auch tragen können; aber dann hätte sie ihn vielleicht vollgeblutet oder mit anderen Flüssigkeiten besudelt. Und er besaß nur den einen Anzug.

Daher schob er den Einkaufswagen mit der Leiche des Marquis de Carabas darin den Abwasserkanal entlang, und die Karre machte *quietsch, quietsch* und zog nach links.

Er wünschte, zur Abwechslung würde Mr. Croup den Wagen einmal schieben.

Doch Mr. Croup redete. »Wissen Sie, Mister Vandemar«, sagte er, »gegenwärtig bin ich zu entzückt, zu beglückt, um nicht zu sagen zu trunken vor Freude, um zu meckern, maulen oder murren - nachdem wir endlich tun durften, was wir am besten können -«

Mr. Vandemar passierte eine besonders diffizile Ecke. »Jemanden umbringen, meinen Sie?« fragte er.

Mr. Croup strahlte. »Jemanden umbringen meine ich in der Tat, Mister Vandemar, Sie tapfere Seele, Sie prächtiger, edler Gesell'. Dennoch dürfte Ihnen mittlerweile aufgefallen sein, daß unter meinem frohen, glückseligen und munteren Gehabe ein düsteres >Aber< lauert. Ein winziger Störfaktor, wie ein klitzekleiner Brocken roher Leber, der in meinem Stiefel klebt. Sie, davon bin ich überzeugt, sagen sich sicherlich: >In Mister Croups Brust ist nicht alles zum Besten bestellt. Ich werde ihn dazu bringen, sich mir zu eröffnen.<<

Dies ließ sich Mr. Vandemar durch den Kopf gehen, während er die runde Eisentür zwischen dem Abwasserkanal und

dem nächsten Siel mit roher Gewalt öffnete und hindurchkletterte. Anschließend zog er den Einkaufswagen mit der Leiche des Marquis de Carabas durch die Tür. Und dann sagte er, da er sich mehr oder weniger sicher war, daß er niemals auf eine derartige Idee gekommen wäre: »Nein.«

Mr. Croup ignorierte dies und fuhr fort: » ... Und wenn ich dann auf Ihr Flehen hin preisgeben würde, was mich so verstimmt, müßte ich bekennen, daß die Notwendigkeit, unser Licht unter den Scheffel zu stellen, meine Seele verdrießt. Wir sollten die traurigen Überreste des ehemaligen Marquis an den höchsten Galgen Unter-Londons hängen. Und sie nicht wegwerfen wie eine gebrauchte ...«

Er hielt inne und suchte nach dem passenden Vergleich.

»Ratte?« schlug Mr. Vandemar vor. »Kohlmeise? Milz?«

Mr. Croup gefiel nichts davon. »Wie auch immer«, sagte er.

Vor ihnen befand sich ein tiefer Kanal mit braunem Wasser.

Auf der Wasseroberfläche trieben schmutzigweiße Schaumflocken, gebrauchte Kondome und der eine oder andere Fetzen Toilettenpapier.

Mr. Vandemar hielt den Einkaufswagen an.

Mr. Croup beugte sich hinab. Er hob den Kopf des Marquis an den Haaren hoch und zischte in sein totes Ohr: »Je schneller diese Angelegenheit erledigt ist, desto besser. Es gibt andere Zeiten und andere Orte, an denen zwei Paar Hände, die mit dem Garrottierdraht und dem Tranchiermesser umzugehen wissen, durchaus willkommen sind.«

Dann stand er auf. »Gute Nacht, mein guter Marquis. Vergessen Sie nicht, zu schreiben.«

Mr. Vandemar kippte den Einkaufswagen um, und die Leiche des Marquis rollte heraus und klatschte in das braune Wasser unter ihnen.

Und anschließend schob Mr. Vandemar den Einkaufswagen ebenfalls in den Abwasserkanal und sah zu, wie die Strömung ihn forttrug.

Dann hielt Mr. Croup seine Lampe hoch, und er schaute dort, wo sie standen, in die Höhe.

»Es macht einen richtig traurig, wenn man sich überlegt«, sagte Mr. Croup, »daß da oben auf den Straßen Menschen herumlaufen, die die Schönheit dieser Siele niemals kennenlernen werden, Mister Vandemar. Diese Backsteinkathedralen unter ihren Füßen.«

»Wahre Handwerkskunst«, stimmte Mr. Vandemar zu.

Sie kehrten dem braunen Wasser den Rücken zu und machten sich wieder auf den Weg in die Tunnel.

»Mit den Städten ist es so wie mit den Menschen, Mister Vandemar«, sagte Mr. Croup affektiert. »Der Zustand ihrer Eingeweide ist von entscheidender Bedeutung.«



Door hängte sich den Schlüssel an einem Bindfaden, den sie in einer der Taschen ihrer Lederjacke gefunden hatte, um den Hals.

»Da ist er nicht sicher«, sagte Richard.

Das Mädchen schnitt eine Grimasse.

»Na ja«, sagte er. »Ist er wirklich nicht.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Also gut«, sagte sie. »Ich werde mir eine Kette dafür besorgen, wenn wir auf dem Markt sind.«

Sie liefen durch ein Labyrinth von in Kalkstein geschlagenen Höhlen und tiefen Tunneln, das auf Richard einen fast schon prähistorischen Eindruck machte.



Er lachte leise.

»Was ist so lustig?« fragte Door.

Er grinste. »Ich dachte nur gerade daran, was der Marquis wohl für ein Gesicht machen wird, wenn wir ihm erzählen, daß wir den Schlüssel ohne seine Hilfe von den Mönchen bekommen haben.«

»Ich bin sicher, ihm fällt dazu irgendein sardonischer Spruch ein«, erwiderte sie. »Und dann geht's zurück zum Engel. Auf dem >langen und gefährlichen Weg<. Was immer das ist.«

Richard war kurz davor, zu sagen: »Ich bin sicher, es ist lang und es ist gefährlich«, doch er schluckte es wieder hinunter.

Statt dessen bewunderte er die Höhlenmalereien an den Wänden. In Rostbraun- und Ocker- und Sienatönen waren angreifende Eber und flüchtende Gazellen dargestellt, wollige Mastodone und riesige Faultiere: Er war der Meinung, die Gemälde müßten schon Tausende von Jahren alt sein, doch dann bogen sie um eine Ecke, und dort stieß er auf im gleichen Stil gemalte Lastwagen, Hauskatzen, Autos und - merklich schlechter ausgeführt als die anderen Motive, als hätte der Künstler sie nur selten und aus weiter Entfernung gesehen - Flugzeuge.

Keines der Gemälde war sehr weit vom Boden entfernt. Er fragte sich, ob die Maler zu einer Rasse unterirdischer Neandertaler-Pygmäen gehörten. Das war immerhin ebenso wahrscheinlich wie alles andere in dieser seltsamen Welt.

»Und wo ist der nächste Markt?« fragte er.

»Keine Ahnung«, antwortete Door. »Hunter?«

Hunter glitt aus dem Schatten hervor. »Ich weiß es nicht.«

Ein kleine Gestalt schoß an ihnen vorbei, in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Kurze Zeit später kamen zwei weitere winzige Gestalten in einem mörderischen Tempo auf sie zu.

Hunter ließ eine Hand vorschnellen, als sie vorbeiliefen und erwischte einen kleinen Jungen am Ohr.

»Au!« sagte er, wie kleine Jungs es tun. »Laß los! Sie hat meinen Pinsel geklaut!«

»Stimmt«, sagte eine piepsige Stimme ein Stück den Gang hinunter. »Das hat sie.«

»Hab' ich nicht«, ertönte eine noch höhere und piepsigere Stimme noch weiter den Gang hinunter.

Hunter deutete auf die Gemälde an der Höhlenwand. »Habt ihr die gemacht?« fragte sie.

Der Kleine trug die maßlose Überheblichkeit zu Schau, die man nur bei den allergrößten Künstlern und allen neunjährigen Jungen findet. »Ja«, sagte er trotzig. »Ein paar davon.«

»Nicht schlecht«, sagte Hunter.

Der Junge funkelte sie wütend an.

»Wo ist der nächste Wandermarkt?« fragte Door.

»Belfast«, sagte der Junge. »Heute nacht.«

»Danke«, sagte Door. »Ich hoffe, du kriegst deinen Pinsel wieder. Lassen Sie ihn los, Hunter.«

Hunter ließ das Ohr des Jungen los.

Er rührte sich nicht. Er musterte sie von oben bis unten, dann zog er ein Gesicht, um auszudrücken, daß er vollkommen unbeeindruckt war. »*Sie* sind Hunter?« fragte er.

Sie lächelte bescheiden zu ihm herab. Er schniefte. »*Sie* sind die beste Leibwächterin der Unterseite?«

»So sagt man.«

Die Hand des Jungen schoß nach hinten und dann wieder vor, in einer einzigen fließenden Bewegung. Verdutzt hielt er inne und öffnete die Faust, untersuchte seine Handfläche. Dann schaute er verwirrt zu Hunter empor.

Hunter hatte ein kleines Schnappmesser mit einer gefährli-

chen Klinge in der Hand. Sie hielt es so hoch, daß der Junge es nicht erreichen konnte.

Er rümpfte die Nase. »Wie haben Sie das gemacht?«

»Verdufte«, sagte Hunter.

Sie klappte das Messer zusammen und warf es dem Jungen zu, der ohne sich noch einmal umzuschauen den Gang hinterließ, auf der Jagd nach seinem Pinsel.



Der Körper des Marquis de Carabas trieb mit dem Gesicht nach unten das tiefe Siel entlang gen Osten.

Die Abwasserkanäle Londons haben ihr Leben als Flüsse und Bäche begonnen, die vom Norden bis zum Süden in die Themse strömten. Dieses System hatte viele Jahre lang einigermaßen funktioniert, bis 1858 die Abwassermenge, die die Menschen und Betriebe Londons produzierten, in Verbindung mit einem ziemlich heißen Sommer ein Phänomen hervorbrachte, das damals der Große Gestank genannt wurde. Die Menschen, die London verlassen konnten, taten dies; diejenigen, die blieben, wickelten sich mit Karbol getränkte Lappen ums Gesicht und versuchten, nicht durch die Nase zu atmen.

Das Parlament war Anfang 1858 gezwungen, seine Arbeit einzustellen, und im folgenden Jahr verordnete es ein Programm zum Bau einer Kanalisation. Die Abwasserkanäle, insgesamt Tausende von Kilometern lang, wurden mit einer sanften Neigung von Westen nach Osten angelegt, und irgendwo hinter Greenwich wurden die Abwässer in die Mündung der Themse gepumpt und ins Meer gespült.

Diesen Weg nahm jetzt der Körper des toten Marquis de Carabas, von Westen nach Osten, auf den Sonnenaufgang

und die Kläranlage zu.

Von einem hohen Backsteinsims aus sahen Ratten, die gerade mit Dingen beschäftigt waren, die Ratten tun, wenn kein Mensch sie beobachtet, den Körper vorübertreiben.

Die größte von ihnen, ein großes schwarzes Männchen, quiekte.

Ein kleineres braunes Weibchen quiekte zurück, dann sprang sie von dem Sims auf den Rücken des Marquis und ritt ein Stückchen auf ihm, schnüffelte an seinen Haaren und dem Mantel, kostete das Blut und beugte sich dann gefährlich weit vor, um zu inspizieren, was von dem Gesicht zu sehen war.

Sie hüpfte von dem Kopf ins schmutzige Wasser und schwamm emsig ans Ufer, wo sie die glitschigen Backsteine hinaufkletterte.

Dann eilte sie auf einem Balken zurück und gesellte sich wieder zu ihren Begleitern.



»Belfast?« fragte Richard.

Door lächelte spitzbübisch und sagte nur: »Du wirst schon sehen«, als er versuchte, ihr mehr darüber zu entlocken.

Er probierte es anders. »Woher weißt du, daß der Junge, was den Markt angeht, die Wahrheit gesagt hat?« fragte er.

»Darüber erzählt man hier unten einfach keine Lügen. Ich ... glaube, bei dem Thema *können* wir gar nicht lügen.« Sie zögerte. »Der Markt ist etwas Besonderes.«

»Woher wußte der Junge, wo er stattfindet?«

»Jemand hat es ihm gesagt«, sagte Hunter.

Richard grübelte einen Augenblick darüber nach. »Woher wußte *der* es?«

»Jemand hat es ihm gesagt«, erklärte Door.

»Aber ...« Er fragte sich, wer überhaupt die Veranstaltungsorte aussuchte, wie die Information verbreitet wurde ... Eine volltönende Frauenstimme fragte aus der Dunkelheit:

»Hss. Wißt ihr, wo der nächste Markt ist?«

Sie trat ins Licht. Sie trug Silberschmuck, und ihr dunkles Haar war perfekt frisiert. Sie war sehr blaß, und ihr langes Kleid war aus pechschwarzem Samt.

Richard wußte sofort, daß er sie schon einmal gesehen hatte, aber es dauerte einen Moment, bis ihm wieder einfiel, wo: auf dem ersten Wandermarkt, genau: bei Harrods. Sie hatte ihm zugelächelt.

»Heute nacht«, sagte Hunter. »Belfast.«

»Danke«, sagte die Frau. Ihre Augen waren wirklich unglaublich, dachte Richard. Sie hatten die Farbe von Fingerhut.

»Bis dann«, sagte sie, und sie schaute Richard an, als sie das sagte. Dann wandte sie schüchtern den Blick ab.

Sie trat in den Schatten, und weg war sie.

»Wer war das?« fragte Richard.

»Sie nennen sich Velvets«, sagte Door. »Am Tage schlafen sie hier unten, und nachts gehen sie auf der Oberseite spazieren.«

»Sind sie gefährlich?« fragte Richard.

»Jeder ist gefährlich«, erwiderte Hunter.

»Hört mal«, sagte Richard. »Um nochmal auf den Markt zurückzukommen. Wer entscheidet, wo er abgehalten wird und wann? Und wie erfahren die ersten davon?«

Hunter zuckte mit den Schultern.

»Door?« fragte er.

»Darüber habe ich nie nachgedacht.«

Sie bogen um eine Ecke.

Door hielt ihre Lampe hoch. »Gar nicht schlecht«, sagte sie. »Und dazu noch schnell«, sagte Hunter. Sie berührte das Gemälde an der Felswand mit der Fingerspitze. Die Farbe war noch feucht.

Es war ein Gemälde von Hunter und Door und Richard. Es war nicht besonders schmeichelhaft.



Die schwarze Ratte betrat ehrerbietig den Bau der Goldenen, den Kopf gesenkt und die Ohren angelegt.

Fiepend und keckernd schob sie sich vorwärts.

Die Goldenen hatten ihren Bau in einem Knochenhaufen errichtet. Dieser Knochenhaufen hatte einmal einem wolligen Mammut gehört, damals, in den kalten Zeiten, als diese großen, behaarten Tiere über die verschneite Tundra im Süden Englands spazierten, als ob, fanden die Goldenen, sie ihnen allein gehörte.

Dieser spezielle Mammut jedenfalls war von den Goldenen ziemlich gründlich und endgültig eines Besseren belehrt worden.

Die schwarze Ratte verbeugte sich am Fuße des Knochenhaufens. Dann legte sie sich mit dargebotener Kehle auf den Rücken, schloß die Augen und wartete.

Nach einer Weile teilte ihr ein Quieken von oben mit, daß sie sich wieder umdrehen konnte.

Einer der Goldenen krabbelte aus dem Mammutschädel oben auf dem Knochenhaufen. Er lief den uralten elfenbeinernen Stoßzahn entlang - eine Ratte mit goldenem Fell und kupferfarbenen Augen, so groß wie eine große Hauskatze.

Die schwarze Ratte sprach. Der Goldene dachte kurz nach und quiekte einen Befehl. Die schwarze Ratte rollte sich auf den

Rücken und bot wieder einen Augenblick lang ihre Kehle dar.

Dann ein Wuseln und Zappeln, und schon war sie unterwegs.



Natürlich hatten auch schon vor dem Großen Gestank Sielmenschen in den elisabethanischen Abwasserkanälen gewohnt, in den Abwasserkanälen der Restauration, in den Regency-Abwasserkanälen, während mehr und mehr Wasserwege Londons in Rohre und überdachte Gänge gezwängt wurden, während die wachsende Bevölkerung immer mehr Schmutz, mehr Müll, mehr Abwässer produzierte; doch erst nach dem Großen Gestank, nach dem großen viktorianischen Kanalisationsbauprogramm, begannen sie wirklich eine Rolle zu spielen.

Man fand sie überall an den Abwässerkanälen, doch ihr Zuhause hatten sie in einigen der kirchenähnlichen Backsteingruften im Osten, dort, wo viele schaumgekrönte Gewässer zusammenflossen. Dort saßen sie dann, Angelruten und Netze und selbst gebastelte Haken neben sich, und beobachteten die braune Wasseroberfläche.

Die Sachen, die sie trugen - braune und grüne Sachen -, waren mit einer dicken Schicht von etwas bedeckt, das Schimmel gewesen sein mochte oder irgendein petrochemischer Schlamm oder, was durchaus denkbar gewesen wäre, etwas viel Schlimmeres. Sie trugen ihr Haar lang und verfilzt. Sie rochen mehr oder weniger so, wie man es sich vorstellt.

Alte Sturmlaternen hingen überall im Tunnel. Niemand wußte, was die Sielmenschen als Brennstoff benutzten, aber ihre Laternen brannten mit einer ziemlich abscheulichen

blaugrünen Flamme.

Wie die Sielmenschen sich untereinander verständigten, war nicht bekannt. Bei ihren seltenen Kontakten mit der Außenwelt bedienten sie sich einer Art Gebärdensprache.

Sie lebten in einer Welt des Gurgelns und Tröpfelns, die Männer, die Frauen und die stillen kleinen Sielkinder.

Dunnikin entdeckte etwas im Wasser. Er war der Anführer der Sielmenschen, der Weiseste und Älteste. Er kannte die Siele besser als ihre Erbauer. Dunnikin griff nach einem langen Garnelelernetz; eine geübte Handbewegung, und er fischte ein ziemlich mitgenommenes Mobiltelefon aus dem Wasser. Er ging hinüber zu einem kleinen Haufen Müll in der Ecke und legte das Telefon zum Rest des Fangs. Die heutige Ausbeute bestand bisher aus: zwei nicht zusammenpassenden Handschuhen, einem Schuh, einem Katzenschädel, einer Ausgabe von *Fiesta*, einem aufgeweichten Päckchen Zigaretten, einer Beinprothese, einem toten Cockerspaniel, einem Geweih (präpariert) und der unteren Hälfte eines Kinderwagens.

Es war kein guter Tag gewesen. Und heute war Marktnacht. Dunnikin behielt das Wasser im Auge. Man konnte nie wissen, was noch kommen würde.



Old Bailey hängte seine Wäsche zum Trocknen auf. Sie flatterte und wehte im Wind oben auf dem Centre Point. Vom Centre Point an sich hielt Old Bailey nicht viel, aber, wie er oft den Vögeln sagte, der Blick von oben war unvergleichlich.

Der Wind riß Federn von Old Baileys Mantel und blies sie fort über London. Es machte ihm nichts aus. Wie er ebenfalls oft seinen Vögeln sagte: Wo die herkamen, gab es noch mehr.



Eine große schwarze Ratte krabbelte durch eine zerborstene Lüftungsklappe, schaute sich um und kam dann zu Old Baileys von Vögeln besudeltem Zelt herüber. Sie lief am Zelt hoch und Old Baileys Wäscheleine entlang. Sie quiekte ihn aufgeregt an.

»Langsamer, langsamer«, sagte Old Bailey. Die Ratte wiederholte, was sie gesagt hatte, mit etwas tieferer Stimme und langsamer. »Du lieber Gott«, sagte Old Bailey.

Er lief ins Zelt und kehrte mit Waffen zurück - seiner Röstgabel und einer Kohlschaufel. Dann eilte er wieder hinein und kam mit ein paar Tauschobjekten zurück. Und dann trat er noch einmal ins Zelt, öffnete seine Holztruhe und steckte das Silberkästchen in die Tasche.

»Ich habe wirklich keine Zeit für solchen Unsinn«, sagte er zu der Ratte, als er zum letzten Mal aus dem Zelt kam. »Ich bin ein vielbeschäftigter Mann. Vögel fangen sich nicht von selber, mußt du wissen.«

Die Ratte fiepte ihn an.

Old Bailey löste das Seil, das um seinen Leib gewickelt war. »Schließlich«, erklärte er der Ratte, »könnte ja auch jemand anders die Leiche holen. Ich bin eben nicht mehr der Jüngste. Ich mag die Unterorte nicht. Ich bin ein Dachmann, und zwar mit Leib und Seele.«

Die Ratte machte ein unhöfliches Geräusch.

»Eile mit Weile«, erwiderte Old Bailey. »Ich geh' ja schon. Du Dreikäsehoch. Ich kannte schon deinen Ururgroßvater, Bürschchen, also bild dir bloß nichts ein ... Nun denn, wo ist der Markt?«

Die Ratte sagte es ihm. Dann steckte er sie in seine Tasche und kletterte über den Rand des Gebäudes.



Als er so auf dem Sims neben dem Abwasserkanal saß, auf seinem Plastikgartenstuhl, überkam Dunnikin eine Vorahnung von Reichtum und Wohlstand. Er spürte, wie sie von Westen nach Osten trieb, auf sie zu.

Er klatschte laut in die Hände. Andere Männer kamen zu ihm gelaufen, und die Frauen und die Kinder, und im Laufen schnappten sie sich Haken und Netze. Sie reihten sich auf dem schmutzigen Sims auf, in dem flackernden grünen Licht des Siels.

Dunnikin zeigte auf etwas, und sie warteten, schweigend, wie die Sielmenschen eben warten.

Die Leiche des Marquis des Carabas wurde mit dem Gesicht nach unten den Abwasserkanal entlanggetrieben. Die Strömung trug ihn so langsam und feierlich voran wie eine Beerdigungsbarkasse.

Schweigend holten sie ihn mit ihren Haken und ihren Netzen heran, und schon bald hatten sie ihn auf den Sims gehievt. Sie zogen ihm den Mantel und die Stiefel aus und nahmen sich, was er in den Manteltaschen hatte. Den Rest der Kleidung ließen sie jedoch an der Leiche.

Dunnikin strahlte angesichts einer solchen Beute. Er klatschte noch einmal, und die Sielmenschen begannen sich für den Markt bereitzumachen. Jetzt hatten sie wirklich etwas zu verkaufen.



»Bist du sicher, daß der Marquis auf dem Markt ist?« fragte Richard Door, als der Weg langsam anzusteigen begann.

»Er läßt uns nicht im Stich«, sagte sie so zuversichtlich sie konnte. »Ich bin sicher, er wird da sein.«

## *Kapitel Vierzehn*

Die HMS *Belfast* ist ein 11000-Tonnen-Kriegsschiff, 1939 in Dienst gestellt, das im Zweiten Weltkrieg als Schlachtschiff eingesetzt wurde. Seither liegt es am Südufer der Themse, im Postkartenland zwischen der Tower Bridge und der London Bridge, gegenüber dem Tower of London. Man kann von dort aus St. Paul's Cathedral sehen und das Monument, das Christopher Wren zur Erinnerung an den Großen Brand errichtet hat. Es dient als schwimmendes Museum, als Denkmal, als Ausbildungsstätte.

Vom Ufer führt eine Fußgängerbrücke aufs Schiff, und diese kamen sie in Zweier- und Dreiergruppen und zu Dutzenden herunter. Sie bauten ihre Stände so früh auf, wie sie konnten, all die verschiedenen Stämme Unter-Londons, vereint vom Marktfrieden und dem allen gemeinsamen Wunsch, ihre Buden so weit wie möglich von dem der Sielmenschen entfernt aufzustellen.

Vor über hundert Jahren war der Beschluß gefaßt worden, daß die Sielmenschen nur auf jenen Märkten einen Stand aufbauen durften, die im Freien abgehalten wurden.

Dunnikin und seine Leute warfen ihre Beute auf einen großen Haufen, auf eine Gummimatte unter einer großen Kanone. Niemand kam sofort zum Stand der Sielmenschen: Doch gegen Ende des Markts würden sie auftauchen, die Schnäppchenjäger, die Neugierigen und jene seltenen Individuen, die das Glück hatten, keinen Geruchssinn zu besitzen.

Richard und Hunter und Door bahnten sich ihren Weg durch die Menschenmenge an Deck.

Richard stellte fest, daß er gar nicht mehr das Bedürfnis hatte, hemmungslos zu gaffen. Die Menschen waren zwar nicht weniger seltsam als auf dem letzten Wandermarkt: aber er selbst war doch wohl schließlich mindestens ebenso seltsam, nicht wahr?

Er schaute sich um und ließ im Gehen seinen Blick über die Gesichter in der Menge schweifen, auf der Suche nach dem ironischen Lächeln des Marquis.

»Ich sehe ihn nicht«, sagte er.

Sie näherten sich dem Stand eines Schmieds. Ein Mann, der, hätte man den zottigen braunen Bart übersehen, leicht als kleiner Berg durchgegangen wäre, warf einen rotgeschmolzenen Metallklumpen auf einen Amboß. Richard hatte noch nie einen richtigen Amboß gesehen. Er konnte die Hitze des geschmolzenen Metalls noch in mehreren Metern Entfernung spüren.

»Such weiter. De Carabas wird schon auftauchen«, sagte Door und schaute sich um. »Wie ein falscher Fuffziger.« Sie überlegte einen Moment. »Was ist ein falscher Fuffziger?« Und dann, noch bevor Richard antworten konnte, quietschte sie: »Hammersmith!«

Der bärtige Berg schaute hoch, hörte auf, auf das geschmolzene Metall einzuschlagen, und dröhnte: »Beim Tempel und beim Arch! Lady Door!« Dann hob er sie hoch, als wöge sie nicht mehr als eine Maus.

»Hallo, Hammersmith«, sagte Door. »Ich hatte gehofft, daß du hier sein würdest.«

»Ich verpasse nie einen Markt, Lady«, donnerte er vergnügt. Dann bekannte er: »Wissen Sie, dies ist der Ort, wo die Geschäfte laufen. Nun denn«, sagte er, da er sich wieder auf den kaltwerdenden Metallklumpen auf seinem Amboß besann,

»warten Sie hier einen Moment.« Er setzt Door in Augenhöhe ab, oben auf seinem Stand, zwei Meter über dem Deck.

Er schlug den Metallklumpen mit seinem Hammer und verbog ihn dabei mit einem Werkzeug, das Richard völlig zu Recht für eine Zange hielt. Unter den Hammerschlägen verwandelte sich der Klumpen von einem amorphen Etwas zu einer perfekten schwarzen Rose, ein Werk von erstaunlicher Zartheit, jedes Blütenblatt vollkommen und einzigartig.

Hammersmith tauchte die Rose in einen Eimer mit kaltem Wasser neben dem Amboß. Es zischte und dampfte. Dann zog er sie heraus und reichte sie einem fetten Mann in einem Kettenhemd, der geduldig danebenstand; der fette ann drückte seine Zufriedenheit aus und gab Hammersmith als Gegenleistung eine grüne Marks-and-Spencer-Plastiktüte mit verschiedenen Käsesorten darin.

»Hammersmith?« sagte Door von ihrem Sitz herunter. »Das sind meine Freunde.«

Hammersmith umfaßte Richards Hand mit der seinen, die mehrere Nummern größer war. Sein Händedruck war freudig, aber sehr sanft, als seien ihm in der Vergangenheit beim Händeschütteln eine Reihe von Unfällen widerfahren, woraufhin er so lange geübt hatte, bis er es richtig hinbekam.

»Angenehm«, donnerte er.

»Richard«, sagte Richard.

Hammersmith sah erfreut aus. »Richard! Schöner Name! Ich hatte mal ein Pferd namens Richard.« Er ließ Richards Hand los, wandte sich zu Hunter und sagte: »Und Sie sind ... Hunter? Hunter! So wahr ich lebe, atme und Stuhlgang habe! Sie ist es!«

Hammersmith errötete wie ein Schuljunge. Er spuckte in seine Hand und versuchte unbeholfen, sich die Haare nach

hinten zu kleistern. Dann streckte er die Hand aus, und ihm fiel ein, daß er gerade hineingespuckt hatte, und er wischte sie an seiner Lederschürze ab und verlagerte sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen.

»Hammersmith«, sagte Hunter mit einem perfekten karamelfarbenen Lächeln.

»Hammersmith?« fragte Door. »Würdest du mir bitte herunterhelfen?«

Er sah verlegen aus. »Verzeihung, Lady«, sagte er und hob sie herunter. Da wurde Richard klar, daß Hammersmith Door schon als kleines Kind gekannt haben mußte, und er ertappte sich dabei, daß er unerklärlicherweise eifersüchtig auf den riesigen Mann war.

»Also«, sagte Hammersmith gerade zu Door. »Was kann ich für Sie tun?«

»Einiges«, sagte sie. »Aber zuerst -« Sie drehte sich zu Richard um. »Richard? Ich hab' eine Aufgabe für dich.«

Hunter zog eine Augenbraue hoch. »Für ihn?«

Door nickte. »Für euch beide. Könntet ihr uns etwas zu essen besorgen? Bitte?«

Richard verspürte ein seltsames Gefühl des Stolzes. Er hatte sich bei der Prüfung bewährt. Er war Einer von Ihnen. Er würde Losgehen, und er würde Etwas Zu Essen Holen. Er warf sich in die Brust.

»Ich bin Ihre Leibwächterin. Ich bleibe an Ihrer Seite«, sagte Hunter.

Door grinste. Ihre seltsam gefärbten Augen blitzten. »Auf dem Markt? Das ist nicht nötig, Hunter. Der Marktfrieden hält. Niemand wird mir hier etwas tun. Und Richard hat einen Aufpasser nötiger als ich.«

Richard fiel in sich zusammen, aber keiner sah es.

»Und was ist, wenn jemand den Waffenstillstand bricht?« fragte Hunter.

Hammersmith schauderte trotz der Hitze. »Den Marktfrieden brechen? Brrrr.«

»Das wird nicht geschehen. Geht schon. Ihr beide. Curry, bitte. Und bringt mir bitte ein paar Papadams mit. Scharf.«

Hunter fuhr sich mit der Hand durchs Haar. Dann drehte sie sich um und ging fort in die Menge, und Richard ging mit ihr.

»Was würde denn passieren, wenn jemand den Marktfrieden bräche?« fragte Richard, während sie sich durch die Menschenmassen schoben.

Sie dachte einen Augenblick lang darüber nach. »Das ist zum letzten Mal vor etwa dreihundert Jahren geschehen. Zwei Freunde gerieten auf dem Markt wegen einer Frau in Streit. Ein Messer wurde gezogen, und einer von ihnen starb. Der andere floh.«

»Was ist mit ihm passiert? Wurde er umgebracht?«

Hunter schüttelte den Kopf. »Ganz im Gegenteil. Er wünscht sich immer noch, er sei derjenige gewesen, der gestorben ist.«

»Er ist noch am Leben?«

Hunter schürzte die Lippen. »Sowas ähnliches«, sagte sie nach einer Weile.

»*Puuhh!*« Richard glaubte, er müsse sich übergeben. »Was ist denn das - dieser Gestank?«

»Die Sielmenschen.«

Richard wandte den Kopf ab und beschloß, nicht mehr durch die Nase zu atmen, bis sie den Stand der Sielmenschen weit hinter sich gelassen hatten.

»Schon irgendeine Spur vom Marquis?« fragte er.

Hunter schüttelte den Kopf. Sie hätte die Hand ausstrecken



und ihn berühren können.

Sie gingen eine Planke hoch, auf die Essensstände und freundlichere Gerüche zu.



Old Bailey fand die Sielmenschen ohne größere Schwierigkeiten, indem er einfach seiner Nase folgte. Er zog eine ziemliche Schau ab, indem er erst ostentativ den toten Cockerspaniel, die Beinprothese und das feuchte und dreckige Handy untersuchte und jedesmal gequält den Kopf schüttelte.

Dann bemerkte er auf theatralische Weise die Leiche des Marquis. Er kratzte sich an der Nase. Er setzte seine Brille auf und inspizierte den Körper. Er nickte vor sich hin. Dann winkte er Dunnikin heran und deutete auf die Leiche.

Dunnikin streckte die Hände aus, lächelte glücklich und blickte zum Himmel empor, um zu vermitteln, welch einen Segen die Überreste des Marquis in ihr Leben gebracht hatten. Er legte eine Hand an die Stirn, senkte sie und schaute zutiefst erschüttert drein, um zu vermitteln, welche Tragödie der Verlust einer solch bemerkenswerten Leiche wäre.

Old Bailey steckte eine Hand in die Tasche und holte einen halb aufgebrauchten Deostift hervor. Er reichte ihn Dunnikin, der ihn mit zusammengekniffenen Augen musterte, daran leckte und ihn zurückgab. Old Bailey steckte ihn wieder ein. Schaute noch einmal die Leiche des Marquis de Carabas an, nur halb bekleidet, barfuß, noch feucht von ihrer Reise durch die Abwasserkanäle. Der Körper war aschfahl, durch die vielen kleinen und großen Wunden war das Blut daraus gewichen, und die Haut war von dem langen Aufenthalt im Wasser runzlig wie eine Dörripflaume.

Dann zog er eine Flasche hervor, die zu drei Vierteln mit

einer gelben Flüssigkeit gefüllt war, und warf sie Dunnikin zu. Dieser sah sie mißtrauisch an. Die Sielmenschen wissen, wie eine Flasche Chanel No. 5 aussieht, und sie versammelten sich glotzend um Dunnikin. Vorsichtig, wichtigtuerisch schraubte er den Deckel der Flasche ab und tupfte sich eine winzige Menge aufs Handgelenk. Und dann, mit einer Feierlichkeit, um die ihn der feinste Pariser *Parfümier* beneidet hätte, schnupperte er daran.

Daraufhin nickte er begeistert und ging auf Old Bailey zu, um ihn zu umarmen und den Handel zu besiegeln. Old Bailey wandte das Gesicht ab.

Und dann hielt Old Bailey einen Finger hoch und tat sein Bestes, um zu zeigen, daß er auch nicht mehr der Jüngste war und der Marquis de Carabas, tot oder lebendig, doch ein wenig arg schwer.

Dunnikin pulte sich nachdenklich in der Nase, und anschließend bedeutete er mit einer Handbewegung, die nicht nur Großmut, sondern auch eine idiotische und fehlgeleitete Großzügigkeit signalisierte, die ihn, Dunnikin, und den Rest der Sielmenschen mit Sicherheit ins Armenhaus bringen würde, einem der jüngeren Sielmänner, den Leichnam auf die untere Hälfte des alten Kinderwagens zu schnüren. Der alte Dachmann bedeckte den Körper mit einem Stück Stoff, und dann zog er ihn fort, quer über das menschengefüllte Deck.

»Eine Portion Gemüsecurry, bitte«, sagte Richard zu der Frau am Currystand. »Und, ähm, eine Frage. Das Fleischcurry. Was für Fleisch ist denn das?«

Die Frau sagte es ihm.

»Oh«, sagte Richard. »Gut. Ähm. Dann eben Gemüsecurry für alle.«

»Hallo«, sagte eine volle Stimme neben ihm. Es war die

blasse Frau, die sie in den Höhlen getroffen hatten, mit dem schwarzen Kleid und den fingerhutfarbenen Augen.

»Hallo«, sagte Richard mit einem Lächeln. » - Ach, und ein paar Papadams bitte. - Wollen Sie, ähm, Curry kaufen?«

Sie fixierte ihn mit ihren violetten Augen und sagte, Bela Lugosi imitierend: »Ich esse kein ... Curry.« Und dann lachte sie, ein überschwengliches, fröhliches Lachen, und Richard merkte plötzlich, wie lange es her war, daß er mit einer Frau gemeinsam über einen Witz gelacht hatte.

»Oh. Ähm. Richard. Richard Mayhew.« Er streckte die Hand aus. Sie berührte sie mit der ihren. Ihre Hand war sehr kalt, aber schließlich *ist* es Ende Herbst mitten in der Nacht auf einem Schiff draußen auf der Themse sehr kalt.

»Lamia«, sagte sie. »Ich bin eine Velvet.«

»Ach«, sagte er. »Aha. Gibt es davon viele?«

»Ein paar«, erwiderte sie.

Richard nahm die Behälter mit dem Curry darin entgegen. »Was machen Sie?« fragte er.

»Wenn ich nicht gerade etwas zu essen suche«, lächelte sie, »bin ich Fremdenführerin. Ich kenne jeden Zentimeter der Unterseite.«

Hunter stand, obwohl Richard hätte schwören können, daß sie auf der anderen Seite der Bude war, neben Lamia. Sie sagte: »Er ist nichts für Sie.«

Lamia lächelte liebenswürdig. »Das zu beurteilen überlassen Sie besser mir.«

Richard sagte: »Hunter, das ist Lamia. Sie ist eine Velcro.«

»Vel-vet«, verbesserte Lamia liebenswürdig.

»Sie ist Fremdenführerin.«

»Ich bringe Sie, wohin Sie wollen.«

Hunter nahm Richard die Tüte mit dem Essen aus der Hand.

»Zeit, zurückzugehen«, sagte sie.

»Also«, sagte Richard. »Wenn wir zu dem Sie-wissen-schon gehen, könnte sie uns vielleicht helfen.«

Hunter sah Richard an. Wenn sie ihn einen Tag vorher so angesehen hätte, hätte er das Thema fallenlassen. Aber das war gestern. »Mal sehen, was Door davon hält«, sagte Richard. »Irgendwelche Anzeichen für den Marquis?«

»Noch nicht«, sagte Hunter.



Old Bailey hatte den Leichnam, der an seinem Kinderwagenunterteil festgebunden war wie das Gespenst von Guy Fawkes, die Planke hinabgezerrt. Er zog ihn über die Tower Bridge und vorbei am Tower of London. Er ging weiter zur Haltestelle Tower Hill und machte kurz davor Halt, neben einem großen grauen Mauervorsprung. Es war zwar kein Dach, dachte Old Bailey, aber es würde reichen.

Es war einer der letzten Überreste der London Wall. Der Überlieferung nach hatte der römische Kaiser Konstantin der Große die Stadtmauer im dritten Jahrhundert n.Chr. bauen lassen, auf Verlangen seiner Mutter (ihr Name war Helena), die aus London stammte und die Nase voll davon hatte, sich ständig von Potentaten und Stadtoberhäuptern aus dem ganzen Reich so nebenbei anhören zu müssen, wie dick die Stadtmauern dort, wo sie herkamen, seien und wie denn die Stadtmauern bei ihr aussehen würden.

Als die Mauer fertig war, umschloß sie die ganze Stadt; sie war neun Meter hoch und zweieinhalb Meter dick, und sie war zweifelsfrei eine Mauer. Jetzt war sie nicht mehr neun Meter hoch, denn die Erdoberfläche hatte sich seit den Zei-

ten von Konstantins Mutter gehoben, und sie umschloß die Stadt nicht mehr ganz. Aber es war immer noch ein imposantes Stück Mauer.

Old Bailey nickte heftig vor sich hin. Er befestigte ein Seil an dem Kinderwagenunterteil und kletterte die Mauer hoch; dann, begleitet von Grunzen und »Au-weia«-Gestöhn, zog er den Marquis hoch bis zum oberen Ende der Mauer.

Er band den Körper von den Kinderwagenrädern los und legte ihn sanft auf den Rücken, die Arme zu beiden Seiten lagernd. Aus ein paar Wunden quoll noch Flüssigkeit. Er war sehr tot.

»Du Dummkopf«, flüsterte Old Bailey. »Wieso mußt du dich bloß umbringen lassen?«

Der Mond schien hell und klein und hoch in der kalten Nacht, und herbstliche Sternbilder sprenkelten den blauschwarzen Himmel wie der Staub gemahlener Diamanten. Eine Nachtigall flatterte auf die Mauer, untersuchte den Leichnam des Marquis de Carabas und zwitscherte lieblich.

»Halt den Schabel«, sagte Old Bailey barsch. »Ihr Vögel duftet, verdammt noch mal, auch nicht gerade nach Rosen.«

Sie zwitscherte ihm eine melodische Nachtigallen-Obszönität zu und flog fort in die Nacht.

Old Bailey griff in seine Tasche und holte die schwarze Ratte heraus, die inzwischen eingeschlafen war. Sie schaute sich verschlafen um und gähnte dann, wobei sie ihre ungeheuer lange Rattenzunge entblöste. »Wenn's nach mir ginge«, sagte Old Bailey zu der schwarzen Ratte, »wäre ich froh, wenn ich nie wieder etwas riechen müßte.«

Er setzte sie auf die Steine der London Wall, und sie quiekte ihn an. Old Bailey seufzte. Behutsam nahm er das Silberkästchen aus seiner Tasche, und aus einer Innentasche holte

er die Röstgabel.

Er stellte das Silberkästchen auf de Carabas' Brust.

Dann streckte er nervös die Röstgabel aus und öffnete damit den Deckel des Kästchens. Drinnen lag ein Entenei, bläßlich blaugrün im Mondlicht. Old Bailey hob die Röstgabel, kniff die Augen zusammen und zerschlug das Ei.

Es machte »pop«, als es implodierte.

Für einen Moment herrschte eine große Ruhe; dann kam der Wind auf. Er hatte keine Richtung, sondern schien irgendwie von überall herzukommen, ein plötzlicher Wirbelsturm.

Herbstlaub, Zeitungsseiten, der ganze Bodensatz der Stadt wurde von der Erde hochgefegt und durch die Luft geblasen.

Der Wind streifte die Oberfläche der Themse und trug das kalte Wasser als feines, fliegendes Spray in die Luft.

Es war ein wütender Wind, ein gefährlicher, irrer Wind. Die Standbetreiber an Deck der *Belfast* verfluchten ihn und hielten ihre Besitztümer fest, damit sie nicht weggeweht wurden.

Und dann, als es schien, der Wind würde so stark, daß er die ganze Welt fortwehte und die Sterne davonbliese und die Menschen durch die Luft wirbelte wie vertrocknetes Herbstlaub -

In dem Moment -

- war er vorbei, und das Laub und die Zeitungen und die Plastiktüten segelten wieder auf die Erde und die Straße und aufs Wasser zurück.

Hoch oben auf dem Überrest der London Wall war die Stille, die auf den Wind folgte, ebenso laut, wie der Wind es gewesen war.

Sie wurde durch ein Husten durchbrochen; ein grauenhaftes, nasses Husten.

Dann hörte man, wie sich jemand mühsam umdrehte, und

dann, wie sich jemand furchtbar und widerlich übergab.

Der Marquis de Carabas erbrach Sielwasser über den Rand der London Wall, das die grauen Steine mit brauner Fäulnis befleckte. Er brauchte lange dafür, das Wasser aus seinem Körper loszuwerden.

Und dann sagte er, mit heiserer Stimme, die kaum mehr war als ein schmirgelndes Flüstern: »Ich glaube, man hat mir die Kehle durchgeschnitten. Haben Sie etwas, womit man sie verbinden kann?«

Old Bailey suchte in seinen Taschen herum und zog eine schmutzige Stoffbahn hervor. Die reichte er dem Marquis, der sie sich ein paarmal um den Hals wickelte und dann fest verknötete. Old Bailey fühlte sich unpassenderweise an die hochgeschnürten Beau-Brummel-Kragen der Regency-Dandys erinnert.

»Was zu trinken?« krächzte der Marquis.

Old Bailey zog seinen Flachmann heraus, schraubte den Deckel ab und reichte ihn dem Marquis, der einen Mundvoll herunterstürzte, dann vor Schmerz zusammenzuckte und schwach hustete.

Die schwarze Ratte, die die gesamte Szene mit Interesse beobachtet hatte, begann nun den Mauerrest hinunterzuklettern. Sie würde es den Goldenen mitteilen: Alle Gefallen waren nun vergolten, alle Schulden bezahlt.

Der Marquis gab Old Bailey seinen Flachmann zurück. Dieser steckte ihn weg. »Wie fühlen Sie sich?« fragte er.

»Mir ging's schon mal besser.«

Der Marquis setzte sich zitternd auf. Seine Nase lief, und seine Augen flackerten hin und her. Er starrte hinaus in die Welt, als hätte er sie nie zuvor gesehen.

»Wieso mußten Sie sich bloß umbringen lassen, das wüßt'

ich gern«, fragte Old Bailey.

»Informationen«, flüsterte der Marquis. »Die Menschen erzählen einem sehr viel mehr, wenn sie wissen, daß man gleich tot sein wird. Und wenn man dann tot ist, reden sie immer noch weiter.«

»Dann haben Sie herausgefunden, was Sie wissen wollten?«

Der Marquis betastete die Wunden an seinen Armen und Beinen. »Aber ja. Größtenteils. Jetzt habe ich mehr als nur eine Ahnung, worum es bei dieser ganzen Sache eigentlich geht.« Dann schloß er wieder die Augen, schlang die Arme um sich und schaukelte langsam vor und zurück.

»Wie ist es denn eigentlich?« fragte Old Bailey. »Tot zu sein?«

Der Marquis seufzte. Und dann grinste er schwach, und sein altes Ich schien ein wenig durch, als er antwortete: »Leben Sie lange genug, Old Bailey, dann können Sie es selbst herausfinden.«

Old Bailey wirkte enttäuscht. »Mistkerl. Nach allem, was ich getan habe, um Sie von dem schrecklichen Ort zurückzuholen, von dem es kein Zurück gibt. Na ja, normalerweise kein Zurück gibt.«

Der Marquis de Carabas blickte zu ihm auf. Seine Augen waren weiß im Mondlicht. Und er flüsterte: »Wie es ist, tot zu sein? Es ist sehr kalt, mein Freund. Sehr dunkel und sehr kalt.«



Door hielt die Kette hoch. Daran baumelte der Schlüssel rot-orange im Licht von Hammersmiths Kohlenbecken.

»Gute Arbeit, Hammersmith.«



»Danke, Lady.«

Sie hängte sich die Kette um den Hals und verbarg den Schlüssel in ihren Kleiderschichten. »Was möchtest du dafür haben?«

Der Schmied schaute betreten drein. »Es liegt mir fern, Ihre Großherzigkeit auszunutzen ...«, murmelte er.

Door zog ihr »Na-komm-schon«-Gesicht. Er bückte sich und holte ein schwarzes Kästchen unter einem Haufen Werkzeuge hervor. Es war aus dunklem Holz mit Glas- und Kupferintarsien, und es war so groß wie ein gutes Wörterbuch. Er drehte es wieder und wieder in seinen Händen.

»Das ist ein Puzzle«, erklärte er. »Ich habe es vor ein paar Jahren für eine Schmiedearbeit bekommen. So oft ich es auch versuche, ich bekomme es nicht auf.«

»Gib her.«

Door nahm das Kästchen und fuhr mit den Fingern über die Oberfläche. »Kein Wunder, daß du es nicht aufbekommen hast. Der Mechanismus ist ganz verklemmt. Da rührt sich nichts.«

Hammersmith sah niedergeschlagen aus. »Dann finde ich also nie heraus, was drin ist.«

Door sah amüsiert aus. Ihre Finger untersuchten die Oberfläche des Kästchens. Ein Stift glitt seitlich heraus. Sie drückte den Stift zur Hälfte wieder hinein und drehte ihn dann. Tief drinnen machte es *Klonk*, und in der Seite öffnete sich ein Türchen.

»Hier«, sagte Door.

»Mylady«, sagte Hammersmith. Er nahm ihr das Kästchen aus der Hand und zog die Tür ganz auf. Im Inneren befand sich eine Schublade, die er öffnete.

Die kleine Kröte in der Schublade quakte und schaute sich

desinteressiert um. Hammersmith machte ein langes Gesicht. »Ich hatte gehofft, es wären Perlen und Diamanten«, sagte er.

Door streckte die Hand aus und streichelte der Kröte den Kopf.

»Er hat schöne Augen«, sagte sie. »Behalte ihn, Hammersmith. Er wird dir Glück bringen. Und nochmals danke. Ich weiß, ich kann mich auf deine Diskretion verlassen.«

»Das können Sie, Lady«, sagte Hammersmith ernst.



Sie saßen zusammen oben auf der London Wall und schwiegen. Old Bailey ließ langsam die Kinderwagenräder auf den Boden unter ihnen herab.

»Wo ist der Markt?« fragte der Marquis.

Old Bailey deutete auf das Kriegsschiff. »Dort drüben.«

»Door und die anderen. Sie werden mich erwarten.«

»Sie sind nicht in der Verfassung, irgendwo hinzugehen.«

Der Marquis hustete schmerzvoll. In Old Baileys Ohren klang es so, als hätte der Marquis noch jede Menge Abwasser in den Lungen.

»Jetzt habe ich heute schon so eine weite Reise gemacht«, flüsterte er. »Da werde ich auch noch ein kleines Stückchen durchstehen.« Er untersuchte seine Hände, krümmte langsam die Finger, als wollte er sehen, ob sie ihm gehorchten oder nicht. Und dann drehte er seinen Körper herum und begann schwerfällig die Mauer hinabzuklettern. Doch bevor er das tat, sagte er heiser und vielleicht ein wenig traurig:

»Es sieht so aus, Old Bailey, als schuldete ich Ihnen einen Gefallen.«



Als Richard mit den Currygerichten zurückkam, lief Door auf ihn zu und fiel ihm um den Hals. Sie umarmte ihn fest und tätschelte ihm sogar den Hintern, bevor sie sich die Papiertüte schnappte und sie voller Begeisterung aufriß.

Sie nahm einen Behälter mit Gemüsecurry und begann selig zu essen. »Danke«, sagte sie mit vollem Mund. »Irgendeine Spur vom Marquis?«

»Keine«, sagte Hunter.

»Croup und Vandemar?«

»Nein.«

»Leckerer Curry. Schmeckt richtig gut.«

»Hast du die Kette bekommen?« fragte Richard.

Door zog die Kette an ihrem Hals hoch, weit genug, um zu zeigen, daß sie da war, und ließ sie wieder zurückfallen, so daß das Gewicht des Schlüssels sie hinabzog.

»Door«, sagte Richard, »das ist Lamia. Sie ist Fremdenführerin. Sie sagt, sie kann uns auf der Unterseite überall hinbringen.«

»Überall?« Door mampfte ein Papadam.

»Überall«, sagte Lamia.

Door legte den Kopf zur Seite. »Wissen Sie, wo der Engel Islington ist?«

Lamia blinzelte. Lange Wimpern bedeckten und enthüllten ihre fingerhutfarbenen Augen. »Islington?« sagte sie. »Da können Sie nicht hin ...«

»Wissen Sie es?«

»Down Street«, sagte Lamia. »Am Ende der Down Street. Aber das ist keine sichere Gegend.«

Hunter hatte diese Unterhaltung mit verschränkten Armen und unbeeindruckt verfolgt. Jetzt sagte sie: »Wir brauchen keine Fremdenführerin.«

»Also«, sagte Richard. »Ich finde doch. Der Marquis ist nirgends aufzutreiben. Wir wissen, daß es eine gefährliche Reise wird. Wir müssen den ... das Ding, das ich besorgt habe ... dem Engel bringen. Und dann wird er Door das über ihre Familie erzählen, und mir wird er sagen, wie ich nach Hause komme.«

Lamia schaute Hunter vergnügt an. »Und Ihnen wird er ein Hirn geben«, sagte sie, »und mir ein Herz.«

Door wischte den letzten Rest Curry mit den Fingern aus der Schale und leckte sie ab. »Wir drei kommen schon allein zurecht, Richard. Wir können uns keine Fremdenführerin leisten.«

Lamia warf stolz den Kopf zurück. »Ich lasse mich von ihm bezahlen, nicht von Ihnen.«

»Und was für eine Bezahlung verlangt jemand von Ihrer Sorte?« fragte Hunter.

»Das«, sagte Lamia mit einem lebenswürdigen Lächeln, »ist meine Sache, und er wird es noch früh genug erfahren.«

Door schüttelte den Kopf. »Lieber nicht.«

Richard schnaubte verächtlich. »Euch gefällt bloß nicht, daß ich auch mal die Zügel in die Hand nehme, anstatt euch blind hinterherzulaufen und immer nur zu tun, was man mir sagt.«

»Darum geht es überhaupt nicht.«

Richard wandte sich an Hunter. »Nun, Hunter. Kennen *Sie* den Weg zu Islington?«

Hunter schüttelte den Kopf.

Door seufzte. »Wir müssen los. Down Street, sagen Sie?«

Lamia lächelte mit pflaumenfarbenen Lippen. »Ja, Lady.«



Als der Marquis auf dem Markt ankam, waren sie fort.

## *Kapitel Fünfzehn*

Sie verließen das Schiff und gingen ans Ufer, wo sie ein paar Stufen hinabstiegen, durch eine lange Unterführung liefen und wieder nach oben gingen.

Lamia marschierte zielstrebig voran.

Sie führte sie in eine kleine, kopfsteingepflasterte Gasse. Gaslampen brannten und flackerten an den Wänden.

»Die dritte Tür«, sagte sie.

Sie blieben vor der Tür stehen. Eine Messingplatte war darauf angebracht, auf der stand:

KÖNIGLICHE GESELLSCHAFT  
ZUR VERMEIDUNG VON GRAUSAMKEIT  
GEGENÜBER HÄUSERN.

Und darunter in kleineren Lettern:

*Down Street.* Bitte klopfen.

»Man gelangt durch das Haus zur Straße?« fragte Richard.

»Nein«, antwortete Lamia. »Die Straße ist im Haus.«

Richard klopfte an die Tür. Nichts geschah. Sie warteten, und sie zitterten. Er klopfte noch einmal. Schließlich klingelte er.

Die Tür wurde von einem verschlafenen aussehenden Lakaien mit einer gepuderten Perücke und einer scharlachroten Livree geöffnet. Er schaute die bunte Schar auf seiner Türschwelle mit einem Gesichtsausdruck an, der besagte, daß sich dafür das Aufstehen nicht gelohnt hatte.

»Ja?« sagte der Lakai. Richard hatte sogar die Worte »Fahr zur Hölle« schon in einem wärmeren und freundlicheren Tonfall gehört.

»Down Street«, sagte Lamia gebieterisch.

»Hier entlang«, seufzte der Lakai. »Bitte Füße abtreten.«

Sie gingen durch eine eindrucksvolle Eingangshalle. Dann warteten sie, bis der Lakai alle Kerzen eines Kandelabers entzündet hatte, wie man ihn eigentlich nur auf den Titelseiten von Taschenbüchern antrifft, wo er üblicherweise von einer jungen Dame im langen Nachthemd umklammert wird, die aus einem Herrenhaus flüchtet, in dem immer nur ein Licht brennt, und zwar im Dachfenster.

Dann stiegen sie eine eindrucksvolle, mit einem dicken Teppich ausgelegte Treppe hinab. Sie stiegen eine weniger eindrucksvolle, mit einem weniger dicken Teppich ausgelegte Treppe hinab.

Sie stiegen eine völlig unbeeindruckende, mit verschlissenen Sackleinen ausgelegte Treppe hinab.

Sie stiegen eine schmutzibraune Holztreppe ohne jeden Teppich hinab.

Am Fuße dieser Treppe befand sich ein antiker Lastenaufzug mit einem Schild daran. Auf dem Schild stand:

**AUSSER BETRIEB.**

Der Lakai ignorierte das Schild und zog die äußere Drahttür mit einem metallischen Rumpeln auf. Lamia dankte ihm höflich und betrat den Aufzug. Die anderen folgten.

Der Lakai wandte ihnen den Rücken zu. Richard sah durch den Maschendraht zu, wie er, den Kandelaber in den Händen, wieder die Holztreppe hinaufging.

An der Wand des Aufzugs befand sich eine kurze Reihe von Knöpfen. Lamia drückte den untersten. Mit einem Knall schloß sich die metallene Gittertür automatisch. Ein Motor sprang an, und der Aufzug begann sich langsam und quietschend abwärtszubewegen.

Die vier standen dicht beieinander. Richard stellte fest, daß er jede der Frauen, die sich mit ihm im Aufzug befand, rie-

chen konnte. Door roch vor allem nach Curry; Hunter roch, nicht unangenehm, nach Schweiß, auf eine Weise, die ihn an Raubkatzen in Zookäfigen erinnerte; während Lamia berauschend nach Geißblatt und Maiglöckchen und Moschus duftete.

Der Aufzug sank immer weiter abwärts. Richard merkte, daß er schwitzte, einen klammen, kalten Schweiß, und seine Fingernägel tief in die Handflächen grub. So beiläufig er eben konnte, sagte er: »Dies wäre wohl ein sehr schlechter Zeitpunkt, um festzustellen, daß man unter Platzangst leidet, was?«

»Ja«, sagte Door.

»Dann tu ich's auch nicht«, sagte Richard.

Und sie fuhren abwärts.

Es ruckte und klackte und ratschte, und der Aufzug hielt an.

Hunter zog die Tür auf, zögerte einen Moment und trat dann auf einen schmalen Sims hinaus.

Richard schaute aus der offenen Aufzugtür. Sie hingen in der Luft, auf dem höchsten Punkt von etwas, das Richard an ein Bild des Turms von Babel erinnerte, das er mal gesehen hatte, oder vielmehr daran, wie der Turm von Babel aussehen würde, wenn sein Inneres nach außen gekehrt wäre. Es war ein gigantischer und reichverzierter, in den Felsen gehauener spiralförmiger Weg, der um einen Schacht herum lief. Und am oberen Ende des Schachts, ein paar tausend Meter über dem festem Boden, hing der Aufzug. Er schwankte ein wenig.

Richard holte tief Luft und trat auf den hölzernen Sims. Dann schaute er, obwohl er wußte, daß das keine gute Idee war, hinab. Zwischen ihm und dem Felsboden, Tausende von Metern weiter unten, war nichts als ein Holzbrett.



Eine lange Planke führte von dem Sims, auf dem sie standen, zum oberen Ende der drei Meter entfernten Felsstraße.

»Und ich schätze«, sagte er, erheblich weniger unbekümmert, als er vorgehabt hatte, »dies ist auch kein guter Zeitpunkt, um darauf hinzuweisen, daß ich schreckliche Höhenangst habe.«

»Es ist ungefährlich«, sagte Lamia. »Oder zumindest war es das das letzte Mal, als ich hier war. Schauen Sie.«

Sie ging über das Brett, ein Rascheln schwarzen Samtes. Sie hätte ein Dutzend Bücher auf ihrem Kopf balancieren können, ohne eins davon fallenzulassen. Als sie den Stein weg erreicht hatte, blieb sie stehen, drehte sich um und lächelte ihnen ermutigend zu.

Hunter folgte ihr hinüber, wandte sich dann um und wartete neben ihr am Rand.

»Siehst du?« sagte Door. Sie streckte die Hand aus und drückte Richards Arm. »Alles in Ordnung.«

Richard nickte und schluckte. *In Ordnung.*

Door ging hinüber. Es schien ihr keinen Spaß zu machen, aber sie ging trotzdem.

Die drei Frauen warteten auf Richard, der einfach dastand. Er stellte fest, daß er sich offenbar nicht anschickte, die Holzplanke zu überqueren, trotz der »Gehen!«-Kommandos, die er an seine Beine sandte.

Hoch über ihnen wurde ein Knopf gedrückt.

Richard hörte das *Klonk* und das entfernte Knirschen eines alten Elektromotors. Die Tür des Aufzugs knallte zu, so daß Richard nun ohne einen Halt auf einer schmalen hölzernen Plattform stand, die nicht breiter war als die Planke selbst.

»Richard!« schrie Door. »Beweg dich!«

Der Aufzug begann nach oben zu entschwinden. Richard

trat von der wackligen Plattform auf das Holzbrett, dann spürte er, wie seine Beine unter ihm nachgaben, und schon klammerte er sich mit allen vieren an die Planke und fürchtete um sein liebes Leben.

In seinem Verstand funktionierte noch ein winziger, rationaler Teil, der über den Aufzug nachgrübelte: Wer hatte ihn wieder hochgeholt, und warum? Der Rest seines Hirns war jedoch damit beschäftigt, all seinen Gliedmaßen zu befehlen, die Planke fest zu umklammern, und so laut zu schreien, wie es seiner geistigen Stimme möglich war: »Ich will nicht sterben!« Richard schloß die Augen, so fest er konnte, denn er war sicher, wenn er sie öffnete und die Felswand unter sich sah, würde er die Planke einfach loslassen und fallen und fallen und -

»Ich habe keine Angst vorm Fallen«, sagte er sich. »Wovor ich Angst habe, ist der Teil, an dem man aufhört zu fallen und anfängt, tot zu sein.« Aber er wußte, daß er sich etwas vor machte. Es *war* das Fallen, wovor er sich fürchtete – hilflos rudern durch die Luft zu segeln, zu wissen, daß es nichts gab, was er tun konnte, daß kein Wunder ihn retten würde ...

Langsam wurde ihm bewußt, daß jemand mit ihm redete.

»Klettere einfach die Planke entlang, Richard«, sagte jemand.

»Ich ... kann nicht«, flüsterte er.

»Du hast Schlimmeres durchgemacht, um an den Schlüssel zu kommen, Richard«, sagte jemand. Es war Door.

»Ich habe wirklich Höhenangst«, sagte er trotzig, das Gesicht gegen das Holzbrett gepreßt. Dann: »Ich will nach Hause.«

Er spürte, wie sich das Holz der Planke an sein Gesicht drückte.

Und dann begann die Planke zu wackeln.

Hunters Stimme sagte: »Ich weiß nicht, welche Last das Brett tragen kann. Sie beide stellen sich zum Ausgleich hier hin.«

Die Planke vibrierte, während sich jemand in Richtung auf ihn zu darauf entlangbewegte. Er umklammerte sie mit geschlossenen Augen. Dann sagte Hunter leise und zuversichtlich in sein Ohr: »Richard?«

»Mm.«

»Schieben Sie sich einfach vorwärts, Richard. Stück für Stück. Kommen Sie ...« Ihre Karamelfinger streichelten seine Hand, die sich um die Planke krampfte. »Kommen Sie.«

Er holte tief Luft, und schob sich ein kleines Stück vorwärts. Und erstarrte wieder.

»Das machen Sie gut«, sagte Hunter. »Sehr gut. Weiter.«

Und Zentimeter für Zentimeter ließ sich Richard von ihr überreden, die Planke entlangzukriechen, und dann, an deren Ende, schob sie ihm einfach die Hände unter die Arme, hob ihn hoch und stellte ihn auf festen Boden.

»Danke«, sagte er. Ihm fiel nichts anderes ein, was dem, was sie gerade für ihn getan hatte, angemessen gewesen wäre. Er sagte es noch einmal. »Danke.« Und dann sagte er zu allen: »Es tut mir leid.«

Door schaute zu ihm auf. »Schon gut«, sagte sie. »Du bist jetzt in Sicherheit.«

Richard sah die spiralförmige Straße unter der Welt an, die sich tiefer und tiefer wand; und er sah Hunter und Door und Lamia an; und er lachte, bis ihm die Tränen kamen.

»Was«, fragte Door schließlich, »ist denn so lustig?«

»>In Sicherheit!<« sagte er.

Door starrte ihn an, und dann lächelte auch sie.

»Und wo gehen wir jetzt hin?« fragte Richard.

»Hinunter«, sagte Lamia.

Sie begannen, die Down Street hinabzugehen. Hunter marschierte voran, mit Door an ihrer Seite. Richard ging neben Lamia her, atmete ihren Duft nach Maiglöckchen und Geißblatt ein und genoß ihre Gesellschaft.

»Ich bin wirklich froh, daß Sie mit uns gekommen sind«, erklärte er. »Als Fremdenführerin. Ich hoffe, daß Ihnen das kein Unglück bringt oder so.«

Sie fixierte ihn mit ihren fingerhutfarbenen Augen. »Warum sollte es mir Unglück bringen?«

»Wissen Sie, wer die Rattensprecher sind?«

»Natürlich.«

»Es gab ein Rattensprecher mädchen namens Anaesthesia. Sie. Nun ja, wir haben uns ein bißchen angefreundet, und sie sollte mich zum Markt führen. Und dann ist sie mir abhanden gekommen. Auf der Night's Bridge. Ich frage mich immer noch, was ihr zugestoßen sein mag.«

Sie lächelte ihn mitfühlend an. »Mein Volk kennt Geschichten darüber. Ein paar davon sind vielleicht sogar wahr.«

»Sie müssen mir davon erzählen«, sagte er. Es war kalt. Sein Atem dampfte in der kühlen Luft.

»Eines Tages«, sagte sie. Ihr Atem dampfte nicht. »Es ist sehr nett von Ihnen, daß Sie mich mitnehmen.«

Door und Hunter bogen vor ihnen um die Kurve und waren nicht mehr zu sehen.

»Wissen Sie«, sagte Richard, »die anderen sind schon ein bißchen weit voraus. Wir sollten uns lieber beeilen.«

»Laß sie gehen«, sagte sie sanft. »Wir werden sie schon wieder einholen.«

Es war, dachte Richard, auf merkwürdige Art und Weise so, als sei er ein Teenager und ginge mit einem Mädchen ins

Kino. Oder vielmehr wie der Heimweg danach: Stehenbleiben an Bushaltestellen oder neben Mauern, um einen Kuß zu erhäschen, ein hastiges Betasten von Haut und ein Verknäueln von Zungen, und dann schnell weiter, um die Kumpel und ihre Freundinnen einzuholen ...

Lamia fuhr mit einem kalten Finger über seine Wange.

»Du bist so warm«, sagte sie bewundernd. »Es muß wunderbar sein, soviel Wärme zu haben.«

Richard versuchte, ein bescheidenes Gesicht zu machen. »Darüber denke ich eigentlich nicht besonders viel nach«, gab er zu.

Ganz weit oben hörte er das metallische Knallen der Aufzugtür.

Lamia schaute flehend und freundlich zu ihm auf. »Würdest du mir etwas von deiner Hitze abgeben, Richard?« fragte sie. »Mir ist so kalt.«

Richard fragte sich, ob er sie küssen sollte. »Was? Ich ...«

Sie sah enttäuscht aus. »Gefalle ich dir nicht?« fragte sie.

Er hoffte inständig, daß er ihre Gefühle nicht irgendwie verletzt hatte.

»Natürlich gefällst du mir«, hörte er seine Stimme sagen. »Du bist sehr nett.«

»Und du brauchst doch all deine Hitze gar nicht, oder?« Das klang logisch.

»Ich schätze, nein ...«

»Und du hast gesagt, du würdest mich dafür bezahlen, daß ich euch führe. Und das möchte ich als Lohn. Wärme. Kann ich welche haben?«

Alles, was sie wollte. Alles. Das Geißblatt und die Maiglöckchen umschlossen ihn, und seine Augen sahen nichts als ihre bleiche Haut und ihre dunklen, blumigen Pflaumenlip-

pen und ihr pechschwarzes Haar. Er nickte.

Irgendwo in seinem Innern sehne etwas, doch was immer das war, es konnte warten.

Sie streckte ihre Hände nach seinem Gesicht aus und zog es sanft zu sich herab. Dann küßte sie ihn, lange und schwerblütig. Im ersten Moment war die Kälte ihrer Lippen und ihrer Zunge ein Schock für ihn, und dann entspannte er sich.

Nach einer Weile zog sie sich zurück.

Er spürte das Eis auf seinen Lippen. Er strauchelte rückwärts gegen die Wand. Er versuchte zu blinzeln, aber seine Augen fühlten sich an, als seien sie offen festgefroren.

Sie sah zu ihm auf und lächelte voll Wonne. Ihre Haut war rosig, und ihre Lippen waren scharlachrot. Ihr Atem dampfte in der kalten Luft. Sie leckte sich die roten Lippen mit einer warmen rosa Zunge. Seine Welt verfinsterte sich langsam. Er glaubte, einen dunklen Umriß am Rande seines Blickfeldes auszumachen.

»Mehr«, sagte sie. Und sie streckte die Arme nach ihm aus.



Er sah zu, wie die Velvet Richard zum ersten Kuß an sich zog, sah zu, wie Rauhreif und Frost sich auf seiner Haut ausbreiteten. Er sah zu, wie sie sich glücklich zurücklehnte.

Und dann trat er hinter sie, und als sie sich zu Richard neigte, um das, was sie begonnen hatte, zu beenden, streckte er die Hand aus, packte sie fest am Hals und hob sie hoch.

»Gib es zurück«, krächzte er ihr ins Ohr. »Gib ihm sein Leben zurück.« Die Velvet reagierte wie ein Kätzchen, das man in eine Badewanne geworfen hat: Sie wand sich und fauchte und spuckte und kratzte, aber vergebens. Die Hand um ihre

Kehle war wie ein Schraubstock.

»Sie können mich nicht dazu zwingen«, sagte sie in einem entschieden unmusikalischen Tonfall.

Er verstärkte den Druck. »Gib ihm sein Leben zurück«, erklärte er heiser, »oder ich breche dir das Genick.«

Sie zuckte zusammen. Er schob sie auf Richard zu.

Sie nahm Richards Hand und atmete ihm in Nase und Mund. Dampf drang aus ihrem Mund und tröpfelte in den seinen. Das Eis auf seiner Haut begann zu tauen, der Rauhreif auf seinem Haar zu verschwinden.

Er drückte noch einmal ihren Hals. »Alles, Lamia.«

Da fauchte sie äußerst widerwillig und öffnete noch einmal den Mund. Ein letztes Dampfwölkchen schwebte von ihrem Mund in den seinen, und dann war es fort.

Richard blinzelte.

»Was hast du mit mir angestellt?« fragte Richard.

»Sie war dabei, Ihr Leben zu trinken«, sagte der Marquis de Carabas in einem heiseren Flüstern. »Sich Ihre Wärme zu nehmen. Sie in so ein kaltes Etwas zu verwandeln, wie sie selbst eins ist ...«

Lamia verzog das Gesicht wie ein kleines Kind, dem man sein Lieblingsspielzeug weggenommen hat. Ihre violetten Augen blitzten. »Ich brauche es nötiger als er!« jammerte sie.

»Ich hab' gedacht, du magst mich«, wandte Richard dümmlich ein.

Der Marquis hob Lamia mit einer Hand hoch und hielt ihr Gesicht dicht vor das seine. »Wenn du ihm noch einmal zu nahe kommst, du oder irgendein anderes der Velvet-Kinder, besuche ich tagsüber, wenn ihr schläft, eure Höhle und brenne sie nieder. Verstanden?«

Sie nickte.

Er ließ sie los, und sie fiel zu Boden. Dann rappelte sie sich zu voller Größe auf, was nicht besonders groß war, warf den Kopf zurück und spuckte dem Marquis mit Wucht ins Gesicht.

Lamia raffte das Vorderteil ihres schwarzen Samtkleides, lief die Schräge hinauf und war verschwunden.

Eiskalter schwarzer Speichel rann dem Marquis die Wange hinab. Er wischte ihn weg.

»Sie hätte mich umgebracht«, sagte Richard.

»Nicht sofort«, erwiderte der Marquis. »Aber nachdem sie Ihr ganzes Leben vertilgt gehabt hätte, wären Sie gestorben.«

Richard starrte den Marquis an. Er sah mitgenommen aus.

Sein Mantel war weg: Statt dessen war eine alte Decke um seine Schultern gewickelt, wie ein Poncho, und darunter hatte er sich irgend etwas - Richard konnte nicht erkennen was - umgeschnallt. Er war barfuß. Aus irgendeinem Grund, den Richard als bizarren Modetick interpretierte, hatte er seine Kehle von oben bis unten mit einem ausgebleichenen Lappen umwickelt.

»Wir haben Sie gesucht«, sagte Richard.

»Und jetzt haben Sie mich gefunden«, krächzte der Marquis trocken.

»Wir hatten Sie auf dem Markt erwartet.«

»Ja. Nun. Einige Leute hielten mich für tot. Ich war gezwungen, unterzutauchen.«

»Wieso ... wieso hielten einige Leute Sie für tot?«

Der Marquis sah Richard an, mit Augen, die zu viel gesehen hatten und zu weit gegangen waren. »Weil sie mich getötet haben«, sagte er. »Kommen Sie, die anderen können nicht allzu weit sein.«

Richard blickte zur anderen Seite des Schachts hinüber.



Dort sah er Door und Hunter, eine Ebene weiter unten. Sie schauten sich um - nach ihm, nahm er an. Er rief, brüllte und winkte, doch es schallte nicht weit genug. Der Marquis legte eine Hand auf Richards Arm. »Sehen Sie mal«, sagte er. Er deutete auf die Ebene unter Door und Hunter. Etwas bewegte sich dort. Richard kniff die Augen zusammen: Er konnte im Schatten zwei Gestalten erkennen.

»Croup und Vandemar.«, sagte der Marquis. »Es ist eine Falle.«

»Was sollen wir tun?«

»Laufen Sie!« sagte der Marquis. »Warnen Sie sie. Ich kann nicht laufen ... Los, verdammt noch mal!«

Und Richard lief. Er lief, so schnell er konnte, so sehr er konnte, die geneigte Steinstraße unter der Welt entlang. Er verspürte einen plötzlichen bohrenden Schmerz in der Brust: Seitenstiche. Und er zwang sich weiter, und er lief immer noch.

Er bog um eine Ecke, und er sah sie.

»Hunter! Door!« keuchte er atemlos. »Halt! Vorsicht!«

Door drehte sich um.

Mr. Croup und Mr. Vandemar traten hinter einem Pfeiler hervor. Mr. Vandemar riß Door die Hände auf den Rücken und fesselte sie mit einem Nylonstreifen.

Mr. Croup hatte etwas Langes und Dünnes in einer braunen Stoffhülle in der Hand. In solchen Hüllen hatte Richards Vater immer seine Angeln transportiert.

Hunter stand mit offenem Mund da.

»Hunter! Schnell!«

Sie schoß herum und trat zu, mit einer weichen, fast tänzerischen Bewegung.

Ihr Fuß traf Richard direkt in den Magen. Er fiel zu Boden,

nach Luft ringend und verletzt.

»Hunter?« keuchte er.

»Ich fürchte, ja«, sagte Hunter.

Mr. Croup und Mr. Vandemar beachtetten Richard und Hunter gar nicht. Mr. Vandemar schnürte Doors Arme zusammen, während Mr. Croup dastand und zusah.

»Betrachten Sie uns nicht als Mörder, Miss«, warf Mr. Croup im Plauderton hin. »Betrachten Sie uns als einen Escort Service.«

»Bloß ohne Busen«, sagte Mr. Vandemar.

Mr. Croup drehte sich zu Mr. Vandemar um. »Escort im Sinne von Begleitung, Mister Vandemar. Damit unsere feine Lady sicher dort ankommt, wo sie hin will. Ich wollte Sie weder auf eine Stufe mit einer Schönen der Nacht noch mit einer gemeinen Straßendirne stellen.«

Mr. Vandemar war hartnäckig. »Sie haben gesagt, wir seien ein Escort Service«, murmelte er. »Ich weiß, was das ist.«

»Tun Sie so, als hätte ich nichts gesagt, Mister Vandemar. Ich habe mich versprochen. Von jetzt an sind wir Gesellschafter. Beschützer. Begleiter.«

Mr. Vandemar kratzte sich mit einem Rabenschädelring die Nase. »Na gut«, sagte er.

Mr. Croup wandte sich wieder zu Door um und lächelte, wobei er viele Zähne zeigte. »Da sehen Sie's, Lady Door. Wir werden aufpassen, daß Sie Ihr Ziel sicher erreichen.«

Door beachtete ihn nicht. »Hunter«, rief sie. »Was geht hier vor?«

Mr. Croup strahlte stolz. »Bevor Hunter eingewilligt hat, für Sie zu arbeiten, hat sie eingewilligt, für unseren Auftraggeber zu arbeiten. Indem sie sich um Sie kümmert.«

»Wir haben's Ihnen ja gesagt«, frohlockte Mr. Vandemar.

»Wir haben Ihnen gesagt, daß einer von Ihnen ein Verräter ist.« Er warf den Kopf in den Nacken und heulte wie ein Wolf.

»Ich dachte, Sie meinten den Marquis«, sagte Door.

Mr. Croup kratzte sich theatralisch am Kopf. »Apropos: Ich möchte wissen, wo der Marquis ist. Wir haben ihn so lange nicht gesehen, daß die Erinnerung an ihn bereits geradezu *verblichen* ist, nicht wahr, Mister Vandemar?«

»Allerdings, Mister Croup. So *verblichen* wie er selbst.«

»Dann werden wir ihn von jetzt an den *verblichenen* Marquis de Carabas nennen müssen. Ich fürchte, er ist ein ganz klein wenig -«

»Mausetot«, beendete Mr. Vandemar den Satz.

Richard, der sich japsend auf dem Boden gewunden hatte, schaffte es, seine Lungen mit genug Luft zu füllen, um zu keuchen: »Sie gemeine Verräterin!«

Hunter warf einen Blick auf den Boden. »Nichts für ungut«, murmelte sie.

»Der Schlüssel, den Sie von den Black Friars erhalten haben«, sagte Mr. Croup zu Door. »Wer hat den?«

»Ich«, japste Richard. »Sie können mich durchsuchen, wenn Sie wollen.« Er fischte in seinen Taschen herum - wobei er etwas Hartes und Ungewohntes in seiner Gesäßtasche bemerkte, doch er hatte nicht die Zeit, das jetzt näher zu untersuchen - und zog den Haustürschlüssel zu seiner alten Wohnung hervor. Er rappelte sich auf und stolperte hinüber zu Mr. Croup und Mr. Vandemar. »Hier.«

Mr. Croup streckte die Hand aus und nahm ihm den Messingsschlüssel ab. »Potzblitz«, sagte er, ohne überhaupt richtig hinzusehen. »Fast wäre ich diesem äußerst raffinierten Trick aufgesessen, Mister Vandemar.« Er gab den Schlüssel

Mr. Vandemar, der ihn zwischen Daumen und Zeigefinger hochhielt und dann zerknüllte wie Alufolie. »Pech gehabt, Mister Croup«, sagte er.

»Tun Sie ihm weh, Mister Vandemar«, sagte Mr. Croup.

»Mit Vergnügen, Mister Croup«, sagte Mr. Vandemar, und er trat Richard gegen die Kniescheibe. Richard fiel zu Boden und umklammerte sein Knie, das höllisch weh tat.

Wie aus weiter Ferne hörte er Mr. Vandemars Stimme. Er schien ihm einen Vortrag zu halten. »Die Leute glauben immer, je stärker man zutritt, desto mehr tut es weh«, sagte Mr. Vandemars Stimme. »Aber nicht, wie stark man zutritt, ist wichtig, sondern, wo man hintritt. Also, dies ist wirklich ein sehr sanfter Tritt -«

- etwas donnerte in Richards linke Schulter. Sein linker Arm wurde taub, und eine Blüte des Schmerzes öffnete sich in seiner Schulter. Es fühlte sich an, als stünde sein ganzer Arm in Flammen und würde gleichzeitig vereist, als ob ihm jemand ein Elektroschockgerät tief ins Fleisch gestoßen und den Strom so weit aufgedreht hätte, wie es ging. Er wimmerte. Und Mr. Vandemar sagte derweil:

» ... aber er tut genauso weh wie *dieser* - der doch viel härter ist -«

Der Stiefel schoß wie eine Kanonenkugel in Richards Flanke. Er hörte sich schreien und schluchzen, und er wünschte, er hätte eine Idee, wie er damit aufhören konnte.

»Ich habe den Schlüssel«, hörte er Door sagen.

»Wenn Sie ein Schweizer Armeemesser hätten«, sagte Mr. Vandemar zuvorkommen zu Richard, »könnte ich Ihnen zeigen, was Sie mit all den Teilen daran anfangen können. Sogar mit dem Flaschenöffner und dem Ding, mit dem man Steinchen aus Pferdehufen entfernt.«

»Lassen Sie ihn in Ruhe, Mister Vandemar. Für Schweizer Armeemesser bleibt immer noch genug Zeit. Hat sie den Talisman?«

Mr. Croup durchsuchte Doors Taschen und nahm die geschnitzte Obsidianfigur heraus: das winzige Ungeheuer.

Hunters Stimme klang tief und voll. »Was ist mit mir? Wo bleibt mein Lohn?«

Mr. Croup schniefte. Er warf ihr die Angelhülle zu. Sie fing sie mit einer Hand auf.

»Waidmannsheil«, sagte Mr. Croup. Dann drehten er und Mr. Vandemar sich um und gingen, Door in der Mitte zwischen sich, die Spirale der Down Street hinab.

Hunter kniete sich auf den Boden und begann, die Riemen an der Hülle zu lösen. Ihre Augen waren groß und glänzend.

Richard lag am Boden und sah ihr zu.

»Was ist das?« fragte er. »Dreißig Silberlinge?«

Sie zog es langsam aus der Stoffhülle, und ihre Finger liebten es, streichelten es. Liebten es.

»Ein Speer«, antwortete sie.

Er bestand aus einem bronzefarbenen Metall; die Klinge war lang und gebogen wie ein Kris, scharf auf der einen Seite, gezackt auf der anderen; in die Seite des Hefts, das grün vor Grünspan und mit fremdartigen Zeichnungen und seltsamen Schnörkeln verziert war, waren Gesichter eingraviert.

Er war von der Spitze der Klinge bis zum Ende des Hefts etwa eineinhalb Meter lang. Hunter berührte ihn beinahe ehrfürchtig, als sei er das Schönste, was sie je gesehen hatte.

»Sie haben Door für einen Speer ans Messer geliefert«, sagte Richard.

Sie sagte nichts. Sie leckte mit ihrer rosa Zunge ihren Finger an und fuhr dann sanft damit an der Klinge entlang, um die

Schneide zu prüfen; und sie war zufrieden mit dem, was sie fühlte.

»Werden Sie mich töten?« fragte er.

Da wandte sie den Kopf und sah ihn an. Sie wirkte lebendiger, als er sie je gesehen hatte; schöner und gefährlicher.

»Was sollte mich daran reizen, Sie zu jagen, Richard Mayhew? Auf mich wartet eine größere Beute.«

»Das ist der Speer, mit dem Sie das Große Ungeheuer von London jagen wollen, nicht wahr?«

Sie sah den Speer auf eine Weise an, wie keine Frau Richard je angesehen hatte. »Es heißt, er sei unschlagbar.«

»Aber Door hat Ihnen vertraut. *Ich* habe Ihnen vertraut.«

»Genug.«

Langsam begann der Schmerz nachzulassen, zu einem dumpfen Nachhall in seiner Schulter und seiner Hüfte und seinem Knie abzuflauen. »Für wen arbeiten Sie? Wo bringen sie sie hin? Wer steckt hinter dem Ganzen?«

»Sagen Sie es ihm, Hunter«, krächzte der Marquis de Carabas.

Er hatte eine Armbrust auf Hunter gerichtet. Seine nackten Füße standen fest auf der Erde, sein Gesichtsausdruck war unerbittlich.

»Ich hab' mich schon gefragt, ob Sie wirklich so tot sind, wie Croup und Vandemar es dargestellt haben«, sagte Hunter. »Ich hatte Sie eigentlich als jemanden eingeschätzt, der schwer zu töten ist.«

Ironisch neigte er den Kopf. »Ich Sie auch, verehrte Lady. Aber ein Armbrustgeschoß in der Kehle und ein mehrere tausend Meter tiefer Sturz könnten mich Lügen strafen, nicht wahr? Legen Sie den Speer hin und treten Sie zurück.«

Sanft, liebevoll legte sie den Speer auf den Boden. Dann

richtete sie sich auf und trat zurück.

»Sie können es ihm ebensogut sagen, Hunter«, forderte sie der Marquis auf. »Ich weiß es bereits. Ich habe es auf die harte Tour herausgefunden. Sagen Sie ihm, wer hinter all dem steckt.«

»Islington«, sagte sie.

Richard schüttelte den Kopf, als wolle er eine Fliege verscheuchen. »Das kann nicht sein«, sagte er. »Ich habe doch Islington selbst kennengelernt. Er ist ein Engel.« Und dann fragte er beinahe verzweifelt: »Warum?«

Der Marquis hatte Hunter nicht aus den Augen gelassen, und auch die Armbrustspitze war weiterhin unbeweglich auf sie gerichtet. »Ich wünschte, ich wüßte es. Aber Islington befindet sich am Fuße der Down Street, und am Fuße dieser Schweinerei. Und zwischen uns und Islington befinden sich das Labyrinth und das Ungeuer. Richard, nehmen Sie den Speer. Hunter, Sie gehen vor mir her, bitte.«

Richard hob den Speer auf, und dann zog er sich schwerfällig daran hoch, bis er stand. »Sie wollen, daß sie mit uns kommt?« fragte er verblüfft.

»Hätten Sie sie lieber hinter uns?« entgegnete der Marquis trocken.

Richard schüttelte den Kopf.

Und sie gingen hinab.

## *Kapitel Sechzehn*

Stundenlang gingen sie schweigend die gewundene Steinstraße hinab. Richard hatte immer noch Schmerzen, er humpelte, und in ihm rumorte es seltsam, geistig wie körperlich: Das Gefühl, geschlagen und verraten worden zu sein, quälte ihn, hinzu kam noch die Tatsache, daß er beinahe sein Leben an Lamia verloren hätte, die Nachwirkungen von dem, was Mr. Vandemar ihm zugefügt und was er oben auf der Planke erlebt hatte, so daß er sich alles in allem furchtbar zerschlagen fühlte. Doch was es noch schlimmer machte: Er war sich ziemlich sicher, daß all seine Erlebnisse des letzten Tages verglichen mit dem, was der Marquis durchgemacht haben mochte, zu etwas ziemlich Kleinem und Unbedeutendem verblaßten. Daher sagte er nichts.

Der Marquis war still; denn jedes Wort, das er hervorbrachte, verursachte ihm Halsschmerzen. Er begnügte sich damit, seine Kehle heilen zu lassen und sich auf Hunter zu konzentrieren. Wenn er seine Aufmerksamkeit nur einen Augenblick erlahmen ließe, das wußte er, würde sie es sofort merken, und dann wäre sie auf und davon, oder sie würde sich ihnen entgegenstellen. Daher sagte er nichts.

Hunter ging ein kleines Stück voraus. Auch sie sagte nichts.

Dann erreichten sie das untere Ende der Down Street. Die Straße endete in einem monumentalen Torbogen - aus gigantischen grob behauenen Steinblöcken.

*Dieses Tor haben Riesen gebaut*, dachte Richard, obwohl er nicht hätte sagen können, woher er das wußte.

Das Tor selbst war schon lange verrostet und zerfallen. Seine Überreste lagen zu ihren Füßen im Schlamm und hingen



nutzlos an einem verrosteten Scharnier an der Seite des Torbogens. Das Scharnier war größer als Richard.

Der Marquis bedeutete Hunter, stehenzubleiben. Er befeuchtete seine Lippen und sagte: »Dieses Tor markiert das Ende der Down Street und den Beginn des Labyrinths. Und jenseits des Labyrinths wartet der Engel Islington. Und im Labyrinth befindet sich das Ungeheuer.«

»Ich versteh' das immer noch nicht«, sagte Richard. »Islington. Ich habe ihn doch kennengelernt. Es. Ihn. Er ist ein Engel. Ich meine ... ein richtiger Engel.«

Der Marquis lächelte humorlos. »Wenn Engel böse werden, Richard, dann werden sie schlimmer als jeder sonst. Sie wissen doch, auch Luzifer war einst ein Engel.«

Hunter starrte Richard mit nußbraunen Augen an. »Der Ort, an dem Sie waren, ist Isingtons Zitadelle und sein Gefängnis. Er kann ihn nicht verlassen.«

Der Marquis sah sie an. »Ich schätze, das Labyrinth und das Ungeheuer dienen dazu, Besucher abzuschrecken.«

Sie neigte den Kopf. »Das ist anzunehmen.«

Plötzlich brüllte Richard den Marquis an, und all seine Wut und Ohnmacht und Enttäuschung machte sich in einer zornigen Explosion Luft: »Wieso reden Sie überhaupt mit ihr? Wieso ist sie noch bei uns? Sie hat uns die ganze Zeit betrogen. Sie ist eine Verräterin - sie wollte uns glauben machen, Sie seien der Verräter!«

»Und ich habe Ihnen das Leben gerettet, Richard Mayhew«, sagte Hunter leise. »Viele Male. Auf der Brücke. Vor dem Wesen an der U-Bahn-Haltestelle. Auf dem Brett dort oben.«

Sie sah ihm in die Augen, und es war Richard, der den Blick abwandte.

Etwas hallte durch die Tunnel: ein Bellen oder ein Brüllen.

Die Haare auf Richards Nacken stellten sich auf. Es war weit entfernt, aber das war auch das einzige daran, was ihn ein wenig beruhigte. Er kannte dieses Geräusch. Er hatte es in seinen Träumen gehört. Es klang weder wie ein Stier noch wie ein Keiler. Es klang wie ein Löwe. Es klang wie ein gewaltiger Drache.

»Das Labyrinth ist eine der ältesten Stätten Unter-Londons«, erklärte der Marquis. »Noch bevor König Lud auf den Themse-Sümpfen ein Dorf gründete, gab es hier ein Labyrinth.«

»Allerdings kein Ungeheuer«, sagte Richard.

»Damals noch nicht.«

Richard zögerte. Das entfernte Brüllen setzte wieder ein.

»Ich ... ich glaube, ich habe von dem Ungeheuer geträumt«, sagte er.

Der Marquis zog eine Augenbraue hoch. »Was für Träume?«

»Alpträume«, sagte Richard.

Der Marquis dachte darüber nach, und seine Augen flackerten. Und dann sagte er. »Hören Sie zu, Richard. Hunter nehme ich mit. Wenn Sie allerdings lieber hier warten wollen, nun ja, dann würde Sie trotzdem niemand als feig bezeichnen können.«

Richard schüttelte den Kopf. Manchmal kann man einfach nichts tun. »Ich kehre nicht um. Nicht jetzt. Sie haben Door.«

»Gut«, sagte der Marquis. »Nun denn. Wollen wir gehen?«

Hunters perfekte Karamellippen verzogen sich zu einem Hohl lächeln. »Sie müssen verrückt sein, wenn Sie da hingehen«, sagte sie. »Ohne den Talisman des Engels würden Sie niemals den Weg finden. Niemals an dem Keiler vorbeikommen.«

Der Marquis steckte seine Hand unter seine Poncho-Decke und holte die kleine Obsidian-Statue hervor, die er aus dem Arbeitszimmer von Doors Vater mitgenommen hatte.

»Meinen Sie so einen?« fragte er.

Und dann stellte der Marquis fest, daß vieles, was er in den vergangenen Wochen durchgemacht hatte, durch Hunters Gesichtsausdruck wieder wettgemacht wurde. Sie gingen durch das Tor und hinein ins Labyrinth.



Doors Arme waren hinter ihrem Rücken gefesselt, und Mr. Vandemar ging hinter ihr, eine riesige Hand auf ihrer Schulter, und schob sie voran. Mr. Croup huschte voraus, den Obsidian-Talisman in der Hand, den er ihr oben in der Luft weggenommen hatte, und er blickte nervös von einer Seite zur anderen, wie ein Wiesel auf dem Weg zu einem Hühnerstallüberfall.

Das Labyrinth selbst war der reinste Irrsinn. Es war aus verlorengegangenen Fragmenten Ober-Londons gebaut: Gassen und Straßen und Korridore und Siele, die im Laufe der Jahrtausende durchs Netz gerutscht und in die Welt der Verlorenheit und des Vergessenseins übergegangen waren.

Sie stapften über Kopfsteinpflaster und durch Schlamm und Mist (Pferdemist und anderen) und über verfallende Holzbretter. Der Ort veränderte sich beständig: Und jeder Weg teilte sich, führte im Kreise herum oder wieder zu seinem Ausgangspunkt zurück

Mr. Croup ließ sich von dem Talisman, dessen Zug er spürte, führen.

Sie gingen eine winzige Gasse entlang, die einst zu einem

viktorianischem »Krähenhorst« gehörte hatte (einem Elendsquartier, in dem zu gleichen Teilen Diebstahl und Gin, totale Verwahrlosung und billiger Sex herrschten), und sie hörten es irgendwo in der Nähe schnaufen und schnauben.

Und dann brüllte es.

Mr. Croup zögerte. Am Ende der Gasse blieb er stehen und schaute sich mit zusammengekniffenen Augen um, bevor er sie ein paar Stufen in einen langen steinernen Tunnel hinterführte, der zur Zeit der Tempelritter über die Sümpfe hinweggeführt hatte.

Door sagte: »Sie haben Angst, nicht wahr?«

Er warf ihr einen wütenden Blick zu. »Hüten Sie Ihre Zunge.«

Sie lächelte, obwohl ihr gar nicht nach Lächeln zumute war. »Sie haben Angst, daß Ihr Talisman Sie nicht sicher an dem Ungeheuer vorbeibringt. Was haben Sie jetzt vor? Islington entführen? Und uns beide an denjenigen verkaufen, der am meisten bietet?«

»Ruhe«, sagte Mr. Vandemar.

Doch Mr. Croup lachte nur leise; und da wußte Door, daß der Engel Islington nicht ihr Freund war.

Sie begann zu schreien. »Hey! Ungeheuer! Hier sind wir! Hu-hu! Mister Ungeheuer!«

Mr. Vandemar versetzte ihr einen leichten Schlag an den Kopf und stieß sie gegen die Wand.

»Ruhe, hab' ich gesagt«, erklärte er milde.

Sie schmeckte Blut und spuckte scharlachrot in den Schlamm. Dann öffnete sie den Mund und fing wieder an zu schreien. Mr. Vandemar, der das vorausgesehen hatte, hatte bereits ein Taschentuch aus seiner Tasche gezogen und stopfte es ihr in den Mund. Sie versuchte ihm dabei auf den

Daumen zu beißen, doch das machte keinen nennenswerten Eindruck auf ihn.

»Jetzt sind Sie aber ruhig«, sagte er.

Mr. Vandemar war sehr stolz auf sein Taschentuch, das grün und braun und schwarz gesprenkelt war und ursprünglich einem ziemlich übergewichtigen Schnupftabakhändler aus den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts gehört hatte, der an einem Gehirnschlag gestorben und mit seinem Taschentuch in der Tasche beerdigt worden war. Mr. Vandemar fand immer noch dann und wann Reste des Schnupftabakhändlers darin, doch er war der Meinung, daß es trotz alledem ein schönes Taschentuch war.

Schweigend gingen sie weiter.



In seinem Felsensaal am Ende des Labyrinths, der seine Zitadelle und sein Gefängnis war, tat der Engel Islington etwas, das er seit vielen Tausenden von Jahren nicht mehr getan hatte.

Er tat folgendes:

Er sang.

Er hatte eine schöne Stimme, melodiös und wohlklingend.

Wie alle Engel besaß er ein absolutes Gehör.

Islington sang einen Song von Irving Berlin. Und er tanzte beim Singen, in langsamen und makellosen Bewegungen und Schritten, in seinem Großen Saal voller Kerzen.

*»Heaven«, sang der Engel, »I'm in Heaven,*

*And my heart beats so that I can hardly speak,*

*And I seem to find the happiness I seek*

*When we're out together, dancing cheek to cheek.*

*Heaven, I'm in Heaven,*

*And the cares that hung around nie in the week  
Seem to vanish like a gambler's lucky streak ...«*

Als er die schwarze Tür in dem dazugehörigen Gemach erreichte, die Tür aus Feuerstein und angelaufenem Silber, hörte er auf zu tanzen. Er fuhr mit den Fingern langsam über die Tür, preßte die Wange an ihre kalte Oberfläche.

Und er sang weiter, leiser jetzt.

»Heaven ...

*I'm in Heaven ...*

*I'm in Heaven ...*

*I'm in Heaven ...«*

Und dann lächelte er, sanft und liebenswürdig, und das Lächeln des Engels Islington war schrecklich anzusehen.

Er sagte die Worte, wiederholte sie immer wieder, so daß die Silben in der kerzenerleuchteten Dunkelheit seines Gemachs in der Luft hingen.

»Ich bin im Himmel«, sagte er.



Richard schrieb einen weiteren Eintrag in sein geistiges Tagebuch. *Liebes Tagebuch*, dachte er. *Heute habe ich den Gang über die Planke überlebt, den Kuß des Todes und eine Lektion über das Treten.*

*Im Moment bin ich in einem Labyrinth unterwegs, mit einem Irren, der von den Toten wiederauferstanden ist, und einer Leibwächterin, die in Wirklichkeit etwas ist ... was auch immer das Gegenteil einer Leibwächterin sein mag. Ich habe so sehr den Boden unter den Füßen verloren, daß ...*

Ihm fiel kein Bild dafür ein.

Sie wateten durch nassen, morastigen Boden, einen engen

Durchgang zwischen dunklen Steinwänden.

Der Marquis hielt sowohl den Talisman als auch die Armbrust in den Händen, und er ging drei Meter hinter Hunter. Richard trug Hunters Speer und eine gelbe Fackel, die die Steinwände und den Schlamm erleuchtete. Er ging ein gutes Stück vor Hunter. Der sumpfige Boden stank, und riesige Mücken hatten begonnen, Richard in Arme, Beine und Gesicht zu stechen. Weder Hunter noch der Marquis hatten die Mücken auch nur mit einem Wort erwähnt. In Richard keimte der Verdacht, daß sie sich inzwischen völlig verirrt hatten.

Es war seiner Stimmung nicht gerade zuträglich, daß hier und da Tote im Morast lagen: ledrige, mumifizierte Körper und Skelettknochen und bleiche Leichname. Er fragte sich, wie lange sie schon dort lagen und ob sie von dem Ungeheuer oder den Mücken getötet worden waren.

Er wartete weitere fünf Minuten und elf Mückenstiche ab, und dann rief er aus: »Ich glaube, wir haben uns verirrt. Hier sind wir schon einmal durchgegangen.«

Der Marquis hielt den Talisman hoch. »Nein. Wir sind auf dem richtigen Weg«, sagte er. »Der Talisman führt uns direkt hin. Das schlaue kleine Ding.«

»Ja«, sagte Richard, den das gar nicht beeindruckte. »Sehr schlau.«

In diesem Moment trat der Marquis barfuß auf den zertrümmerten Brustkorb eines halb vergrabenen Leichnams, der ihm in die Ferse stach und ihn zum Straucheln brachte.

Die kleine schwarze Statue flog durch die Luft und plumpste in den Morast. Der Marquis richtete sich wieder auf und zielte mit der Armbrust auf Hunters Rücken. In der Ferse seines rechten Fußes verspürte er eine Wärme und einen Schmerz: Er hoffte, daß der Schnitt nicht tief war. Er hatte nur

noch so wenig Blut übrig, daß er weiteres kaum noch entbehren konnte.

»Richard!« rief er. »Ich habe ihn fallenlassen. Könnten Sie bitte zurückkommen?«

Richard ging mit hochoberer Fackel zurück, in der Hoffnung, der Obsidian würde im Licht glitzern, doch er sah nichts als nassen Schlamm.

»Suchen Sie da unten«, sagte der Marquis.

Richard stöhnte.

»Sie haben von dem Ungeheuer geträumt, Richard«, sagte der Marquis. »Wollen Sie ihm wirklich begegnen?«

Richard dachte nicht sehr lange darüber nach, dann legte er den Bronzespeer auf die Oberfläche des Morasts, steckte die Fackel in den Schlamm, so daß sie aufrecht stehenblieb und die Oberfläche des Sumpfes in ein zuckendes bernsteinfarbenes Licht tauchte, und er kniete sich in den Dreck und suchte nach der Statue.

In der Hoffnung, nicht auf irgendwelche toten Gesichter oder Gliedmaßen zu stoßen, fuhr er mit den Händen über die Oberfläche des Morasts.

»Es ist hoffnungslos. Er kann sonstwo sein.«

»Suchen Sie weiter«, sagte der Marquis.

»Ich sehe ihn!« rief Richard.

Er kämpfte sich durch den Schlamm darauf zu. Das kleine glasige Ungeheuer lag in einer Pfütze dunklen Wassers.

Vielleicht hatte Richard den Schlamm aufgewühlt, als er sich näherte; für wahrscheinlicher hielt er es jedoch, daß es die pure Bosheit der Natur war. Wie auch immer, er war nur wenige Meter von der kleinen Statue entfernt, als der Morast ein Geräusch machte, das sich anhörte wie ein gigantisches Magengrummeln, und eine große Gasblase aufstieg



und giftig und obszön neben dem Talisman zerplatzte, der unter der Wasseroberfläche verschwand.

Richard erreichte die Stelle, wo der Talisman gelegen hatte, stieß seine Arme tief in den Schlamm und suchte danach. Es hatte keinen Zweck. Er war fort.

»Was machen wir nun?« fragte Richard.

Der Marquis seufzte. »Kommen Sie wieder her, und dann denken wir uns etwas aus.«

Leise sagte Richard: »Zu spät.«

Es kam auf sie zu, sehr langsam, sehr schwerfällig. Das war Richards erster Gedanke. Und dann sah er, welche Strecke es zurücklegte, und ihm wurde klar, wie falsch er damit gelegen hatte, es für langsam zu halten. Zehn Meter von ihnen entfernt verlangsamte das Ungeheuer seinen Schritt und verharrte. Seine Flanken dampften. Es brüllte, triumphierend und angriffslustig.

Seine Seiten und sein Rücken waren mit zerbrochenen Speeren, gesplitterten Schwertern und verrosteten Messern gespickt.

Das gelbe Licht der Fackel glitzerte in seinen roten Augen, auf seinen Hauern und seinen Hörnern.

Es senkte den massigen Kopf. Eine Art Eber? dachte Richard und stellte dann fest, daß das Unsinn war: So riesig war kein Eber. Es hatte die Größe eines Stiers, eines Elefanten, eines Traums. Es starrte sie an, und es hielt hundert Jahre lang inne, die in einem Dutzend Herzschlägen vorbei waren.

Hunter kniete sich hin und hob den Speer aus dem Sumpf.

Und mit einer Stimme, in der nichts als reine Freude war, sagte sie: »Ja! Endlich!«

Sie hatte sie alle vergessen; Richard im Schlamm und den Marquis und seine dumme Armbrust und die ganze Welt.

Sie war glücklich und hingerissen, endlich war sie am rechten Ort, in der Welt, für die sie lebte. Ihre Welt enthielt zwei Dinge: Hunter und das Ungeheuer.

Auch das Ungeheuer wußte das. Sie waren das perfekte Paar, Jäger und Gejagter. Und wer wer war und was was, würde nur die Zeit enthüllen; die Zeit und der Tanz.

Das Ungeheuer griff an.

Hunter wartete, bis sie den Speichel aus seinem Maul tropfen sah, und als es über ihr war, stach sie mit dem Speer zu; doch während sie spürte, wie der Speer eindrang, wußte sie, daß sie den Bruchteil einer Sekunde zu lange gewartet hatte, und der Speer fiel ihr aus den gefühllosen Händen, und ein Hauer, schärfer als die schärfste Rasierklinge, durchbohrte ihre Seite.

Und als sie unter dem Ungeheuer zusammenbrach, spürte sie, wie seine Hufe ihren Arm und ihre Hüfte und ihre Rippen zermalmten. Und dann war es fort, verschwunden in der Dunkelheit, und der Tanz war vorbei.



Mr. Croup war erleichterter, das Labyrinth hinter sich zu haben, als er zugeben wollte. Doch er und Mr. Vandemar waren heil und ganz hindurchgekommen, und ihre Beute ebenfalls.

Vor ihnen befand sich eine Felswand, eine in die Felswand eingelassene Eichentür und ein in die Tür eingelassener ovaler Spiegel.

Mr. Croup berührte den Spiegel mit seiner schmutzigen Hand.

Die Oberfläche des Spiegels beschlug, als er sie berührte.

Der Engel Islington schaute zu ihnen heraus.

Mr. Croup räusperte sich. »Guten Morgen, Sir. Wir sind's,

und wir haben die junge Lady, die zu holen Sie uns beauftragt hatten.«

»Und der Schlüssel?« Die sanfte Stimme des Engels schien von überallher zu kommen.

»Hängt an ihrem schwanengleichen Hals«, sagte Mr. Croup zufrieden.

»Tretet ein«, sagte der Engel.

Dann ging die Tür auf, und sie traten ein.



Es war alles so schnell gegangen. Das Ungeheuer war aus der Dunkelheit aufgetaucht, Hunter hatte sich den Speer geschnappt, es hatte sie angegriffen und war wieder in der Finsternis verschwunden.

Richard lauschte angestrengt. Er hörte nichts als das langsame *tropf, tropf* von Wasser, irgendwo, und das hohe Sirren von Mücken.

Hunter lag auf dem Rücken. Ein Arm war in einem eigenartigen Winkel abgeknickt. Er kroch durch den Schlamm zu ihr.

»Hunter?« flüsterte er. »Hören Sie mich?«

Stille. Und dann, in einem derart schwachen Flüstern, daß er einen Moment lang glaubte, er habe es sich eingebildet. »Ja.«

Der Marquis stand immer noch ein paar Meter entfernt neben einer Wand. Jetzt rief er: »Richard - bleiben Sie, wo Sie sind. Die Kreatur wartet nur ab. Sie kommt zurück.«

Richard beachtete ihn nicht. Er sprach mit Hunter. »Werden Sie ...«, er hielt inne. Es kam ihm sehr dumm vor.

Trotzdem sagte er es: »Werden Sie wieder gesund?«

Da lachte sie mit blutbefleckten Lippen und schüttelte den Kopf.

»Gibt es hier unten eigentlich irgendwelche Ärzte?« fragte er den Marquis.

»Hm. Nicht in dem Sinne, wie Sie meinen. Wir haben ein paar Heiler, eine Handvoll Quacksalber und Wundärzte ...«

Hunter hustete und zuckte dann zusammen. Hellrotes Blut tropfte ihr aus dem Mundwinkel.

Der Marquis schob sich näher heran. »Haben Sie Ihr Leben irgendwo versteckt, Hunter?« fragte er.

»Ich bin Jägerin«, flüsterte sie verächtlich. »Von so etwas halten wir nichts ...« Sie sog mühsam Luft in ihre Lungen und atmete dann aus, als strengte sie das Atmen bereits zu sehr an. »Richard, haben Sie je einen Speer benutzt?«

»Nein.«

»Nehmen Sie ihn«, flüsterte sie.

»Aber ...«

»Tun Sie's!« Ihre Stimme war leise und eindringlich. »Heben Sie ihn auf. Halten Sie ihn am stumpfen Ende fest.«

Richard hob den heruntergefallenen Speer auf. Er hielt ihn am stumpfen Ende fest. »Den Teil kannte ich schon«, erklärte er.

Der Schimmer eines Lächelns flog über ihr Gesicht. »Ich weiß.«

»Hören Sie«, sagte Richard und fühlte sich dabei nicht zum ersten Mal wie der einzig vernünftige Mensch in einem Irrenhaus. »Lassen Sie uns ganz leise sein. Vielleicht geht es wieder weg. Wir versuchen, Hilfe zu holen.«

Und nicht zum ersten Mal hörte ihm die Person, mit der er sprach, überhaupt nicht zu. »Ich habe etwas Schlimmes getan, Richard Mayhew«, flüsterte sie traurig. »Ich habe etwas sehr Schlimmes getan. Weil ich diejenige sein wollte, die das Ungeheuer tötet. Weil ich den Speer brauchte.«

Und dann begann sie sich mühsam aufzurichten. Richard

war weder klar gewesen, wie schwer sie verletzt war, noch konnte er sich jetzt vorstellen, was für Schmerzen sie haben mußte. Er sah ihren rechten Arm, aus dessen Haut auf entsetzliche Weise ein weißer Knochensplitter ragte, nutzlos herabhängend. Blut lief aus einer Wunde in ihrer Seite. Ihr Brustkorb sah *verkehrt* aus.

»Hören Sie auf!« zischte er vergeblich. »Runter mit Ihnen!«

Mit der linken Hand zog sie ein Messer aus ihrem Gürtel, legte es in ihre Rechte und schloß die Finger darum.

»Ich habe etwas Schlimmes getan«, wiederholte sie. »Und jetzt versuche ich, es wieder gutzumachen.«

Dann begann sie zu summen. Hoch zu summen und tief zu summen, bis sie den Ton gefunden hatte, der die Wände und die Rohre und den Raum in Schwingungen versetzte, und sie summete diesen Ton, bis es schien, als würde ihr Summen im gesamten Labyrinth widerhallen. Und dann sog sie Luft in ihren zerschmetterten Brustkorb und rief: »Hey. Dicker? Wo bist du?«

Nichts. Kein Geräusch außer dem leisen Tropfen von Wasser.

»Vielleicht ist es ... weg ...«, sagte Richard und umklammerte den Speer so fest, daß ihm die Hände wehtaten.

»Das möchte ich bezweifeln«, murmelte der Marquis.

»Na los, du Mistvieh«, stieß Hunter hervor. »Hast du etwa Angst?«

Vor ihnen ertönte ein tiefes Grollen, und das Ungeheuer griff von neuem an.

Diesmal durfte es keinen Fehler geben. *Der Tanz*, dachte Hunter. *Der Tanz ist noch nicht vorbei.*

Und als das Ungeheuer auf sie zukam, die Hörner gesenkt, schrie sie: »jetzt - Richard! Stich zu! Von unten nach oben! *Jetzt!*«, und dann traf das Ungeheuer sie, und ihre Worte wurden

zu einem wortlosen Schrei.

Richard sah es aus der Dunkelheit kommen, hinein in das Licht der Fackel. Es ging alles ganz langsam.

Es war wie ein Traum.

Es war wie alle seine Träume.

Das Ungeheuer war so nah, daß er seinen animalischen Gestank nach Blut und Kot riechen konnte, so nah, daß er seine Wärme spüren konnte.

Und er stach zu, so heftig er konnte, stieß den Speer von unten nach oben hinein.

Da ertönte ein Gebrüll oder ein Schrei der Qual und des Hasses und des Schmerzes. Und dann war es still.

Er hörte sein Herz in seinen Ohren pochen. Er hörte Wassertropfen. Die Mücken begannen wieder zu sirren.

Er stellte fest, daß er immer noch das Heft des Speeres festhielt, obgleich die Klinge tief in dem Körper des Ungeheuers steckte. Er ließ los.

Dann hielt er nach Hunter Ausschau. Ihr Körper war unter dem Ungeheuer eingeklemmt. Er drückte, so kräftig er konnte, gegen das warme tote Gewicht des Tieres. Es war, als würde er einen Chieftain-Panzer anschieben. Doch schließlich rollte er es mühsam ein wenig von ihr herunter.

Hunter lag auf dem Rücken und starrte hinauf ins Dunkel. Ihre Augen waren offen, doch irgendwie wußte er, daß sie nichts sahen.

»Hunter?« sagte er.

»Ich bin noch hier, Richard Mayhew.« Ihre Stimme klang beinahe körperlos. Sie versuchte gar nicht erst, ihn mit ihren Augen zu finden, ihn zu fixieren. »Ist es tot?«

»Ich glaube schon. Es bewegt sich nicht.«

Und dann lachte sie; es war ein seltsames Lachen - als hätte

sie gerade den lustigsten Witz vernommen, der jemals einem Jäger zu Ohren gekommen war. Und zwischen Lachen und Husten erzählte sie den beiden diesen Witz: »Sie haben das Ungeheuer getötet«, sagte sie. »Jetzt sind Sie der größte Jäger Unter-Londons. Der Krieger ...« Und dann hörte sie auf zu lachen. »Ich spüre meine Hände nicht. Nehmen Sie meine rechte Hand.«

Richard tastete unter dem Körper des Ungeheuers und nahm Hunters Hand in seine.

»Habe ich noch ein Messer in der Hand?« flüsterte sie.

»Ja.« Er konnte es fühlen, kalt und klebrig.

»Nehmen Sie das Messer. Es gehört Ihnen.«

»Ich will es nicht ...«

»*Nimm es.*«

*Er löste das Messer aus ihren Fingern.*

»Es gehört jetzt dir«, flüsterte Hunter. Nichts bewegte sich außer ihren Lippen; und ihre Augen trübten sich. »Es hat mich immer beschützt. Du mußt allerdings mein Blut abwischen ... Die Klinge darf nicht verrosten ... Ein Jäger pflegt seine Waffen.« Sie schluckte Luft. »Jetzt... berühre mit dem Blut des Ungeheuers ... deine Augen und deine Zunge ...«

Richard wußte nicht recht, ob er sich verhöhrt hatte. »Was?«

Der Marquis sprach in sein Ohr. Richard hatte gar nicht bemerkt, daß er nähergekommen war. »Tun Sie es, Richard. Sie hat recht. Das wird Sie durchs Labyrinth führen. Tun Sie's.«

Richard griff nach dem Speer und fuhr mit der Hand am Heft entlang, bis er das warme, klebrige Blut des Ungeheuers spürte. Er kam sich etwas idiotisch dabei vor, doch er berührte mit der Hand seine Zunge und dann seine Augen.

»Fertig«, sagte er.

»Das ist gut«, flüsterte Hunter.

Mehr sagte sie nicht.

Der Marquis de Carabas streckte die Hand aus und schloß ihr die Augen. Richard wischte Hunters Messer an seinem Hemd ab. Das hatte sie ihm schließlich aufgetragen. Es ersparte ihm das Denken.

»Gehen wir«, sagte der Marquis und erhob sich.

»Wir können sie doch nicht einfach hierlassen.«

»Doch. Wir können den Leichnam später abholen.«

Richard polierte die Klinge an seinem Hemd, so gründlich er konnte. »Und wenn es kein Später gibt?«

»Dann müssen wir hoffen, daß jemand sich unser aller Überreste annimmt. Einschließlich jener von Lady Door. Und die ist es bestimmt langsam leid, auf uns zu warten.«

Richard schaute zu Boden. Er wischte die letzten Spuren von Hunters Blut von ihrem Messer und steckte es sich in den Gürtel. Dann nickte er.

»Gehen Sie«, sagte de Carabas. »Ich folge Ihnen, so schnell ich kann.«

Richard zögerte; und dann rannte er los, was das Zeug hielt.



Vielleicht lag es am Blut des Ungeheuers. Ihm fiel keine andere Erklärung ein. Aus welchem Grund auch immer, er lief auf direktem Weg durch das Labyrinth hindurch. Für ihn barg es keine Geheimnisse mehr. Er hatte das Gefühl, er kannte jede Ecke, jeden Weg, jede Gasse, jeden Pfad und jeden Tunnel.

Er war erschöpft, als er so durch das Labyrinth lief. Das Blut pochte ihm in den Schläfen. Ein Vers ging ihm beim Laufen durch den Kopf, zum Rhythmus seiner Füße. Es war etwas, das er als Kind gehört hatte.



*Heute nacht, wie jede Nacht,  
gibt Kerzenschein uns Licht.  
Bis morgen dann die Sonne lacht,  
denn Christ vergißt uns nicht.*

Wie ein Klagelied gingen ihm die Worte immer und immer wieder im Kopf herum. *Gibt Kerzenschein uns Licht ...*

Am Ende des Labyrinths befand sich ein steiler Granitfelsen, und in den Felsen eingelassen war eine hohe hölzerne Doppeltür. An einer der Türen hing ein ovaler Spiegel.

Sie war geschlossen. Er berührte das Holz, und daraufhin öffnete sie sich lautlos.

Richard trat ein.

## *Kapitel Siebzehn*

Richard folgte dem Weg der brennenden Kerzen, der ihn durch die Gruft zum Großen Saal führte. Er erkannte den Ort wieder. Hier hatten sie den Wein des Engels getrunken: ein Achteck aus eisernen Pfeilern, die riesige schwarze Tür, der Tisch, die Kerzen.

Door war mit ausgebreiteten Armen und Beinen zwischen zwei Pfeilern festgekettet, neben der Tür aus Feuerstein und Silber. Sie starrte ihn an, als er hereinkam, die seltsam gefärbten Koboldaugen weit aufgerissen und voller Angst.

Der Engel Islington, der neben ihr stand, drehte sich um und lächelte Richard an, als dieser eintrat. Das ließ ihm mehr als alles andere das Blut in den Adern erstarren: das sanfte Mitgefühl, die Liebenswürdigkeit dieses Lächelns.

»Komm herein, Richard Mayhew. Komm herein«, sagte der Engel Islington. »Du meine Güte. Du siehst ja schlimm aus.«

Besorgnis lag in seiner Stimme. Richard zögerte.

»Bitte.« Der Engel gestikulierte, lockte mit dem Finger, ermutigte ihn, hereinzukommen. »Ich glaube, wir sind bereits alle miteinander bekannt. Du kennst natürlich Lady Door und meine Mitarbeiter, Mister Croup und Mister Vandemar.«

Richard drehte sich um. Croup und Vandemar standen neben ihm, jeder auf einer Seite. Mr. Vandemar lächelte ihn an. Mr. Croup nicht.

»Ich hatte gehofft, daß du hier auftauchen würdest«, sagte der Engel. Er legte den Kopf zur Seite und fragte: »Nebenbei gefragt, wo ist Hunter?«

»Sie ist tot«, sagte Richard.

Er hörte, wie Door nach Luft schnappte.

»Ach, das arme Ding«, sagte Islington. Er schüttelte den Kopf. Offensichtlich bedauerte er den sinnlosen Verlust von Menschenleben, die Zerbrechlichkeit alles Sterblichen.

»Trotzdem«, sagte Mr. Croup. »Wo gehobelt wird, da fallen Köpfe.«

Richard ignorierte die anderen, so gut er konnte. »Door? Alles in Ordnung?«

»Mehr oder weniger, danke. Bis jetzt.« Ihre Unterlippe war geschwollen, und sie hatte eine Schramme auf der Wange. »Ich fürchte«, sagte Islington, »Miss Door hat sich ein wenig unkooperativ gezeigt. Gerade haben wir darüber gesprochen, ob Mister Croup und Mister Vandemar sie nicht ...« Er hielt inne. Es gab offensichtlich Dinge, die ihm tatsächlich zu geschmacklos waren, um sie auszusprechen.

»Foltern sollten«, kam ihm Mr. Vandemar zur Hilfe.

»Wir sind«, sagte Mr. Croup, »schließlich in der gesamten Schöpfung bekannt für unsere großartige Beherrschung der Folterkunst.«

»Können gut Leuten wehtun«, erklärte Mr. Vandemar.

Der Engel fuhr fort, als hätte er keinen von beiden gehört.

»Doch Miss Door scheint mir kein Mensch zu sein, der sich leicht eines besseren belehren läßt.«

»Geben Sie uns genug Zeit«, sagte Mr. Croup. »Dann brechen wir sie.«

»In nasse kleine Teile«, sagte Mr. Vandemar.

Islington schüttelte den Kopf und lächelte nachsichtig über diese unverhohlene Begeisterung. »Keine Zeit«, sagte er zu Richard, »keine Zeit. Allerdings scheint sie mir ein Mensch zu sein, der etwas unternehmen würde, um die Schmerzen und Leiden eines Freundes zu beenden, eines anderen Sterblichen, wie du einer bist, Richard ...«

Und schon schlug Mr. Croup Richard in den Magen.

Richard klappte zusammen. Er spürte Mr. Vandemars Finger im Nacken, die ihn wieder emporzogen.

»Aber das ist ungerecht«, sagte Door.

Islington wirkte nachdenklich. »Ungerecht?« sagte er, als ob er versuchte, sich daran zu erinnern, was das bedeutete.

Mr. Croup wandte sich Richard zu. »Er ist mittlerweile soweit jenseits von Recht und Unrecht, daß er sie nicht einmal an einem schönen, klaren Abend mit einem Teleskop erkennen könnte«, sagte er. »Nun, Mister Vandemar, wenn Sie den Anfang machen würden?« Mr. Vandemar nahm Richards linke Hand in die seine. Er fand Richards kleinen Finger und bog ihn mit einer schnellen Bewegung nach hinten, bis er brach.

Richard schrie auf.

Der Engel drehte sich langsam um. Etwas schien ihm Kopfzerbrechen zu bereiten. Er blinzelte mit seinen dunklen Augen. »Es ist noch jemand draußen. Mister Croup?«

Dort, wo Mr. Croup gewesen war, schimmerte es dunkel, und schon war er nicht mehr dort.



Der Marquis de Carabas preßte sich an den Granitfelsen und schaute die Eichentüren an, die zu Islington's Höhle führten.

Pläne und Szenarien wirbelten ihm durch den Kopf. Er hatte eigentlich gedacht, er würde wissen, was zu tun sei, wenn er diesen Punkt erreicht hatte, und jetzt stellte er mit Abscheu fest, daß er nicht die geringste Ahnung hatte. Es gab keine Gefallen mehr einzufordern, keine Hebel zu betätigen, keine Knöpfe zu drücken.

Und so starrte er die Türen an. Vielleicht würde ihm etwas

einfallen. Zumindest hatte er das Überraschungsmoment auf seiner Seite.

Und dann spürte er eine Messerklinge an seiner Kehle, und er hörte Mr. Croups ölige Stimme an seinem Ohr.

»Ich habe Sie heute schon einmal getötet«, sagte dieser.  
»Warum sind manche Leute bloß so begriffsstutzig?«



Richard trug bereits Handschellen und war zwischen zwei Eisenpfeiler gekettet, als Mr. Croup zurückkehrte, der dem Marquis das Messer zwischen die Rippen bohrte.

Der Engel schaute den Marquis an und schüttelte dann sanft seinen schönen Kopf. »Sie haben mir gesagt, er sei tot«, sagte er mahnend.

»Ist er auch«, erwiderte Mr. Vandemar.

»War er«, verbesserte Mr. Croup.

Die Stimme des Engels war jetzt einen Hauch weniger sanft und weniger liebevoll. »Ich lasse es nicht zu, daß man mich anlügt«, sagte er.

»Wir lügen nicht«, entgegnete Mr. Croup beleidigt.

»Doch«, sagte Mr. Vandemar.

Mr. Croup fuhr sich aufgebracht mit seiner schmutzigen Hand durch das schmierige Haar. »Natürlich lügen wir. Aber nicht dieses Mal.«

Der Schmerz in Richards Hand machte keine Anstalten, abzuflauen, »Wie können Sie nur so etwas tun ?« fragte er zornig.  
»Sie sind ein Engel.«

»Was habe ich Ihnen gesagt, Richard?« fragte der Marquis trocken.

Richard dachte nach. »Sie haben gesagt, auch Luzifer sei ein

Engel gewesen.«

Islington begann zu lachen. »Luzifer? Luzifer war ein Idiot. Er hat es zum Herrscher über nichts und niemanden gebracht.«

Der Marquis grinste. »Und Sie haben es zum Herrscher über zwei Schurken und einen Raum voller Kerzen gebracht?«

Der Engel leckte sich die Lippen. »Sie haben mir gesagt, das sei meine Strafe für Atlantis. Ich habe ihnen erklärt, daß ich getan habe, was ich konnte. Die ganze Sache ist ...«, er suchte nach dem passenden Wort, »unglücklich gelaufen.«

»Aber Millionen von Menschen sind dabei umgekommen«, sagte Door.

Islington faltete die Hände vor der Brust, als ob er Modell für eine Weihnachtskarte stünde. »So etwas kann passieren«, räsonierte er. »Jeden Tag gehen Städte unter.«

»Und Sie hatten nichts damit zu tun?« fragte der Marquis milde.

Trotz all der furchterregenden Dinge, die Richard in letzter Zeit erlebt hatte, war dies das Furchterregendste, was er je gesehen hatte: Die heitere Schönheit des Engels bekam Risse; seine Augen blitzten, und wahnsinnig und unbeherrscht schrie er sie an. »Sie *hatten es verdient*.«

Es war, als hätte man einen Deckel gelüftet, unter dem sich ein dunkles, sich windendes Etwas verbarg: ein Ort des Irrsinns und der Wut und der Bösartigkeit.

Es folgte ein Moment des Schweigens. Und dann senkte der Engel den Kopf, hob ihn wieder und sagte leise und bedauernd: »So etwas kommt vor.« Er zeigte auf den Marquis. »Legt ihn in Ketten.«

Croup und Vandemar befestigten Handschellen an den Handgelenken des Marquis und ketteten sie an die Pfeiler neben Richard fest. Der Engel hatte seine Aufmerksamkeit

wieder Door zugewandt. Er ging zu ihr, streckte seine Hand aus, legte sie ihr unters Kinn und hob ihren Kopf, um ihr in die Augen zu schauen. »Deine Familie«, sagte er sanft. »Du kommst aus einer sehr bemerkenswerten Familie. Sehr bemerkenswert.«

»Warum haben Sie uns dann töten lassen?«

»Nicht alle«, sagte er. Richard dachte, er meinte Door, doch dann sagte er: »Ich mußte immerhin damit rechnen, daß du doch nicht so gut ... funktionieren würdest.«

Er ließ ihr Kinn los und streichelte ihr mit langen, weißen Fingern übers Gesicht, und er sagte: »Deine Familie kann Türen öffnen. Sie kann Türen schaffen, wo keine waren. Sie kann Türen entriegeln, die verriegelt sind. Türen öffnen, die niemals geöffnet werden sollten.« Er fuhr mit den Fingern ihren Hals entlang, sanft, als ob er sie liebte, und dann schloß er die Hand um den Schlüssel.

»Als ich hier eingesperrt wurde, gaben sie mir die Tür zu meinem Gefängnis. Und sie nahmen den Schlüssel zu der Tür und hinterlegten ihn ebenfalls hier. Eine höchst raffinierte Foltermethode.«

Er zupfte sacht an der Kette und zog sie unter Doors Schichten von Seide und Baumwolle und Spitze hervor, bis ihr silberner Schlüssel zum Vorschein kam; und dann fuhr er mit den Fingern am Schlüssel entlang wie bei einem Liebespiel.

Da wußte Richard Bescheid. »Die Black Friars haben ihn vor Ihnen geschützt«, sagte er.

Islington ließ den Schlüssel los. Neben Door befand sich die Tür aus Feuerstein und Silber. Dorthin ging der Engel. Er legte eine Hand darauf, weiß gegen die Schwärze der Tür.

»Vor mir«, bestätigte er. »Ein Schlüssel. Eine Tür. Ein Tür-

öffner. Diese drei Dinge müssen vorhanden sein, versteht ihr - ein besonders ausgeklügelter Witz. Sie hatten sich gedacht, wenn sie der Meinung seien, daß ich mir die Begnadigung und meine Freiheit verdient habe, schicken sie mir einen Öffner und geben mir den Schlüssel. Ich habe nur beschlossen, die Sache selbst in die Hand zu nehmen, und jetzt gehe ich eben ein bißchen früher.«

Er wandte sich wieder zu Door. Noch einmal streichelte er den Schlüssel. Dann schloß er die Hand darum und zog heftig daran. Die Kette riß. Door zuckte zusammen.

»Zuerst habe ich mit deinem Vater gesprochen, Door«, fuhr der Engel fort. »Er machte sich Sorgen um die Unterseite. Er wollte Unter-London vereinen, die Baronien und Lehnsgüter - vielleicht sogar irgendein Bündnis mit Ober-London schließen. Ich habe ihm gesagt, ich würde ihm helfen, wenn er mir helfen würde. Doch als ich ihm sagte, welche Hilfe ich benötigte, lachte er mich aus.« Er wiederholte die Worte, als könne er sie immer noch nicht glauben. »Er lachte. Mich aus.«

Door schüttelte den Kopf. »Sie haben ihn getötet, weil er Ihnen Ihre Bitte abgeschlagen hat?«

»Ich habe ihn nicht getötet«, sagte Islington sanft. »Ich habe ihn töten lassen.«

»Aber er hat mir gesagt, ich könnte Ihnen trauen. Er hat mir gesagt, ich solle herkommen. In seinem Tagebuch.«

Mr. Croup begann zu kichern. »Hat er nicht«, sagte er. »Hat er niemals. Das waren wir. Was hat er in Wirklichkeit gesagt, Mister Vandemar?«

»Traue Islington nicht«, sagte Mr. Vandemar mit der Stimme ihres Vaters. Sie klang täuschend echt. »Hinter all dem muß Islington stecken. Er ist gefährlich, Door - halte dich von ihm fern -«

Islington streichelte mit dem Schlüssel ihre Wange. »Ich



dachte, meine Version würde dich ein bißchen schneller herbringen.«

»Wir haben das Tagebuch geholt«, sagte Mr. Croup. »Wir haben es korrigiert, und wir haben es wieder zurückgebracht.«

»Wohin führt die Tür?« rief Richard.

»Nach Haus«, antwortete der Engel.

»In den Himmel?«

Und Islington sagte nichts, aber er lächelte, wie eine Katze, die nicht nur die Sahne und den Kanarienvogel gefressen hat, sondern auch das Huhn, das es zum Abendessen geben sollte, und die Creme brulee, die als Dessert gedacht war.

»Und Sie glauben also, sie werden nicht merken, daß Sie wieder da sind?« feixte der Marquis. »Und es wird nur heißen: >Ach, schaut mal, da ist ja noch ein Engel, hier, schnapp dir 'ne Harfe, und los geht's mit den Hosiannas<?«

Islington's Augen leuchteten hell. »Die süße Qual der Schmeichelei, der Hymnen und Heiligenscheine und selbstsüchtigen Gebete ist nichts für mich«, sagte er. »Ich habe ... meine eigenen Pläne.«

»Nun ja, Sie haben den Schlüssel«, sagte Door.

»Und ich habe dich«, erwiderte der Engel. »Du bist der Öffner. Ohne dich ist der Schlüssel nutzlos. Öffne die Tür für mich.«

»Sie haben ihre Familie umgebracht«, sagte Richard. »Sie haben sie durch ganz Unter-London gejagt. Jetzt wollen Sie, daß sie eine Tür für Sie öffnet, damit Sie einfach so in den Himmel einziehen können? Sie besitzen keine besonders gute Menschenkenntnis, was? Das macht sie nie.«

Da sah der Engel ihn an, mit Augen, die älter waren als die Milchstraße. Dann sagte er: »Oh je«, und wandte ihm den Rücken zu, als sei er nicht bereit, sich die unschönen Dinge

mit anzuschauen, die gleich geschehen würden.

»Tun Sie ihm noch etwas mehr weh, Mister Vandemar«, sagte Mr. Croup. »Schneiden Sie ihm das Ohr ab.«

Mr. Vandemar hob die Hand. Sie war leer. Sein Arm zuckte fast unmerklich, und jetzt hielt er ein Messer in der Hand.

»Hab' Ihnen ja gesagt, daß Sie eines Tages herausfinden würden, wie Ihre eigene Leber schmeckt«, sagte er. »Heute ist Ihr Glückstag.«

Er ließ die Messerklinge sanft unter Richards Ohrläppchen gleiten. Richard verspürte keinen Schmerz - vielleicht, dachte er, hatte er an diesem Tag schon zu viele Schmerzen erlitten, vielleicht war die Klinge zu scharf, um wehzutun. Aber er fühlte das Blut naß von seinem Ohr seinen Hals hinuntertropfen.

Door beobachtete ihn, und er sah nur noch ihr koboldhaftes Gesicht und ihre riesigen, seltsam gefärbten Augen. Er versuchte, ihr telepathische Botschaften zu senden. *Halt durch. Laß dich nicht kleinkriegen. Ich übersteh' das schon.*

Dann übte Mr. Vandemar ein wenig Druck auf das Messer aus, und Richard begann zu schreien.

»Sagen Sie ihnen, sie sollen aufhören«, sagte Door. »Ich werde Ihnen die Tür öffnen.«

Islington machte eine knappe Handbewegung, und Mr. Vandemar seufzte mitleiderregend und steckte das Messer weg. Das warme Blut tropfte an Richards Hals herunter und sammelte sich in der Grube seines Schlüsselbeins.

Mr. Croup ging hinüber zu Door und schloß die Handschelle an ihrer rechten Hand auf. Sie stand da und rieb sich das Handgelenk, eingerahmt von den Pfeilern. Links war sie immer noch angekettet, doch jetzt hatte sie etwas Bewegungsfreiheit. Sie streckte die Hand nach dem Schlüssel aus.

»Vergiß nicht«, sagte Islington. »Ich habe deine Freunde.«

Door schaute ihn mit tiefster Verachtung im Blick an, jeder Zentimeter Lord Porticos älteste Tochter. »Geben Sie mir den Schlüssel«, sagte sie.

Der Engel reichte ihr den silbernen Schlüssel.

»Door!« rief Richard. »Tu das nicht. Laß ihn nicht frei. Was mit uns passiert, ist gleichgültig!«

»Also«, sagte der Marquis, »was mit mir passiert, ist durchaus nicht gleichgültig. Dennoch muß ich mich seinen Worten anschließen. Tun Sie es nicht.«

Sie schaute von Richard zum Marquis und ließ ihre Augen auf deren gefesselten Händen verweilen, auf den schweren Ketten, die sie an den schwarzen Eisenpfeilern festhielten. Sie sah sehr verletztlich aus; und dann wandte sie sich ab und ging so weit, wie ihre Kette es ihr erlaubte, bis sie vor der schwarzen Tür aus Feuerstein und angelaufenem Silber stand.

Das Schlüsselloch fehlte. Sie legte die Handfläche ihrer rechten Hand an die Tür und schloß die Augen. Als sie die Hand wegnahm, befand sich an der Stelle, wo ihre Hand gewesen war, ein Schlüsselloch. Ein weißes Licht drang dadurch hindurch in die von Kerzen erhellte Dunkelheit des Saals.

Das Mädchen steckte den silbernen Schlüssel in das Schlüsselloch. Einen Moment war es still, und dann drehte sie ihn um. Etwas klickte, ein glockenhelles Klingeln ertönte, und plötzlich war die Tür von Licht gerahmt.

»Wenn ich fort bin«, sagte der Engel zu Mr. Croup und Mr. Vandemar, voller Charme und Freundlichkeit und Mitgefühl, »können Sie sie alle umbringen, wenn Sie möchten.«

Er wandte sich wieder zur Tür, die Door gerade aufzog: Sie öffnete sich nur langsam, als laste ein großer Widerstand auf ihr. Door keuchte.

»Ihr Arbeitgeber verläßt uns also«, sagte der Marquis zu Mr.

Croup. »Ich hoffe, Sie beide sind bereits ausgezahlt worden.«

Croup warf dem Marquis einen Blick zu und sagte: »Was?«

»Nun ja«, hakte Richard ein, als er begriff, worauf der Marquis hinauswollte. »Sie glauben doch nicht, daß Sie ihn je wiedersehen werden, oder?«

Mr. Vandemar blinzelte langsam und sagte: »Was?«

Mr. Croup kratzte sich am Kinn. »In diesem Punkt haben die Leichen in spe recht«, sagte er zu Mr. Vandemar. Er ging auf den Engel zu, der mit verschränkten Armen vor der Tür stand. »Sir? Es wäre vielleicht klug, wenn Sie mit uns abrechnen würden, bevor Sie den nächsten Abschnitt ihrer Reise antreten.«

Der Engel drehte sich um und blickte auf ihn herab, als sei er unbedeutender als das kleinste Fleckchen Schmutz. Dann wandte er sich ab. Richard fragte sich, was in ihm vorgehen mochte.

»Das spielt jetzt keine Rolle«, sagte der Engel. »Bald wird jede Belohnung, die eure widerwärtigen kleinen Hirne auszubrüten in der Lage sind, euer sein. Wenn ich den Thron bestiegen habe.«

»Und die Kohle gibt's ein andermal, was?« sagte Richard.

»Mag keine Kohle«, sagte Mr. Vandemar. »Muß ich von aufstoßen.«

Mr. Croup drohte Mr. Vandemar mit dem Finger. »Er will uns verschaukeln«, sagte er. »Mister Croup und Mister Vandemar verschaukelt man nicht, Freundchen. Wir werden unser Geld schon eintreiben.«

Mr. Vandemar ging dorthin, wo Mr. Croup stand. »Und zwar bis auf den letzten Heller und Pfennig«, sagte er.

»Mit Zinsen«, bellte Mr. Croup.

»Und Fleischerhaken«, fügte Mr. Vandemar hinzu.

»Im Himmel?« rief Richard hinter ihnen.

Mr. Croup und Mr. Vandemar gingen auf den in Gedanken versunkenen Engel zu. »He!« sagte Mr. Croup.

Die Tür hatte sich geöffnet, einen Spalt nur, aber sie war offen. Licht strömte durch den Türspalt. Der Engel trat einen Schritt vor. Es war, als träumte er mit weit offenen Augen. Das Licht aus dem Türspalt badete sein Gesicht, und er trank es wie Wein.

»Fürchtet euch nicht«, sagte er. »Denn wenn die Unermeßlichkeit der Schöpfung mein ist und sich alle um meinen Thron versammeln, um mir ein Hosianna zu singen, werde ich die Würdigen belohnen und jene verstoßen, deren Anblick mir verhaßt ist.«

Und dann murmelte er halblaut noch etwas anderes. Richard hatte nicht genau verstanden, was er gesagt hatte, behauptete allerdings später, es hätte sehr nach: »Zuallererst Gabriel, diesen Mistkerl« geklungen.

Mit einer letzten Kraftanstrengung riß Door die schwarze Tür vollends auf.

Sie waren geblendet von dem, was durch die Tür zu sehen war: ein mahlstromartiger Strudel von Farbe und Licht. Richard kniff die Augen zusammen und wandte den Kopf von dem grellen Leuchten. *Sieht so der Himmel aus? Das kommt mir eher wie die Hölle vor.*

Und dann spürte er den Wind.

Eine Kerze flog an seinem Kopf vorbei und verschwand durch die Tür. Und dann noch eine. Und dann war die Luft voller Kerzen, die alle durch den Raum auf das Licht zuwirbelten. Es war, als würde der ganze Saal durch die Tür gesogen. Es war jedoch mehr als ein Wind. Das wußte Richard.

Seine Handgelenke begannen zu schmerzen, dort, wo sie

gefesselt waren - als sei er plötzlich doppelt so schwer. Und dann veränderte sich sein Blickwinkel. Wenn man durch die Tür schaute - schaute man nach *unten*: Es war nicht nur der Wind, der alles zur Tür zog. Es war die Schwerkraft. Der Wind war nur die Luft im Saal, die an den Ort auf der anderen Seite der Tür gesogen wurde. Er fragte sich, was sich dort befand - die Oberfläche eines Sterns oder der Ereignishorizont eines Schwarzen Lochs oder etwas, das er sich gar nicht vorstellen konnte.

Islington griff nach dem Pfeiler neben der Tür und hielt sich verzweifelt daran fest.

»Das ist nicht der Himmel«, schrie der Engel. »Du verrückte kleine Hexe! Was hast du getan?«

Doors Hände umkrampften ihre Ketten. Sie sagte nichts, doch in ihren Augen leuchtete Begeisterung.

Mr. Vandemar hatte ein Tischbein zu fassen bekommen, während Mr. Croup Mr. Vandemar zu fassen bekommen hatte.

»Das war nicht der richtige Schlüssel«, sagte Door triumphierend über das Brüllen des Windes hinweg. »Das war nur eine Kopie. Die habe ich auf dem Markt von Hammersmith machen lassen.«

»Aber er hat die Tür geöffnet«, schrie der Engel.

»Nein«, sagte das Mädchen mit den seltsam gefärbten Augen. »Ich habe eine Tür geöffnet. So weit weg, wie ich konnte, habe ich eine Tür geöffnet.«

Im Gesicht des Engels war keine Spur von Freundlichkeit oder Mitgefühl mehr zu sehen; nur Haß, pur und ehrlich und kalt.

»Ich werde dich töten«, sagte er.

»Wie Sie meine Familie getötet haben ? Ich glaube nicht, daß Sie noch mal jemanden töten werden.«

Der Engel hing mit bleichen Fingern an seinem Pfeiler,

doch sein Körper bildete einen rechten Winkel zum Raum und ragte bereits zum größten Teil durch die Tür. Er sah gleichzeitig komisch und furchtbar aus. Er leckte sich die Lippen.

»Hör auf!« bettelte er. »Mach die Tür zu! Ich sage dir, wo deine Schwester ist ... Sie ist noch am Leben ...«

Door zuckte zusammen.

Und Islington wurde durch die Tür gesogen, eine winzige Gestalt, die im Fallen immer kleiner wurde, als der blendende Abgrund auf der anderen Seite sie verschlang.

Der Sog wurde stärker. Richard betete darum, daß seine Ketten und Handschellen hielten: Er spürte, wie er zur Öffnung gezogen wurde, und aus dem Augenwinkel sah er den Marquis an seinen Ketten baumeln, wie eine Marionette, die gleich von einem Staubsauger verschluckt wird.

Der Tisch, an dessen Bein Mr. Vandemar sich festhielt, flog durch die Luft und blieb in der offenen Tür stecken. Mr. Croup und Mr. Vandemar landeten auf der anderen Seite.

Mr. Croup, der buchstäblich an Mr. Vandemars Rockschoßen hing, holte tief Luft und begann langsam, eine Hand nach der anderen, Mr. Vandemars Rücken hochzuklettern.

Der Tisch knarrte.

Mr. Croup sah Door an, und er lächelte wie ein Fuchs auf LSD.

»Ich habe Ihre Familie getötet«, sagte Mr. Croup. »Nicht er. Und jetzt werde ich - endlich - beenden, was ich ...«

In diesem Moment gab der Stoff von Mr. Vandemars dunklem Anzug nach. Mr. Croup stürzte schreiend ins Leere, einen langen Streifen schwarzen Stoffs zwischen den Fingern.

Mr. Vandemar schaute der armrudernden Gestalt Mr. Croups nach. Auch er sah zu Door hinüber, doch sein Blick enthielt keine Drohung. Er zuckte mit den Schultern, so gut man

das eben kann, wenn man sich gleichzeitig auf Leben und Tod an einem Tischbein festhält, und dann sagte er milde: »Nacht«, und ließ das Tischbein los.

Schweigend tauchte er durch die Tür ins Licht, im Fallen schrumpfend, der winzigen Gestalt Mr. Croups hinterher.

Bald waren sie nur noch ein schwarzer Punkt in einem Meer schäumenden Lichts, und dann war auch der fort.

Es machte irgendwie Sinn, dachte Richard: Schließlich waren sie ein Team.

Das Atmen wurde schwerer. Richard fühlte sich schwindelig und benommen.

Der Tisch in der Tür zersplitterte und wurde fortgesogen.

Eine von Richards Handschellen sprang auf, und sein rechter Arm riß sich frei. Er griff nach der Kette, die die linke Hand hielt, und umklammerte sie, so fest er konnte, dankbar, daß der gebrochene Finger sich an der Hand befand, die noch gefesselt war. Dennoch schossen rote und blaue Blitze des Schmerzes seinen linken Arm hinauf. Er hörte sich schreien.

Er konnte nicht atmen. Weiße Lichtkleckse explodierten hinter seinen Augen.

Er spürte, wie die Kette langsam nachgab ...

Dann hörte er nur noch das Geräusch der zuschlagenden schwarzen Tür.

Richard knallte heftig gegen den Pfeiler und sackte auf dem Boden zusammen. In der Halle herrschte Stille; Stille und völlige Dunkelheit, in der Großen Halle unter der Erde.

»Wo haben Sie sie denn hingeschickt?« Das war die Stimme des Marquis.

Und dann hörte Richard eine Mädchenstimme. Er wußte, sie mußte Door gehören, doch sie klang so jung wie die Stimme eines kleinen Kinds beim Schlafengehen. »Weiß ich nicht. Ganz



weit weg. Ich ... bin jetzt sehr müde. Ich ...«

»Door«, sagte der Marquis. »Reißen Sie sich zusammen.« Es war gut, daß er das sagte, dachte Richard. Jemand mußte es tun. Und Richard wußte nicht mehr, wie man sprach.

Es klickte in der Dunkelheit: das Geräusch einer sich öffnenden Handschelle, gefolgt von dem Geräusch von Ketten, die gegen einen Metallpfeiler fielen. Dann das Geräusch eines Streichholzes, das angerissen wurde. Eine Kerze wurde angezündet: Sie brannte schwach und flackerte in der dünnen Luft.

*Gibt Kerzenschein uns Licht*, dachte Richard, und er wußte nicht mehr, warum.

Door ging auf wackligen Beinen zum Marquis, die Kerze in der Hand. Sie streckte eine Hand aus, berührte seine Ketten, und seine Handschellen öffneten sich klickend. Er rieb sich die Handgelenke.

Dann ging sie zu Richard hinüber und berührte seine verbliebene noch geschlossene Handschelle. Sie öffnete sich. Door seufzte und setzte sich neben ihn. Er streckte den Arm aus, schlang ihn um ihren Kopf und drückte sie an sich. Er wiegte sie langsam vor und zurück und sumnte ein wortloses Wiegenlied.

Es war kalt, kalt, dort in dem leeren Saal des Engels; doch bald streckte die Wärme der Bewußtlosigkeit ihre Arme aus und hüllte sie beide ein.

Der Marquis de Carabas beobachtete die schlafenden Kinder.

Der Gedanke an Schlaf - selbst nur für kurze Zeit in einen Zustand zurückzukehren, der dem Tod so entsetzlich nah war - machte ihm mehr angst, als er je für möglich gehalten hätte. Doch schließlich legte er den Kopf auf den Arm und

schloß die Augen.

Und dann war da niemand mehr.

## *Kapitel Achtzehn*

Lady Serpentine, die nach Olympia die Zweitälteste der Seven Sisters war, ging durch das Labyrinth, und ihre weißen Stiefel glucksten im Schlamm.

So weit hatte sie sich seit über hundert Jahren nicht mehr von zu Hause entfernt. Ihr Majordomus mit der Wespentaille, von Kopf bis Fuß in schwarzes Leder gekleidet, ging ihr voraus, eine große Kutschlaterne in der Hand. Zwei ähnlich angezogene andere Frauen folgten ihr in respektvollem Abstand.

Die zerfetzte Spitzenschleppe von Serpentine's Kleid schleifte im Dreck, doch sie achtete nicht darauf. Sie sah vor ihnen etwas im Licht der Laterne glitzern. Und daneben einen unförmigen Umriß.

»Da ist es«, sagte sie.

Die zwei Frauen, die hinter ihr gegangen waren, eilten durch den Morast voraus, und als die Frau mit der Lampe sich näherte, verwandelten sich die Umrisse in Gegenstände. Das Licht hatte sich in einem langen Bronzespeer gespiegelt.

Hunters Körper, kalt und geschunden, lag auf dem Rücken, halb unter dem Leichnam eines riesigen Tieres begraben.

Ihre Augen waren geschlossen.

Serpentine's Frauen zogen den Körper unter dem Ungeheuer hervor und legten ihn in den Schlamm.

Serpentine kniete sich in den nassen Schmutz und fuhr mit einem Finger Hunters kalte Wange entlang, bis er ihre blutgeschwärtzten Lippen erreichte, wo er einen Augenblick verweilte. Dann stand sie auf.

»Bringt den Speer her«, sagte sie.

Eine der Frauen hob Hunters Leiche hoch. Die andere zog

den Speer aus dem Kadaver des Ungeheuers und legte ihn sich über die Schulter.

Und dann drehte die vier Gestalten sich um und gingen den gleichen Weg wieder zurück, den sie gekommen waren; eine schweigende Prozession tief unter der Welt.

Das Licht der Lampe flackerte auf Serpentine's verwüstetem Gesicht; doch es verriet keinerlei Empfindungen, weder Glück noch Trauer.

## *Kapitel Neunzehn*

Einen Augenblick lang hatte er keine Ahnung, wer er war.

Es war ein ungeheuer befreiendes Gefühl, als könnte er alles sein, was er wollte: jeder - als könnte er jede Identität ausprobieren.

Er konnte ein Mann sein oder eine Frau, eine Ratte oder ein Vogel, ein Ungeheuer oder ein Gott.

Und dann machte jemand ein raschelndes Geräusch, und er wachte vollends auf. Er war Richard Mayhew, wer auch immer das war, was auch immer das bedeutete.

Er war Richard Mayhew, und er wußte nicht, wo er war.

Steifes Leinen preßte sich an sein Gesicht. Alles tat ihm weh; einiges - der kleine Finger seiner linken Hand zum Beispiel - mehr als anderes.

Jemand war bei ihm. Er hörte jemanden atmen.

Er hob den Kopf und entdeckte dabei noch mehr Stellen, die schmerzten. Ein paar davon schmerzten sehr schlimm.

Ganz weit weg - viele, viele Räume entfernt - sangen Menschen. Das Lied war so fern und so leise, daß er wußte, er würde es verlieren, wenn er die Augen öffnete: ein tiefer, melodioser Chorgesang ...

Er schlug die Augen auf. Der Raum war klein und schwach beleuchtet. Er lag in einem niedrigen Bett, und das Rascheln, das er gehört hatte, wurde von einer Gestalt in einer schwarzen Mönchskutte verursacht, die Richard den Rücken zuwandte. Die schwarze Gestalt entstaubte das Zimmer mit einem unpassend grellbunten Staubwedel.

»Wo bin ich?« fragte Richard.

Die schwarze Gestalt drehte sich um. Ein sehr nervöses,

schmales, dunkles Gesicht kam zu Vorschein. »Möchten Sie Wasser?« fragte der Mann, als sei ihm gesagt worden: Wenn der Patient aufwacht, muß er gefragt werden, ob er Wasser möchte, und als habe er das in den letzten zwanzig Minuten immer wieder vor sich hergesagt, um es nicht zu vergessen.

»Ich ...«, und Richard stellte fest, daß er ganz furchtbaren Durst hatte. Er setzte sich im Bett auf. »Ja, gern. Vielen Dank.«

Der Mönch goß etwas Wasser aus einem Metallkrug in einen zerbeulten Metallbecher und reichte ihn Richard. Richard unterdrückte den Impuls, das Wasser hinunterzustürzen, und trank es langsam in kleinen Schlucken. Es war kristallkalt und rein.

Richard sah nach unten. Seine Sachen waren weg. Man hatte ihn in ein langes Gewand gesteckt, eine Art Black-Friars-Kutte, aber grau. Sein gebrochener Finger war geschient und sauber verbunden.

Er hob einen Finger zu seinem Ohr; darauf klebte ein Pflaster, und unter dem Pflaster fühlte es sich an, als sei die Wunde genäht worden.

»Sie sind einer von den Black Friars«, sagte Richard.

»Ja, Sir.«

»Wie bin ich hergekommen? Wo sind meine Freunde?«

Der Mönch deutete wortlos und nervös zum Korridor.

Richard stieg aus dem Bett. Er schaute unter sein graues Gewand: Er war nackt. Sein Rumpf und seine Beine waren von diversen dunkelblau-roten Flecken bedeckt, die offenbar alle mit einer Art Salbe eingerieben worden waren: Sie roch nach Hustensaft und gebuttertem Toast. Sein Knie war bandagiert. Er fragte sich, wo seine Sachen waren. Neben dem Bett standen Sandalen, und er zog sie an. Dann ging er hinaus auf den Korridor.

Dort kam der Abt auf ihn zu, die Augen perlweiß in der Dunkelheit unter seiner Kapuze. Er hielt sich am Arm von Bruder Fuliginous fest.

»Du bist also wach, Richard Mayhew«, sagte der Abt. »Wie fühlst du dich?«

Richard zog ein Gesicht. »Meine Hand ...«

»Wir haben deinen Finger gerichtet. Er war gebrochen. Wir haben deine Prellungen und Wunden versorgt. Und du brauchtest Ruhe, die haben wir dir gegeben.«

»Wo ist Door? Und der Marquis? Wie sind wir denn hergekommen?«

»Ich ließ euch herbringen«, sagte der Abt. Die beiden Mönche begannen, den Korridor hinunterzugehen, und Richard ging mit ihnen.

»Hunter«, sagte Richard. »Haben Sie ihre Leiche hergebracht?«

Der Abt schüttelte den Kopf. »Es war keine Leiche da. Nur das Ungeheuer.«

»Ah, ähm. Meine Sachen ...«

Sie kamen zur Tür einer Zelle, ganz ähnlich der, in der Richard aufgewacht war. Door saß auf der Bettkante und las in einer Ausgabe von *Mansfield Park*, von deren Existenz, dachte Richard, die Mönche mit Sicherheit bisher nichts gewußt hatten. Auch sie trug eine graue Mönchskutte. Sie war ihr viel zu groß, so daß es fast komisch wirkte. Sie sah auf, als sie eintraten. »Hallo«, sagte sie. »Du hast ja ewig geschlafen. Wie fühlst du dich?«

»Gut, glaube ich. Wie geht es dir?«

Sie lächelte. Es war kein besonders überzeugendes Lächeln.

»Ein bißchen schwach auf den Beinen«, sagte sie.

Im Korridor schepperte etwas. Richard drehte sich um und

sah, wie der Marquis de Carabas in einem klapprigen alten Rollstuhl auf sie zugerollt wurde. Der Rollstuhl wurde von einem großen Black Friar geschoben. Richard fragte sich, wie der Marquis es schaffte, selbst noch die Tatsache, daß er in einem Rollstuhl geschoben wurde, wie etwas Romantisches und Verwegenes aussehen zu lassen.

Der Marquis ehrte sie mit einem riesigen Lächeln.

»'N Abend allerseits«, sagte er.

»Gut«, sagte der Abt. »Ihr seid alle da. Wir müssen uns unterhalten.«

Er führte sie zu einem großen Raum, der durch ein lodern- des Holzfeuer erwärmt wurde. Sie stellten sich um einen Tisch herum. Der Abt bedeutete ihnen allen, sich zu setzen.

Er tastete nach seinem Stuhl und ließ sich darauf nieder.

Dann schickte er Bruder Fuliginous und Bruder Tenebrae (der den Rollstuhl des Marquis geschoben hatte) hinaus.

»So«, sagte der Abt. »Zur Sache. Wo ist Islington?«

Door zuckte mit den Schultern. »So weit weg, wie ich ihn schicken konnte. Einmal halb durch Zeit und Raum.«

»Verstehe«, sagte der Abt. Und dann sagte er: »Gut.«

»Warum haben Sie uns nicht vor ihm gewarnt?« fragte Richard.

»Das lag nicht in unserer Verantwortung.«

»Und«, sagte Richard. »Was geschieht jetzt?«

Der Abt sagte nichts.

»Inwiefern?« fragte Door.

»Nun ja, du wolltest deine Familie rächen. Das hast du getan. Und du hast alle, die etwas damit zu tun hatten, in irgendeine Ecke ganz weit weg im Nichts verfrachtet. Also, jetzt wird ja wohl niemand mehr versuchen, dich umzubringen, oder?«



»Im Moment nicht«, sagte Door ernst.

»Und Sie?« fragte Richard den Marquis. »Haben Sie erreicht, was Sie wollten?«

Der Marquis nickte. »Ich denke schon. Meine Schuld bei Lord Portico ist bezahlt, und Lady Door schuldet mir einen großen Gefallen.«

Richard blickte zu Door. Sie nickte.

»Und was ist mit mir?« fragte er.

»Na ja«, sagte Door. »Ohne dich hätten wir es nicht geschafft.«

»Das habe ich nicht gemeint. Wie komme ich jetzt wieder nach Hause?«

Der Marquis zog eine Augenbraue hoch. »Wofür halten Sie sie - den Zauberer von Oz? Wir können Sie nicht nach Hause schicken. Dies ist Ihr Zuhause.«

Door sagte: »Das hab' ich dir doch schon zu erklären versucht, Richard.«

»Es muß doch eine Möglichkeit geben!« sagte Richard und schlug mit der linken Faust heftig auf den Tisch, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. Und dann sagte er: »Au«, denn es ist nicht besonders klug, mit der Hand auf einen Tisch zu schlagen, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, wenn man einen gebrochenen Finger hat.

»Werden Sie erwachsen«, sagte der Marquis.

Richard rieb sich die Hand. Seine Kampfeslust war verpufft.

»Wo ist der Schlüssel?« fragte der Abt.

Richard neigte den Kopf. »Door«, sagte er.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich hab' ihn nicht«, erklärte sie. »Ich habe ihn dir nach dem letzten Marktbesuch wieder in die Tasche gesteckt.«

Richard öffnete den Mund und schloß ihn dann wieder.

Dann öffnete er ihn und sagte: »Du meinst, als ich Croup und Vandemar sagte, ich hätte ihn und sie könnten mich gern durchsuchen ... da hatte ich ihn wirklich?«

Sie nickte. Ihm fiel der harte Gegenstand in seiner Gesäßtasche wieder ein, in der Down Street; ihm fiel ein, wie sie ihn umarmt hatte, als er auf dem Schiff mit dem Curry zurückgekommen war.

»Ach, du Scheiße«, sagte Richard.

Der Abt streckte die Hand aus. Seine faltigen braunen Finger nahmen eine kleine Glocke vom Tisch, und er läutete nach Bruder Fuliginous.

»Bring mir die Hose des Kriegers«, sagte er.

Fuliginous nickte und ging.

»Ich bin kein Krieger«, sagte Richard.

Der Abt lächelte sanft. »Du hast das Ungeheuer getötet. Du bist der Krieger.«

Richard verschränkte wütend die Arme. »Nach all dem kann ich zwar immer noch nicht wieder nach Hause, aber als Trostpreis bekomme ich eine Art archaischen unterirdischen Ehrentitel?«

Der Marquis schaute wenig mitfühlend drein. »Sie können nicht nach Ober-London zurückkehren. Ein paar Individuen gelingt es, eine Art Halbleben zu führen - Iliaster und Lear haben Sie ja kennengelernt. Aber auf mehr können Sie nicht hoffen.«

Door streckte die Hand aus und berührte Richard am Arm.

»Es tut mir leid«, sagte sie ihm. »Denk doch daran, was du alles Gutes getan hast. Du hast uns den Schlüssel besorgt.«

»Tja«, fragte er, »und wozu? Du hast einfach einen neuen machen lassen -«

Bruder Fuliginous tauchte wieder auf, mit Richards Hose in

der Hand; sie war voller Schlamm und getrocknetem Blut, und sie stank. Der Mönch reichte die Hose dem Abt, der anfang, ihre Taschen zu durchsuchen.

Door lächelte. »Ohne das Original hätte ich von Hammer-smith keine Kopie machen lassen können.«

Der Abt räusperte sich. »Ihr seid alle sehr dumm«, erklärte er würdevoll, »und ihr habt einfach keine Ahnung.«

Er hielt den silbernen Schlüssel hoch. Er glitzerte im Licht des Feuers. »Richard hat die Bewährungsprobe bestanden. Er ist der Besitzer des Schlüssel, bis er ihn uns wieder anvertraut. Der Schlüssel hat Macht.«

»Es ist der Schlüssel zum Himmel ...«, sagte Richard, der nicht wußte, worauf der Abt hinauswollte.

Die Stimme des alten Mannes war tief und melodios. »Es ist der Schlüssel zu jeder Art von Realität. Wenn Richard nach Ober-London zurückkehren möchte, dann wird der Schlüssel ihn nach Ober-London bringen.«

»So einfach ist das?« fragte Richard.

Der alte Mann nickte unter dem Schatten seiner Kapuze mit seinem blinden Kopf.

»Wann können wir?« fragte Richard.

»Sobald du bereit bist«, sagte der Abt.



Die Mönche hatten seine Sachen gewaschen und geflickt und sie ihm zurückgegeben. Bruder Fuliginous führte ihn durch das Kloster und eine schwindelerregende Folge von Leitern und Treppen hinauf bis in den Glockenturm. In der Spitze des Glockenturms befand sich eine Bodenklappe, und durch die preßten sie sich hindurch und landeten in

einem schmalen Tunnel, in dessen Wand auf einer Seite Metallstufen eingelassen waren. Sie kletterten die Wand hoch und kamen auf einem dunklen U-Bahnsteig wieder heraus.

#### NIGHTINGALE LANE

stand auf den alten Schildern an der Wand. Bruder Fuliginous wünschte Richard alles Gute und wies ihn an, dort zu warten, bis er abgeholt würde. Richard saß zwanzig Minuten lang auf dem Bahnsteig und fragte sich, warum sich der Marquis nicht von ihm verabschiedet hatte.

Als er Door diese Frage gestellt hatte, hatte sie erklärt, sie wisse es nicht, aber vielleicht sei Abschiednehmen ebenso wie das Trösten von Menschen etwas, worin der Marquis nicht sehr gut sei.

Dann sagte sie ihm, sie habe etwas im Auge, und sie gab ihm einen Zettel mit Anweisungen und ging fort.

Etwas winkte aus der Finsternis. Etwas Weißes.

Es war ein Taschentuch an einem Stock.

»Hallo?« rief Richard.

Old Bailey trat in Federn gehüllt und rundlich aus der Dunkelheit. Er wirkte unsicher und befangen. Er winkte mit Richards Taschentuch.

»Das ist meine kleine Flagge«, sagte er.

»Freut mich, daß Sie es so gut gebrauchen können.«

Old Bailey grinste beklommen. »Gut. Wollte nur sagen. Hab' was für dich. Hier.«

Er steckte die Hand in eine Manteltasche und zog eine lange schwarze Feder mit einem blau-lila-grünen Schimmer hervor. Ein roter Faden war um das Kielende der Feder gewickelt.

»Ähm. Ja, danke«, sagte Richard, der nicht genau wußte, was er damit anfangen sollte.

»Das ist eine Feder«, erklärte Old Bailey. »Und zwar eine

gute. Erinnerung. Souvenir. Andenken. Und sie ist umsonst. Ein Geschenk. Von mir an dich. Eine Art Dankeschön.«

»Ja. Also. Sehr freundlich.«

Er steckte sie in die Tasche.

Ein warmer Wind blies durch den Tunnel. Ein Zug näherte sich.

»Das ist dein Zug«, sagte Old Bailey. »Ich selber fahre nicht mit dem Zug. Ich bevorzuge Dächer.«

Er schüttelte Richard die Hand und ergriff die Flucht.

Der Zug fuhr ein. Alle Waggons waren dunkel, und keine Tür öffnete sich. Richard klopfte an die Tür vor seiner Nase, in der Hoffnung, daß es die richtige war.

Die Tür ging auf, und die verlassene Haltestelle wurde von einem warmen gelben Licht überflutet. Zwei ältere Herren mit langen Signalhörnern in der Hand stiegen aus. Richard erkannte sie: Dagvard und Halvard, vom Earl's Court; konnte sich allerdings nicht mehr erinnern, wer wer war. Sie setzten die Hörner an die Lippen und bliesen falsch, aber ehrlich eine Fanfare.

Richard stieg in den Zug, und sie folgten ihm.

Der Earl saß am Ende des Waggons und tätschelte seinen Wolfshund. Der Hofnarr - Tooley, dachte Richard, das war sein Name - stand neben ihm. Abgesehen von ihnen und den zwei Rittern war der Waggon menschenleer.

»Wer ist da?« fragte der Earl.

»Er ist es, Sire«, sagte sein Narr. »Richard Mayhew. Der, der das Ungeheuer getötet hat.«

»Der Krieger?« Der Earl kratzte seinen rotgrauen Bart. »Bringt ihn her.«

Richard ging zu dem Sessel des Earl. Der Earl musterte ihn nachdenklich von Kopf bis Fuß, und nichts deutete darauf hin,

daß er sich daran erinnerte, Richard schon einmal begegnet zu sein.

»Ich dachte, Ihr wärt größer«, sagte der Earl schließlich.

»Tut mir leid.«

»Nun denn, fangen wir an.« Er stand auf und wandte sich an den leeren Waggon. »Guten Abend. Wir sind hier, den jungen Maybury zu ehren. Wie sagt doch der Barde?« Und dann rezitierte er rhythmisch dröhnend: »*Bäche des Blutes brechen hervor, flink fällt der Feind, rettender, ruhmvoller Recke, kühnster Knabe* ... Ein Knabe ist er allerdings eigentlich nicht, was, Tooley?«

»Nicht direkt, Euer Gnaden.«

Der Earl streckte die Hand aus. »Gebt mir Euer Schwert, mein Freund.«

Richard faßte sich an den Gürtel und zog das Messer heraus, das Hunter ihm geschenkt hatte. »Geht das auch?« fragte er.

»Ja-ja«, sagte der alte Mann und nahm es entgegen.

»Hinknien!« soufflierte Tooley und deutete auf den Boden des Zuges. Richard ließ sich auf ein Knie nieder.

Der Earl tippte ihm mit dem Messer sanft auf beide Schultern. »Steht auf«, brüllte er, »Sir Richard of Maybury. Mit diesem Messer verleihe ich Euch die Freiheit der Unterseite. Es sei Euch erlaubt, Euch ohne Hindernisse und Hürden frei zu bewegen ... und so weiter und so fort... et cetera ... blähblähbläh.«

Seine Stimme erstarb.

»Danke«, sagte Richard. »Eigentlich heiße ich Mayhew.«

Doch der Zug hielt.

»Hier müßt Ihr aussteigen«, sagte der Earl. Er gab Richard sein Messer zurück und klopfte ihm auf den Rücken.



Der Ort, an dem Richard ausstieg, war keine U-Bahn-Haltestelle. Er lag über der Erde. Ein wenig erinnerte er Richard an den Bahnhof St. Pancras - die Architektur hatte etwas ähnlich Überdimensionales und Pseudogotisches. Aber auch etwas *Verkehrtes*, das ihn irgendwie als Teil von Unter-London kennzeichnete.

Das Licht war von dem seltsamen Grau, das man kurz vor dem Morgengrauen und nach dem Sonnenuntergang sieht, wenn die Welt verwaschen ist und Farben und Entfernungen sich nicht mehr einschätzen lassen.

Ein Mann saß auf einer Bank und starrte ihn an, und Richard näherte sich ihm vorsichtig, denn in dem Grau konnte er nicht erkennen, wer es war. Richard hielt immer noch Hunters Messer - sein Messer - in der Hand, und um sich zu beruhigen, packte er das Heft jetzt noch fester.

Der Mann schaute hoch, als Richard näherkam, und sprang auf. Es war Lord Rattensprecher. »Nun-nun. Ja-ja«, sagte der Rattensprecher erregt. »Wollte nur sagen, das Mädchen Anaesthesia. Nichts für ungut. Die Ratten sind immer noch Ihre Freunde. Und die Rattensprecher. Kommen Sie nur zu uns. Wir tun für Sie, was wir können.«

»Danke«, sagte Richard. Lord Rattensprecher hantierte auf der Bank herum und präsentierte Richard eine schwarze Sporttasche mit Reißverschluß, die ihm überaus vertraut vorkam.

»Es ist alles da. Alles. Sehen Sie nach.«

Richard öffnete die Tasche. All seine Besitztümer waren darin, einschließlich seiner Briefftasche, die zuoberst auf einer sauber gefalteten Jeans lag. Er zog den Reißverschluß zu, warf sich die Tasche über die Schulter und ging fort, ohne sich noch einmal umzuschauen.

Er trat aus dem Bahnhof und stieg ein paar Stufen hinab.

Alles war still. Alles war leer. Totes Herbstlaub wehte über den Vorplatz, ein gelbes, ockerfarbenes und braunes Flirren. Er überquerte den Platz und ging ein paar Stufen in eine Unterführung hinunter. Etwas flatterte im Halbdunkel.

Richard drehte sich mißtrauisch um. Es war etwa ein Dutzend, in dem Gang hinter ihm, und sie glitten fast lautlos auf ihn zu, nur ein Rascheln dunklen Samtes und ein gelegentliches Glitzern von Silberschmuck verriet, daß sie da waren.

Sie beobachteten ihn mit hungrigen Augen.

Da bekam er Angst. Sicher, er hatte das Messer. Aber er konnte damit ebensowenig kämpfen, wie er in der Lage war, über die Themse zu springen. Er hoffte, daß es ihnen wenigstens Angst einjagen würde.

Er roch Geißblatt und Maiglöckchen und Moschus.

Lamia schob sich in die erste Reihe der Velvets und trat vor.

Richard hob das Messer. Die Kälte ihrer Umarmung fiel ihm wieder ein.

Sie lächelte ihn an und neigte anmutig den Kopf. Dann zwinkerte sie ihm zu, küßte ihre Fingerspitzen und blies den Kuß zu ihm hinüber.

Er schauderte.

Etwas flatterte in der Dunkelheit der Unterführung; und als er wieder hinschaute, waren da nur noch Schatten.



Durch die Unterführung, dann ein paar Stufen hoch, und er befand sich auf einem kleinen grasbewachsenen Hügel, kurz vor dem Morgenrauen. Das Licht war seltsam und unnatürlich, doch er konnte Einzelheiten der Landschaft um sich



herum erkennen: Eichen, Eschen und Buchen. Ein breiter Fluß wand sich sanft durch die grüne Natur. Als er sich umschaute, stellte er fest, daß er sich auf einer Art Insel befand - zwei kleinere Flüsse, die in den größeren mündeten, schnitten ihn vom Festland ab.

Da wußte er, ohne zu wissen, woher, aber dennoch mit absoluter Gewißheit, daß er in London war - aber in London, wie es vielleicht vor dreitausend Jahren gewesen war, bevor der erste Grundstein für die erste menschliche Behausung gelegt wurde.

Er öffnete seine Tasche und legte das Messer hinein, neben seine Brieftasche. Dann zog er den Reißverschluß wieder zu. Der Himmel wurde langsam heller, aber es war ein seltsames Licht. Es war irgendwie *jünger* als das Sonnenlicht, das er kannte. Eine orangerote Sonne ging im Osten auf: wo einmal die Docklands sein würden, und weiter draußen, in Richtung Greenwich und Kent und zum Meer hin.

»Hallo«, sagte Door. Er hatte sie nicht kommen sehen. Sie trug andere Sachen unter ihrer abgeschabten braunen Lederjacke: immer noch mehrere Schichten übereinander, zerrissen und geflickt, aber aus Taft und Spitze und Seide und Brokat.

»Hallo«, sagte Richard.

Sie stellte sich neben ihn und umschlang mit ihren kleinen Fingern seine rechte Hand, die Hand, die die Sporttasche hielt.

»Wo sind wir?« fragte er.

»Auf der gräßlichen und furchterregenden Insel Westminster«, erklärte sie. Es klang, als sei das ein Zitat, aber er glaubte nicht, daß er es schon einmal gehört hatte.

Sie begannen über das lange Gras zu gehen, das naß war vom schmelzenden Reif. Ihre Fußabdrücke hinterließen eine

dunkelgrüne Spur, die verriet, wo sie gewesen waren.

»Hör mal«, sagte Door. »Jetzt, wo der Engel fort ist, muß in Unter-London eine Menge neu geregelt werden. Vor dieser Aufgabe stehe ich nun ganz allein. Mein Vater wollte Unter-London vereinen ... ich schätze, ich sollte versuchen, das, was er begonnen hat, zu Ende zu führen.«

Sie gingen gen Norden, fort von der Themse. Weiße Möwen kreisten über ihnen am Himmel und schrien.

»Und du hast ja gehört, wie Islington gesagt hat, er habe für alle Fälle meine Schwester am Leben gelassen. Vielleicht bin ich nicht die einzige von uns, die noch lebt. Und du hast mir das Leben gerettet.« Sie hielt inne, und dann sprudelte es aus ihr heraus: »Du warst mir ein wirklich guter Freund, Richard. Und irgendwie habe ich dich ganz gern in meiner Nähe. Bitte, geh nicht.«

Er langte mit seiner verletzten linken Hand hinüber und tätschelte verlegen die ihre.

»Na ja«, sagte er, »ich hab' dich auch irgendwie ganz gern in meiner Nähe. Aber ich gehöre nicht in diese Welt. In meinem London ... also, das Gefährlichste, was einem da passieren kann, ist, daß man auf ein Taxi trifft, das es etwas eilig hat. Ich mag dich auch. Ich mag dich furchtbar gern. Aber ich will nach Hause.«

Sie blickte mit ihren seltsam gefärbten Augen zu ihm empor.

»Dann werden wir uns nie wiedersehen«, sagte sie.

»Das werden wir wohl nicht.«

»Danke für alles, was du getan hast«, sagte sie. Dann schlang sie die Arme um ihn, und sie drückte ihn so fest, daß die Prellungen an seinen Rippen schmerzten, und er erwiderte ihre Umarmung ebenso fest und achtete nicht auf den Schmerz.

»Also«, sagte er schließlich. »Es war sehr nett, dich kennengelernt zu haben.«

Sie blinzelte heftig. Er fragte sich, ob sie ihm wieder sagen würde, sie hätte etwas im Auge. Statt dessen fragte sie: »Bist du bereit?«

Er nickte.

»Hast du den Schlüssel?«

Er setzte seine Tasche ab und wühlte mit seiner gesunden Hand in seiner Gesäßtasche. Er nahm den Schlüssel und gab ihn ihr. Sie hielt ihn vor sich, als steckte sie ihn in eine imaginäre Tür.

»Gut«, sagte sie. »Geh einfach los. Schau dich nicht um.«

Er begann, einen kleinen Hügel hinabzugehen. Eine Möwe sauste vorbei.

Am Fuß des Hügel schaute er sich um. Sie stand oben auf dem Hügel, eine Silhouette vor der aufgehenden Sonne.

Ihre Wangen glitzerten.

Das orange Sonnenlicht blitzte auf dem Schlüssel.

Door drehte ihn um, mit einer einzigen, entschiedenen Bewegung.



Die Welt wurde dunkel, und ein leises Dröhnen füllte Richards Kopf, wie das zornige Grollen von tausend wütenden Ungeheuern.

## *Kapitel Zwanzig*

Die Welt wurde dunkel, und ein leises Dröhnen füllte Richards Kopf, wie das zornige Grollen von tausend wütenden Ungeheuern.

Er blinzelte in die Dunkelheit und hielt seine Tasche fest. Er fragte sich, ob es dumm von ihm gewesen war, das Messer wegzustecken.

Menschen drängelten sich an ihm vorbei. Richard zuckte vor ihnen zurück. Vor ihm befand sich eine Treppe. Er begann die Stufen emporzusteigen. Und während er das tat, löste die Welt sich auf und nahm neue Gestalt an. Das Grollen war der Verkehrslärm, und er tauchte aus einer Unterführung am Trafalgar Square auf.

Es war der Vormittag eines warmen Oktobertags, und er stand auf dem Platz, die Tasche in der Hand, und blinzelte ins Licht. Taxis und rote Busse und Autos jagten röhrend um den Platz herum, und Touristen warfen Taubenfutter für die Unmengen von pummeligen Tauben auf den Boden und fotografierten das Nelson-Denkmal und die riesigen Landseer-Löwen, die es flankierten.

Der Himmel war von dem vollkommenen, ungetrübten Blau eines Fernschirms, der auf einen leeren Kanal eingestellt war.

Er ging über den Platz und fragte sich, ob er selbst real war oder nicht. Die japanischen Touristen ignorierten ihn. Er versuchte, ein hübsches Mädchen anzusprechen, das lachte und etwas in einer Sprache sagte, die Richard für Italienisch hielt, doch in Wirklichkeit war es Finnisch.

Ein kleines Kind unbestimmten Geschlechts starrte ein paar

Tauben an, während es mit dem Mund einen Schokoriegel vernichtete. Er hockte sich neben es.

»Ähm. Hallo, Kleines«, sagte Richard.

Das Kind lutschte konzentriert an seinem Schokoriegel und verriet mit keiner Reaktion, daß es Richard als menschliches Wesen erkannte.

»Hallo«, sagte Richard, und ein leichter Hauch von Verzweiflung stahl sich in seine Stimme. »Kannst du mich sehen? Kleines? Hallo?«

Zwei kleine Augen funkelten ihn wütend aus einem schokoladenverschmierten Gesicht an. Und dann ergriff das Kind die Flucht, schlang die Arme um die Beine der nächsten erwachsenen weiblichen Person und sagte: »Mami? Der Mann macht mir angst. Er macht mir angst, Mami.«

Wie eine Furie ging die Mutter des Kindes auf Richard los.

»Was soll das?« fragte sie. »Was wollen Sie von unserer Leslie? Leute wie Sie sollte man einsperren.«

Richard begann zu lächeln. Es war ein riesiges und glückliches Lächeln. Dieses Lächeln wäre nicht mal erstorben, wenn man Richard einen Backstein auf den Hinterkopf geschlagen hätte.

»Es tut mir wirklich entsetzlich leid«, sagte er und grinste dabei wie eine Cheshire-Katze.

Und dann rannte er, seine Tasche fest in der Hand, über den Trafalgar Square, begleitet von dem plötzlichen Geflatter von Tauben, die sich aufgeschreckt in die Luft erhoben.



Er nahm seine Bankkarte aus der Brieftasche und steckte sie in den Geldautomaten.

Der Automat erkannte seine vierstellige Geheimzahl, wies ihn an, sie vor jedermann geheimzuhalten, und fragte, was er für ihn tun könne.

Richard bat um Bargeld, und er bekam reichlich davon. Er boxte vor Freude in die Luft und tat dann verlegen so, als habe er einem Taxi gewunken.

Daraufhin hielt ein Taxi vor ihm - es hielt! - vor ihm! -, und er stieg ein und setzte sich auf den Rücksitz und strahlte. Er sagte dem Fahrer, er solle ihn ins Büro bringen. Und als dieser ihn darauf hinwies, daß er zu Fuß fast schneller dort wäre, grinste Richard noch breiter, und er bat - bettelte den Taxifahrer praktisch an, ihn, Richard, mit seinen Ansichten zu den Themen Innerstädtische Verkehrsprobleme, Wie man am besten mit der Kriminalität fertig wird und Heikle Politische Themen des Tages zu ergötzen.

Der Taxifahrer unterstellte Richard, er würde ihn »auf den Arm nehmen«, und schmolte auf der ganzen fünfminütigen Fahrt bis zum Strand. Richard kümmerte das nicht. Er gab dem Mann trotzdem ein unglaublich hohes Trinkgeld.

Und dann ging er in sein Büro.

Als er das Gebäude betrat, spürte er, wie das Lächeln aus seinem Gesicht verschwand. Mit jedem Schritt wurde er ängstlicher, beklommener. Was, wenn er noch immer keinen Job mehr hatte? Was, wenn kleine, schokoladenverschmierte Kinder und Taxifahrer ihn sehen konnten, er jedoch für seine Kollegen unsichtbar blieb? Was, wenn ...

Mr. Figgis, der Pförtner, schaute von einem *Sexy-Lolitas-Club*-Heft auf, das er in seiner *Sun* versteckt hatte, und er schniefte.

»Morgen, Mister Mayhew«, sagte er. Es war kein einladendes »Morgen«. Es war ein »Morgen«, das besagte, daß es dem

Sprecher gleichgültig war, ob der Empfänger lebte oder starb - ganz zu schweigen davon, ob es überhaupt Morgen war.

»Figgis!« rief Richard vergnügt. »Auch Ihnen einen guten Morgen, Mister Figgis, Sie Ausnahmeportier!«

Niemand hatte je so etwas zu Mr. Figgis gesagt, nicht einmal die nackten Damen seiner Phantasie. Er starrte Richard mißtrauisch an, bis er im Aufzug war und aus dem Blickfeld verschwand. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder den sexy Lolitas zu, von denen, wie ihm langsam der Verdacht kam, keine unter neunundzwanzig war, Lollis hin, Lollis her.

Richard stieg aus dem Aufzug und ging zögernd den Korridor entlang.

*Alles wird gut, sagte er sich, wenn bloß mein Schreibtisch da ist. Wenn mein Schreibtisch da ist, wird alles gut.* Er betrat das Großraumbüro, in dem er drei Jahre lang seinem Job nachgegangen war. Menschen arbeiteten an Schreibtischen, führten Telefongespräche, wühlten in Aktenschränken, tranken schlechten Tee und noch schlechteren Kaffee. Es war sein Büro.

Und da war die Stelle am Fenster, wo einmal sein Schreibtisch gestanden hatte, die jetzt von einer grauen Ansammlung von Aktenschränken und einer Yucca-Palme eingenommen wurde.

Er wollte sich gerade umdrehen und weglaufen, als ihm jemand einen Styroporbecher mit Tee reichte.

»Die Rückkehr des verlorenen Sohns, he?« sagte Garry. »Hier, nimm.«

»Hallo, Garry«, sagte Richard. »Wo ist mein Schreibtisch?«

»Hier entlang«, antwortete Garry. »Wie war's denn so auf Mallorca?«

»Mallorca?«

»Fährst du nicht immer nach Mallorca?« fragte Garry. Sie gingen die Treppe hinauf, die zum dritten Stock führte.

»Diesmal nicht«, erwiderte Richard.

»Ich wollt' schon sagen«, sagte Garry. »Braun bist du nicht gerade geworden.«

»Nein«, pflichtete Richard ihm bei. »Na ja. Du weißt schon. Ich hatte mal ein bißchen Veränderung nötig.«

Garry nickte. Er deutete auf eine Tür, die, solange Richard dort arbeitete, die Tür zum Raum für die Chefakten und das Büromaterial gewesen war.

»Eine Veränderung? Tja, die hast du jetzt jedenfalls. Und darf ich der erste sein, der dir gratuliert?«

Auf dem Türschild stand:

R. B. MAYHEW

JUNIORPARTNER

»Herzlichen Glückwunsch«, wiederholte Garry.

Er zog ab, und Richard ging in sein Büro.

Es war sein Schreibtisch. Seine Trolle lagen alle fein säuberlich in einer Schreibtischschublade, und er nahm sie alle heraus und verteilte sie im Büro. Er hatte ein eigenes Fenster mit einem schönen Blick auf den Fluß und die South Bank. Es gab sogar eine große Grünpflanze mit riesigen wächsernen Blättern, eine von der Sorte, die künstlich aussieht, es aber nicht ist. Sein altes cremefarbenes Computerterminal war durch ein viel eleganteres schwarzes ersetzt worden, das auf dem Schreibtisch weniger Platz wegnahm.

Er schaute aus dem Fenster, während er seinen Tee trank.

»Und, sind Sie mit allem zufrieden?«

Er blickte auf. Frischgestärkt und effizient stand Sylvia, die Chefsekretärin, in der Tür. Sie lächelte, als sie ihn sah.

»Ähm. Ja. Hören Sie, ich muß noch zu Hause ein paar



Dinge erledigen ... meinen Sie, ich könnte mir den Rest des Tages freinehmen und -«

»Ganz wie Sie wollen. Sie müssen ohnehin eigentlich erst morgen wieder hier sein.«

»Ja?« fragte er. »Gut.«

Sylvia runzelte die Stirn. »Was ist denn mit Ihrem Finger passiert?«

»Den hab' ich mir gebrochen«, erklärte er.

Sie schaute besorgt seine Hand an. »Sie sind doch wohl nicht in eine Schlägerei geraten, oder?«

»Ich?«

Sie grinste. »Ich wollte Sie nur aufziehen. Ich nehme an, Sie haben ihn in der Tür eingeklemmt. So war's jedenfalls bei meiner Schwester.«

»Nein«, platzte Richard heraus. »Ich bin in eine Schi ...«

Sylvia zog eine Augenbraue hoch. »Eine Tür geraten«, beendete er den Satz lahm.

Er fuhr mit dem Taxi zu seiner alten Wohnung. Er wußte nicht recht, ob er es sich schon wieder zutrauen konnte, mit der U-Bahn zu fahren. Noch nicht.

Da er keinen Schlüssel hatte, klopfte er an seine Wohnungstür und war enttäuscht, als sie von der Frau geöffnet wurde, die Richard, so weit er sich erinnerte, zuletzt in seinem Badezimmer getroffen oder vielmehr nicht getroffen hatte.

Er stellte sich als der Vormieter vor und erfuhr, daß a) er, Richard, nicht mehr dort wohnte, und daß sie b) keine Ahnung hatte, was aus seinem persönlichen Besitz geworden war. Richard machte sich ein paar Notizen, und dann verabschiedete er sich sehr freundlich und nahm ein weiteres Taxi, um den Mann im Kamelhaarmantel aufzusuchen.

Der Mann im Kamelhaarmantel hatte seinen Mantel nicht

an und war beträchtlich weniger zuckersüß als das letzte Mal, als Richard ihm begegnet war.

Sie saßen in seinem Büro, und er hatte sich Richards Vorwürfe mit einem Gesichtsausdruck angehört, als habe er aus Versehen eine lebende Spinne verschluckt und würde gerade spüren, wie sie anfing, sich zu bewegen.

»Nun ja«, gab er zu, nachdem er in die Akten geschaut hatte. »Sie haben ganz recht, es scheint wirklich so etwas wie ein Problem gegeben zu haben. Ich verstehe gar nicht, wie das passieren konnte.«

»Ich finde, es ist unwichtig, wie es passiert ist«, sagte Richard ganz vernünftig. »Tatsache ist, daß Sie, während ich ein paar Wochen fort war, meine Wohnung an«, er warf einen Blick auf seine Notizen, »George und Adele Buchanan vermietet haben. Die nicht vorhaben, wieder auszuziehen.«

Der Mann klappte die Akte zu. »Nun ja«, sagte er. »Fehler kommen vor. Menschliches Versagen. Ich fürchte, wir können es nicht ändern.«

Richard war sich vollkommen darüber im klaren, daß der alte Richard, derjenige, der in dem jetzigen Zuhause der Buchanans gewohnt hatte, an diesem Punkt klein beigegeben, sich für die Störung entschuldigt hätte und gegangen wäre. Statt dessen sagte er: »Wirklich? Sie können es nicht ändern? Sie haben eine Wohnung, die ich rechtmäßig bei ihrer Firma gemietet habe, an jemand anderen vermietet und dabei all meinen persönlichen Besitz verloren, und Sie können es nicht ändern? Also, ich bin zufälligerweise der Meinung, und mein Anwalt wird ebenfalls der Meinung sein, daß Sie daran eine ganze Menge ändern können.«

Der Mann ohne Kamelhaarmantel sah aus, als würde ihm die Spinne langsam wieder die Kehle hochkrabbeln. »Aber

wir haben keine anderen freien Wohnungen in dem Gebäude, die der Ihren entsprechen«, sagte er. »Nur die Penthouse-Suite steht leer.«

»Das«, erklärte Richard kalt, »wäre mir recht ...«

Der Mann entspannte sich.

»... als zweitweise Unterbringung. Jetzt«, sagte Richard, »lassen Sie uns über die Entschädigung für mein verlorengegangenes Eigentum reden.«



Die neue Wohnung war viel schöner als die, die er damals zurückgelassen hatte. Sie hatte mehr Fenster und einen Balkon, ein geräumiges Wohnzimmer und ein richtiges Gästezimmer. Richard lief unzufrieden hin und her.

Der Mann-ohne-Kamelhaarmantel hatte die Wohnung äußerst widerwillig mit einem Bett, einem Sofa, mehreren Stühlen und einem Fernseher ausstatten lassen.

Richard legte Hunters Messer auf den Kaminsims.

Er kaufte sich bei dem indischen Restaurant gegenüber ein Currygericht zum Mitnehmen, setzte sich auf den Teppichboden seiner neuen Wohnung, aß und fragte sich, ob er wirklich jemals spät in der Nacht auf einem Straßenmarkt auf dem Deck eines an der Tower Bridge liegenden Kriegsschiffes Curry gegessen hatte. Es schien nicht sehr wahrscheinlich, wenn er recht darüber nachdachte.

Es klingelte an der Tür. Er stand auf und öffnete.

»Wir haben einen Großteil Ihrer Sachen gefunden, Mr. Mayhew«, sagte der Mann, der wieder seinen Kamelhaarmantel trug. »Es hat sich herausgestellt, daß sie eingelagert wurden. Also, bringt das Zeug herein, Jungs.«

Zwei stämmige Männer schleppten mehrere große, mit Richards Sachen gefüllte Teekisten herein.

»Danke«, sagte Richard.

Er griff in die erste Kiste, und der erste Gegenstand, den er auswickelte, stellte sich als gerahmte Photographie von Jessica heraus. Er starrte sie eine Weile an, und dann legte er sie wieder in die Kiste zurück.

Schließlich fand er die Kiste mit seiner Kleidung und packte sie aus, die anderen jedoch blieben mitten im Zimmer stehen. Von Tag zu Tag bekam er ein schlechteres Gewissen, weil er sie nicht auspackte. Aber er tat es trotzdem nicht.



Er saß in seinem Büro am Schreibtisch und starrte aus dem Fenster, als die Gegensprechanlage summt. »Richard?« sagte Sylvia. »Der Chef hat in zwanzig Minuten in seinem Büro ein Meeting anberaumt, um den Wandsworth-Bericht zu besprechen.«

»Ich komme«, sagte er.

Dann nahm er, weil er die nächsten zehn Minuten nichts anderes zu tun hatte, einen orangen Troll und bedrohte einen ein wenig kleineren grünhaarigen Troll damit.

»Ich bin der größte Krieger von Unter-London. Mach dich auf den sicheren Tod gefaßt!« sagte er mit gefährlich trolliger Stimme und wackelte mit dem orangen Troll. Dann nahm er den grünhaarigen Troll und sagte: »Aha! Aber erst trinkst du eine schöne Tasse Tee ...«

Jemand klopfte an die Tür, und schlechten Gewissens stellte er die Trolle wieder hin.

»Herein!«

Die Tür ging auf, und Jessica kam herein und blieb im Tür-  
rahmen stehen. Sie sah nervös aus.

Er hatte vergessen, wie schön sie war.

»Hallo, Richard«, sagte sie.

»Hallo, Jess«, sagte Richard, und dann verbesserte er sich.  
»Entschuldigung - Jessica.«

Sie lächelte und warf die Haare zurück. »Oh, Jess ist in Ord-  
nung«, sagte sie und sah aus, als würde sie das beinahe ernst  
meinen. »Jessica - Jess. Mich hat schon ewig keiner mehr  
Jess genannt. Ich vermisse es beinahe.«

»Und«, sagte Richard, »was bringt, welche Ehre, dich her,  
ähm.«

»Ich wollte dich eigentlich nur sehen.«

Er wußte nicht recht, was er sagen sollte. »Das ist nett«,  
sagte er.

Sie schloß die Bürotür und ging ein paar Schritte auf ihn zu.  
»Richard. Weißt du was? Es ist seltsam, aber ich erinnere  
mich, die Verlobung gelöst zu haben. Ich weiß jedoch kaum  
noch, worüber wir uns gestritten haben.«

»Nein?«

»Das ist allerdings auch gar nicht wichtig. Oder?« Sie  
schaute sich im Büro um. »Du bist befördert worden.«

»Ja.«

»Das freut mich für dich.« Sie griff in ihre Manteltasche und  
zog eine kleine braune Schachtel hervor. Sie stellte sie auf  
Richards Schreibtisch.

Er öffnete die Schachtel, obgleich er wußte, was darin war.

»Das ist unser Verlobungsring. Ich dachte, nun ja, vielleicht  
gebe ich ihn dir zurück, und dann, also, wenn alles wieder in  
Ordnung käme, na ja, vielleicht würdest du ihn mir eines  
Tages wiedergeben.«

Er glitzerte im Sonnenlicht: Der größte Betrag, den er je für etwas ausgegeben hatte.

Er schloß die Schachtel und gab sie ihr zurück. »Behalte du ihn, Jessica«, sagte er. Und dann: »Es tut mir leid.«

Sie biß sich auf die Unterlippe. »Hast du jemanden kennengelernt?«

Er zögerte. Er dachte an Lamia und Hunter und Anaesthesia und sogar an Door, doch keine von denen war in dem Sinne ein Jemand, wie sie es meinte.

»Nein. Niemand anders«, sagte er. Und dann sagte er und bemerkte gleichzeitig, daß es wahr war: »Ich habe mich nur verändert, mehr nicht.«

Seine Gegensprechanlage summte. »Richard? Wir warten auf Sie.«

Er drückte auf den Knopf. »Komme sofort, Sylvia.« Er sah Jessica an.

Sie sagte nichts. Vielleicht traute sie es sich nicht zu, noch etwas zu sagen. Sie ging hinaus, und sie schloß leise die Tür hinter sich.

Richard nahm mit einer Hand die Papiere, die er brauchen würde. Mit der anderen Hand fuhr er sich übers Gesicht, als ob er etwas wegwischte: Kummer vielleicht, oder Tränen, oder Jessica.



Er begann wieder mit der U-Bahn zur Arbeit und zurück zu fahren. Allerdings kaufte er sich morgens und abends keine Zeitungen mehr. Lieber musterte er die Gesichter der anderen Leute im Zug und fragte sich, ob sie alle aus Ober-London stammten, fragte sich, was hinter ihren Augen vorging.

Ein paar Tage nach seiner Begegnung mit Jessica glaubte er in der abendlichen Rush-hour Lamia am anderen Ende des Waggon zu sehen, mit dem Rücken zu ihm, die dunklen Haare hochgesteckt und das Kleid lang und schwarz. Sein Herz begann in seiner Brust zu hämmern.

Er drängelte sich durch das voll besetzte Abteil. Als er näher kam, fuhren sie in eine Haltestelle ein, und sie stieg aus. Doch es war nicht Lamia: bloß so ein junges Londoner Goth-Mädchen, stellte er enttäuscht fest, unterwegs zu einem Abend in der Stadt.



Eines Mittwochs sah er auf den Mülltonnen hinter den Newton Mansions eine große braune Ratte sitzen, die dreinschaute, als gehörte ihr die Welt.

Als Richard sich ihr näherte, sprang sie auf den Gehweg, wartete im Schatten der Mülltonne und starrte ihn aus schwarzen Augen an. Richard hockte sich hin.

»Hallo«, sagte er sanft. »Kennen wir uns?«

Die Ratte sagte nichts, aber sie lief auch nicht weg.

»Ich heiße Richard«, fuhr er mit leiser Stimme fort. »Ich bin kein richtiger Rattensprecher, aber ich, ähm, kenne ein paar Ratten, und ich wüßte gern, ob du eine Bekannte von Lady Door bist ...«

Er hörte hinter sich einen Schuh scharren, und als er sich umdrehte, bemerkte er die Buchanans, die ihn neugierig anschauten.

»Haben Sie ... etwas verloren?« fragte Mrs. Buchanan. Richard hörte das barsche Flüstern ihres Mannes: »Nur ein paar Tassen aus dem Schrank«, doch er beachtete es nicht.

»Nein«, sagte Richard ehrlich. »Ich habe ... jemandem Guten Tag gesagt, einer ...«

Die Ratte huschte davon.

»War das eine Ratte?« bellte George Buchanan. »Ich werde mich bei der Behörde beschweren. Es ist eine Schande. Das ist wieder typisch London, was?«

Ja, pflichtete Richard ihm bei. Typisch.



Seine Sachen standen weiterhin unausgepackt in Teekisten mitten in seinem Wohnzimmer.

Er schaltete den Fernseher nicht ein. Er kam abends nach Haus und aß etwas. Dann stand er am Fenster und schaute hinaus auf London, auf die Autos und die Dächer und die Lampen, während die Dämmerung zur Nacht wurde und in der ganzen Stadt die Lichter angingen. Und schließlich zog er sich widerstrebend aus, stieg ins Bett und schlief ein.



Eines Freitagnachmittags kam Sylvia in sein Büro.

Er öffnete gerade Briefe, wobei er sein Messer – Hunters Messer - als Brieföffner benutzte.

»Richard?« sagte sie. »Ich wollte mal was fragen. Kommen Sie derzeit viel unter Menschen?«

Er schüttelte den Kopf.

»Nun ja, ein paar von uns gehen heute abend aus. Haben Sie Lust mitzukommen?«

»Ähm. Klar«, sagte er. »Ja. Liebend gern.«





Er haßte es.

Sie waren zu acht: Sylvia und ihr junger Mann, der etwas mit Oldtimern zu tun hatte, Garry aus der Buchhaltung, der sich kürzlich aufgrund eines Mißverständnisses von seiner Freundin getrennt hatte (er hatte geglaubt, sie würde verständnisvoller darauf reagieren, daß er mit ihrer besten Freundin schlief, als sie es tatsächlich tat, kaum daß sie es herausgefunden hatte), diverse nette Leute und Freunde von netten Leuten und das neue Mädchen aus der Computer-Service-Abteilung.

Erst sahen sie sich im Odeon am Leicester Square einen Film an. Der Gute siegte am Ende, und bis dahin gab es jede Menge Explosionen und umherfliegende Gegenstände.

Sie aßen im La Reache in der Old Compton Street und stopften sich mit Couscous und kleinen exotischen Knabberereien voll, und von da aus gingen sie auf einen Tip von Sylvia hin in einen Pub in der Berwick Street, und sie tranken ein paar Gläser, und sie schwatzten.

Das neue Mädchen aus der Computer-Service-Abteilung lächelte Richard im Laufe des Abends oft an, und er hatte ihr rein gar nichts zu sagen. Er gab eine Runde aus, und das Mädchen aus der Computer-Service-Abteilung half ihm, die Getränke an den Tisch zu bringen.

Garry ging aufs Klo, und das Mädchen aus der Computer-Service-Abteilung kam und setzte sich neben Richard, da, wo Garry gesessen hatte. Richards Kopf war voll von dem Klirren der Gläser und dem Plärren der Jukebox und dem Geruch von Bier und verschüttetem Bacardi und Zigarettenrauch.

Er versuchte, den Unterhaltungen am Tisch zuzuhören, und

er stellte fest, daß er sich auf nichts von dem, was gesagt wurde, konzentrieren konnte, und daß er sich für keinen der Gesprächsfetzen, die er verstand, interessierte.

Und da stand es ihm so deutlich vor Augen wie auf der großen Leinwand des Odeon am Leicester Square: Er würde heute mit dem Mädchen aus der Computer-Service-Abteilung nach Haus gehen, und sie würden miteinander schlafen, und da morgen Samstag war, würden sie den Morgen im Bett verbringen. Und dann würde er aufstehen, und sie würden zusammen seine Sachen aus den Teekisten auspacken, und in einem Jahr würde er das Mädchen aus der Computer-Service-Abteilung heiraten und noch einmal befördert werden, und sie würden zwei Kinder bekommen, einen Jungen und ein Mädchen, und sie würden hinaus in die Vorstadt ziehen, nach Harrow oder Croydon oder Hampstead oder sogar ins entlegene Reading.

Und es wäre kein schlechtes Leben. Auch das wußte er.

Manchmal kann man einfach nichts tun.

Als Garry von der Toilette zurückkam, schaute er sich verblüfft um. Alle waren da, bis auf: »Richard?« fragte er.

Das Mädchen aus der Computer-Service-Abteilung zuckte mit den Schultern.



Garry ging hinaus auf die Berwick Street. Die Kälte der Nachtluft wirkte wie eine Ladung Wasser ins Gesicht. Er schmeckte den Winter. Er rief: »Dick? Hey? Richard?«

»Hier drüben.«

Richard lehnte an einer Wand, im Schatten. »Wollte nur mal frische Luft schnappen.«

»Alles in Ordnung?« fragte Garry.

»Ja«, sagte Richard. »Nein. Ich weiß nicht.«

»Tja«, sagte Garry, »mehr Möglichkeiten gibt es nicht. Möchtest du darüber reden?«

Richard sah ihn ernst an. »Du wirst mich auslachen.«

»Das tu ich sowieso.«

Richard schaute Garry an. Dann sah Garry ihn zu seiner Erleichterung lächeln, und er wußte, daß sie immer noch Freunde waren. Garry warf einen Blick zurück zum Pub.

Dann steckte er die Hände in die Manteltaschen.

»Komm«, sagte er. »Laß uns Spazierengehen. Du kannst mir dein Herz ausschütten. *Dann* lache ich dich aus.«

»Mistkerl«, sagte Richard und klang sehr viel mehr nach Richard als in den gesamten letzten Wochen.

»Dafür sind Freunde schließlich da.«

Sie schlenderten langsam unter den Straßenlaternen los.

»Hör mal, Garry«, begann Richard. »Fragst du dich jemals, ob das hier alles ist?«

»Was?«

Richard machte eine vage, allumfassende Geste. »Arbeit. Zuhause. Der Pub. Mädchen kennenlernen. In der Stadt wohnen. Das Leben. Ist das alles?«

»Ich glaube, das war's, ja«, sagte Garry.

Richard seufzte. »Also«, sagte er, »erstens bin ich nicht nach Mallorca gefahren. Ich meine, ich bin *wirklich* nicht nach Mallorca gefahren.«



Richard erzählte, während sie in dem Gewirr von Seitenstraßen zwischen der Regent Street und der Charing Cross Road auf und ab gingen. Er erzählte und erzählte. Er begann

damit, wie er ein blutendes Mädchen auf der Straße gefunden hatte und ihr helfen wollte, weil er sie da nicht einfach liegenlassen konnte, und erzählte alles, was danach passiert war. Und als es ihnen zum Spaziergehen zu kalt wurde, gingen sie in ein schmieriges Nachtcafé. Ein richtiges Nachtcafé, eins, in dem alles in Schmalz gesotten und anständiger Tee in großen angestoßenen, fettglänzenden weißen Bechern serviert wurde.

Richard und Garry setzten sich, und Richard erzählte, und Garry hörte zu, und sie bestellten Spiegeleier und Baked Beans und Toast und saßen da und aßen, während Richard weiter erzählte und Garry weiter zuhörte. Sie tunkten die Eigelbreste mit dem Toast auf. Sie tranken noch mehr Tee, bis Richard schließlich sagte: » ... und dann machte Door irgendwas mit dem Schlüssel, und ich war wieder zurück. In Ober-London. Also, dem echten London. Und, na ja, den Rest kennst du.«

Stille.

»Das ist alles«, sagte Richard. Er trank seinen Tee aus.

Garry kratzte sich am Kopf. »Hör mal«, sagte er endlich. »Ist das hier echt? Nicht irgendeine schreckliche Verarschung? Ich meine, es wird nicht gleich jemand mit einer Kamera hinter dem Grill hervorspringen oder so und mir sagen, daß ich bei *Versteckte Kamera* bin?«

»Das will ich nicht hoffen«, sagte Richard. »Du ... glaubst du mir?«

Garry schaute auf die Rechnung auf ihrem Tisch, zählte Pfundmünzen ab und warf sie auf das Resopal. »Ich glaube, daß, na ja, offensichtlich *irgendwas* mit dir geschehen ist ... was ausschlaggebender ist: Glaubst *du* es?«

Richard starrte ihn an. Unter seinen Augen zeichneten sich dunkle Ringe ab. »Ob ich es glaube? Ich weiß es nicht mehr.

Ich hab's geglaubt. Ich war da. Einmal bist sogar du aufgetaucht, weißt du.«

»Das hast du gar nicht erwähnt.«

»Es war ziemlich schrecklich. Du hast mir gesagt, ich sei verrückt geworden und würde bloß halluzinierend durch London laufen.«

Sie verließen das Cafe und gingen in Richtung Süden, zum Piccadilly.

»Also«, sagte Garry. »Du mußt schon zugeben, das klingt immer noch wahrscheinlicher als dein magisches London unter uns, wo die Leute hinkommen, die durchs Netz fallen. Ich bin schon an Leuten vorbeigekommen, die durchs Netz fallen, Richard: Sie schlafen in Ladeneingängen, den ganzen Strand entlang. Sie landen nicht in einem speziellen London. Sie erfrieren im Winter.«

Richard sagte nichts.

Garry fuhr fort. »Ich glaube, du hast vielleicht sowas wie einen Schlag auf den Kopf bekommen. Oder eine Art Schock, als Jessica mit dir Schluß gemacht hat. Eine Zeitlang warst du ein bißchen verrückt. Dann ging es dir wieder besser.«

Richard schauderte. »Weißt du, was mir angst macht? Ich glaube, du könntest recht haben.«

»Das Leben ist also nicht aufregend?« fuhr Garry fort. »Prima. Her mit der Langeweile. Zumindest weiß ich, wo ich heute abend essen und schlafen werde. Am Montag werde ich immer noch einen Job haben. Ja?« Er drehte sich um und sah Richard an.

Richard nickte zögernd. »Ja.«

Garry schaute auf seine Uhr. »Verdammtter Mist!« rief er aus. »Es ist schon nach zwei. Hoffen wir, daß noch ein paar Taxis unterwegs sind.« Sie gingen in die Brewer Street. Gar-

ry redete über Taxis. Er sagte nichts Originelles oder gar Interessantes. Er erfüllte nur seine Pflicht als Londoner, über Taxis zu murren. »... hatte sein Licht an und alles«, erzählte er gerade, »ich sagte ihm, wo ich hinwollte, er meinte, tut mir leid, ich bin auf dem Heimweg, ich sagte, wo wohnt ihr Taxifahrer denn bloß alle? Und warum wohnt keiner von euch bei mir in der Nähe? Der Trick ist nämlich, erst einzu- steigen und ihm dann zu sagen, daß man südlich der Themse wohnt, ich meine, was wollte er mir damit sagen? Der tat ja ganz so, als läge Battersea in Katmandu ...«

Richard hatte ihn ausgeblendet. Er starrte in das Fenster des Zeitschriftenantiquariats, starrte die Modelle vergessener Filmstars an und die Poster und Comics und Magazine in der Auslage. Es war wie ein Blick in eine Welt des Abenteuers und der Phantasie.

Und es war nicht real. Das sagte er sich.

»Und, was meinst du?« fragte Garry.

Richard schreckte zurück in die Gegenwart. »Wozu?«

Garry stellte fest, daß Richard kein Wort von dem, was er gesagt hatte, verstanden hatte. Er wiederholte es: »Wenn es keine Taxis gibt, können wir den Nachtbus nehmen.«

»Ja«, sagte Richard. »Prima. Gut.«

Garry schnitt eine Grimasse. »Ich mach' mir Sorgen um dich.«

»Tut mir leid.«

Sie gingen die Windmill Street zum Piccadilly hinunter.

Richard steckte die Hände tief in die Taschen. Einen Moment lang lang machte er ein verdutztes Gesicht und zog eine ziemlich zerknickte schwarze Krähenfeder hervor, um deren Kiel ein roter Faden gebunden war.

»Was ist das?« fragte Garry.

»Das ist ein -« Er unterbrach sich. »Das ist bloß eine Feder. Du hast recht. Es ist nur Müll.«

Er warf die Feder in den nächsten Abfalleimer und schaute sich nicht mehr um. Garry zögerte. Dann sagte er, die Worte mit Bedacht wählend: »Hast du schon mal daran gedacht, dir professionelle Hilfe zu suchen?«

»Professionelle Hilfe? Hör mal, ich bin nicht verrückt, Garry.«

»Bist du da sicher?«

Ein Taxi kam auf sie zu. Sein gelbes Licht brannte. »Nein«, sagte Richard ehrlich. »Da ist ein Taxi. Nimm du's. Ich nehme das nächste.«

»Danke.« Garry hielt das Taxi an und stieg ein, bevor er dem Fahrer sagte, daß er nach Battersea wollte. Er drehte das Fenster herunter, und als das Taxi ausscherte, sagte er: »Richard - dies ist die Realität. Gewöhn dich dran. Darüber hinaus gibt es nichts. Bis Montag.«

Richard winkte ihm nach und sah zu, wie das Taxi wegfuhr. Dann drehte er sich um und ging fort von den Lichtern des Piccadilly, zurück zur Brewer Street.

Er blieb neben einer alten Frau stehen, die fest schlafend in einem Ladeneingang lag. Sie war mit einer zerrissenen alten Decke zugedeckt, und ihre paar Besitztümer - zwei kleine Pappschachteln voll Krimskrums und ein schmutziger, ehemals weißer Schirm - lagen zusammengeschnürt neben ihr, und die Schnur war um ihr Handgelenk gebunden, damit niemand ihr etwas klaute, während sie schlief. Sie trug eine wollene Pudelmütze von undefinierbarer Farbe.

Er zog seine Brieftasche, fand eine Zehn-Pfund-Note und beugte sich vor, um der Frau den zusammengefalteten Schein in die Hand zu schieben.

Ihre Augen öffneten sich, und sie schreckte hoch. Sie blinzelte das Geld mit alten Augen an. »Was ist das?« fragte sie verschlafen und ärgerlich, daß man sie geweckt hatte.

»Behalten Sie's«, sagte Richard.

Sie faltete das Geld auseinander und schob es in ihren Ärmel. »Waswollnse?« fragte sie Richard mißtrauisch.

»Nichts«, sagte Richard. »Ich will wirklich nichts. Gar nichts.« Und dann wurde ihm klar, wie sehr das stimmte; und wie furchtbar es war. »Haben Sie jemals alles bekommen, was Sie sich je gewünscht hatten? Und dann festgestellt, daß es gar nicht das war, was Sie wollten?«

»Kann ich eigentlich nicht sagen«, sagte sie und pulte sich den Schlaf aus den Augenwinkeln.

»Ich dachte, ich hätte dies hier gewollt«, sagte Richard. »Ich dachte, ich hätte ein nettes normales Leben gewollt. Ich meine, vielleicht bin ich verrückt. Na ja, vielleicht. Aber wenn das hier alles ist, will ich nicht vernünftig sein. Verstehen Sie?« Sie schüttelte den Kopf. Er griff in seine Innentasche.

»Sehen Sie das?« fragte er. Er hielt das Messer hoch. »Das hat Hunter mir gegeben, als sie starb«, erklärte er.

»Tun Sie mir nichts«, sagte die alte Frau. »Ich hab' doch gar nichts angestellt.«

Seine Stimme war seltsam eindringlich. »Ich habe ihr Blut von der Klinge gewischt. Ein Jäger pflegt seine Waffen. Der Earl hat mich damit zum Ritter geschlagen. Er hat mir die Freiheit der Unterseite verliehen.«

»Davon weiß ich nichts«, sagte sie. »Bitte. Stecken Sie's weg. Seien Sie ein guter Junge.«

Richard wog das Messer in der Hand. Dann stürzte er sich auf die Backsteinmauer neben dem Eingang, in dem die Frau geschlafen hatte. Er hieb dreimal darauf ein, einmal horizon-



tal, zweimal vertikal.

»Was tun Sie da?« fragte die Frau argwöhnisch.

»Ich mache eine Tür«, sagte er ihr.

Sie schniefte. »Tun Sie das lieber weg. Sonst werden Sie noch wegen Waffenbesitz eingesperrt.«

Richard sah den Türumriß an, den er in die Mauer gekratzt hatte. Er steckte sein Messer wieder in die Tasche, und er begann, mit den Fäusten an die Mauer zu hämmern. »Hey! Ist da jemand? Hört ihr mich? Ich bin's - Richard! Door? Irgend jemand?«

Er riß sich die Hände auf, aber er bearbeitete den Backstein weiter.

Und dann verflog der Wahnsinn, und er hörte auf.

»Entschuldigung«, sagte er zu der alten Frau.

Sie antwortete nicht. Entweder war sie wieder eingeschlafen, oder, was wahrscheinlicher war, sie tat nur so. Altes Schnarchen, echt oder vorgetäuscht, ertönte aus dem Eingang.

Richard setzte sich auf den Gehweg und fragte sich, wie man sich bloß das Leben so ruinieren konnte wie er. Dann schaute er wieder zu der Tür, die er in die Wand gekratzt hatte.

In der Mauer war ein türförmiges Loch, dort, wo er den Umriß hineingeritzt hatte. Ein Mann stand im Eingang, die Arme theatralisch verschränkt. Er blieb dort stehen, bis er sicher war, daß Richard ihn gesehen hatte. Und dann hielt er sich eine dunkle Hand vor den Mund und gähnte ausgiebig. Der Marquis de Carabas zog eine Augenbraue hoch. »Nun?« fragte er leicht gereizt. »Kommen Sie?«

Richard starrte ihn einen Herzschlag lang an.

Dann nickte Richard, denn er wagte es nicht, zu sprechen, und stand auf. Und gemeinsam gingen sie durch das Loch in

der Wand, zurück in die Finsternis, und ließen nichts zurück,  
nicht einmal die Tür.

## *Danksagung*

Dieses Buch wurde wie die meisten Bücher von einem Menschen geschrieben, der ein Wort hinter das andere setzte, bis er fertig war.

Da dieses Buch jedoch verkehrt herum und ganz zuletzt geschrieben wurde, gibt es wirklich ein paar Leute, denen ich Dank schulde.

Zuallererst Lenny Henry, Entertainer, Schauspieler und Comicfan, dafür, daß er mich vor über fünf Jahren angerufen und gefragt hat, ob ich Lust hätte, eine moderne Fantasy-Fernsehserie zu schreiben. Die Geschichte wurde auf Spaziergängen durch seinen Garten ausgebrütet und während ich die Hündin Delilah festhielt, damit er ihren Verband wechseln konnte. Sein Enthusiasmus hat mich dazu gebracht, es zu schreiben, es vorangetrieben und ihm durch die schlimmsten Phasen geholfen.

Janet Street-Porter war in der ersten Hälfte des Schreibprozesses eine einzigartige Hilfe. Clive Brill hat die Geschichte gehegt und gepflegt und dann die Fernsehserie produziert. Ohne Clive Brill wäre *Niemalsland* nicht das, was es ist. Wir haben uns in den vergangenen vier Jahren oft gestritten, und wenn wir uns nicht einigen konnten, hatte ich natürlich immer recht, und Clive hatte natürlich immer unrecht. Aber es ist erstaunlich, wie viele seiner Vorschläge in das Ganze eingeflossen sind und wie viele seiner Änderungen es verbessert haben.

Dewi Humphreys hat die Serie in Szene gesetzt. Als Regisseur hat er seine persönliche Vision mit eingebracht. Von ihm habe ich für das ganze Buch schamlos geklaut, ebenso

vom Art-Director und Set-Designer James Dillon. Mein Dank gilt ihnen beiden.

Dank schulde ich meinem anderen Ich, das sich die letzten fünf Jahre immer wieder den Kopf über die schlimmste Frage eines Autors zerbrechen mußte: »Und was kommt als nächstes?« Weil er alle Probleme gelöst hat, mußte ich nur noch die Geschichte erzählen.

Ich hatte das große Privileg, bei den Dreharbeiten zu der Fernsehserie dabei sein zu dürfen und allen im Weg zu stehen. Dafür bin ich dankbar: Es geschieht nicht oft, daß wir unsere inneren Landschaften tatsächlich betreten können. Mein Dank gilt den Schauspielern, die die Worte verkörpert haben. Ich habe vieles aus ihrer Arbeit für mein Buch abguckt und danke ihnen allen.

Danke an die gesamte Crew (NiemalsWarm, NiemalsSaubere, NiemalsSagtEinemEinerWas und NiemalsZweiTageHintereinanderAmSelbenOrt), die meine Fragen bereitwillig beantwortet haben und mich ertrugen, während sie ihre Arbeit machten. (NiemalsWieder).

Kelli Bickman hat die ersten Kapitel nach den handschriftlichen Notizen, die ich am Set gemacht habe, abgetippt, was eine eindrucksvollere Leistung ist, als es sich anhört. (»Was heißt das hier?« - »Ähm, keine Ahnung.«)

Die Unentbehrlichen: Polly McDonald, die unglaubliche Crucial-Chefin, und Beverly Gibson, ohne die nichts gegangen wäre. Sie hatten eine Engelsgeduld.

Sheila Ableman von BBC Books stand von Anfang an hinter *Niemalsland*. Mit ihrer Begeisterung hat sie Geld aufgetrieben, um die Sendung ins Rollen zu bringen. Dieses Buch existiert, weil sie es so wollte.

Merrilee Heifetz und Carole Blake und Conrad Williams

haben mit dem Voodoo-Zauber geholfen, den sie so gut beherrschen.

In Tori Amos' Haus durfte ich die ganze Blackfriars-Episode schreiben, während Steve Jones mich von Earl's Court bis zu British Museum beherbergte.

Und schließlich hat meine ganze Familie - Frau, Kinder, Assistentin und Katzen - erstaunlich verständnisvoll darauf reagiert, daß ich immer wieder für lange Zeit nach Unter-London verschwand. Bis auf die Katzen, von denen sich zwei auf der vorletzten Tour angewidert aus dem Staube machten und seitdem nicht wieder aufgetaucht sind.

Neil Gaiman  
30. Mai 1996

**Niemalsland** würde nicht existieren, wenn es Lenny Henry nicht gäbe. Deshalb ist dieses Buch ihm gewidmet und Polly McDonald: zwei Geburtshelfer, die sich so gar nicht ähnlich sehen, außer daß sie beide unmöglich groß sind.

Außerdem ist das Buch Clive Brill und Beverley Gibson gewidmet, beide von normaler Statur.